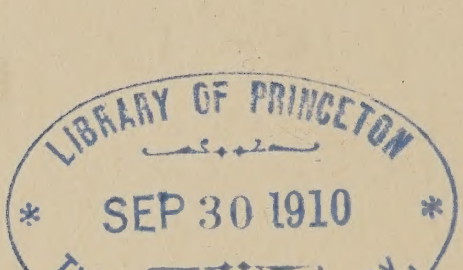
BUECHNER
YORK



Division BX3702
Section .H71

LIBRARY OF PRINCETON
SEP 30 1910
THEOLOGICAL SEMINARY.

Die Jesuiten.

Geschichte und System

des

Jesuiten-Ordens

von

Paul E. F. Hoffmann.

Erster Band.

Mannheim.
Druck und Verlag von J. Schneider.
1870.

Die Heiligen.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Einleitung	1
Die Reformation	5
Ignatius v. Loyola	21
Die Organisation des Jesuiten-Ordens	42
Die Ausbreitung des Jesuiten-Ordens	64
Die Exercitien oder geistlichen Uebungen der Jesuiten	95
Die Theologie der Jesuiten	105
Die Moral der Jesuiten	117
Erziehungswesen	133
Die Politik der Jesuiten	168
Die Greuelthaten der Jesuiten	214

Einleitung.

Es kann kein Zweifel darüber sein, daß das Christenthum als eine der großartigsten und merkwürdigsten Erscheinungen der Weltgeschichte dem Menschengeist einen gewaltigen Impuls gegeben hat. Man mag von den ältesten Urkunden des Christenthums denken, wie man will, sie mögen durch die neuere Kritik noch so sehr zersetzt sein, Niemand wird es leugnen, daß das geistige und sittliche Leben der Menschheit von dort an einen neuen Schwung erhalten hat. Ein neues Leben erwachte, das Gemeinden stiftete und Nationen durchdrang; zum ersten Male wurde die Menschenliebe als Princip proclamirt, die tiefsten und höchsten Fragen der Speculation wurden in Angriff genommen, und im Leben eine Tapferkeit entwickelt, die vor keiner Gefahr zurückwich. Das neu erwachte Leben, das vom Orient ausging und die Runde um die Welt machen sollte, hat den Sieg errungen, den Sieg des Christenthums.

Gleichwohl ist dieses ursprüngliche Lebensprincip, dem wir die Fortschritte der christlichen Religion zuschreiben müssen, im Laufe der Zeiten vielfach getrübt worden. Die Religion wurde zur Kirche, die Kirche zur Hierarchie; die weltlichen Waffen siegten über die geistigen, die Innerlichkeit des urchristlichen Wesens ging verloren in roher Aeußerlichkeit, in Formen und Fantasien. Es trat eine förmliche Erstarrung ein, die im Leben durch das Papstthum im Glauben und in

der Wissenschaft durch die Scholastik bezeichnet wird. Je gewaltiger die Dimmensionen waren, die diese Erscheinungen annahmen, desto weniger vermochten sie bei ihrer colossalen Höhe und Breite dem Sturm der Zeiten zu trotzen. Denn nicht blos der Geist des Urchristenthums, sondern der Geist schlechthin, war längst aus diesen Formen verschwunden. Die Opposition im Laufe des Mittelalters und vor Allem die Reformation ist eben nur Streben des Menschengeistes, aus dem Formenstrom, aus dem opus operatum heraus wieder zum Leben, zum Selbstbewußtsein zu gelangen. Daher auch mit der Erneuerung des Glaubens die Wissenschaft Hand in Hand ging. Diese neue Geistesbewegung, die wesentlich auf subjectivem Grunde beruhte, idealistischer Natur war, sollte indessen bedeutenden Widerstand finden in den reactionären und materiellen Gewalten. Der Materialismus der Hierarchie war, trotz seiner leeren Hohlheit, so leicht nicht zu überwinden, die Idee wurde erkannt, aber sie vermochte mit ihrem Sonnenlicht nicht überall durchzudringen, die Härte Jahrhunderte alter Dogmen und Gebote war nicht zu brechen, vielmehr suchten die alten Erscheinungen sich mit neuem erborgtem Flitter aufzuputzen, mit allem Raffinement sich in ihrer bisherigen Omnipotenz zu erhalten.

Der Jesuitismus ist nichts Anderes, als eines dieser Mittel, um dem Geist der Neuzeit entgegenzutreten. Der Jesuitismus ist unter all den Versuchen, die Hierarchie, die Scholastik, den Despotismus festzuhalten und zu restituiren, der großartigste, der durchdachteste, der folgenreichste gewesen. In diesem seinem Versuche, in diesem seinem Plane, der Unterjochung Aller unter den Mosaismus, in dieser colossalen Verschwörung gegen den Geist liefen alle anderen reactionären Bemühungen zusammen. Um zu dem vorgesteckten Ziele zu gelangen, mußte die Kirche, die Kanzel, der Altar, der Beichtstuhl, die Schule, die hohe Schule und die Volksschule, das Kloster, das Theater, das Cabinet des Fürsten, das

Schlachtfeld, mußte die Intrigue, Dolch und Gift dienen. Auf allen Gebieten wurde der Kampf eröffnet im Bund mit den größten Gewalten.

Heute ist dieser Kampf noch nicht zu Ende. Denn überall findet er seine Streiter, die die Autorität auf politischem, kirchlichem, wissenschaftlichem Gebiete und die Freiheit des Gedankens und der Ueberzeugung zu erdrücken suchen. Die Menschheit ist schon mehr als einmal wieder in die alte Nacht und Noth zurückgeworfen auf Jahrzehnte und Jahrhunderte, wenn sie gegen ihre Schergen nicht auf der Hut war. Heutzutage ist zwar der Jesuitismus als Großmacht gebrochen, von seinem Sturz im vorigen Jahrhundert hat er sich nie wieder erholt. Aber sein Geist ist noch nicht ausgestorben, weil er der Geist aller Gedanken- und Freiheitsfeinde ist, der auf die Unwissenheit und Gutmüthigkeit der Völker sich stützt.

Vor diesem Geist zu warnen, diesen Geist ausrotten zu helfen, ist die Absicht der folgenden Capitel. Es ist ein grauenhaftes Bild, das hier aufgerollt wird, aber wir müssen es betrachten, um immer dringender einzusehen, wie nothwendig es ist, daß wir uns mit allen Kräften anstrengen, aus den mittelalterlichen Vorstellungen herauszukommen und das arme Volk aus dem Verdummungssysteme und den Klauen der Gewissenspeiniger, der Feinde der Menschheit, zu entreißen.

Es können sich in diesem Spiegel anschauen nicht blos die Ultramontanen, sondern auch die protestantischen Theologen, die dem Geiste nicht vertrauen, sie werden dabei entdecken, daß es zum Verderben führt, wenn man, gleichviel an welchem Punkt, den Gedanken verleugnet, und sich Vorstellungen und Voraussetzungen hingibt, die mit dem Maßstab der Vernunft nicht gemessen werden können. Es können sich aber auch alle Diejenigen darin spiegeln, denen Macht vor Recht geht, denen jedes Mittel gefällt, das zum Zweck führt, alle Die-

jenigen, die den Zwang anwenden, um Menschen zu leiten. Die Jesuiten, trotz ihrer Organisation, trotz ihrer Macht, trotz ihrer Freiheit haben auf diesem Weg bis heute Nichts gewonnen und Nichts gefunden als den Fluch der Völker, und einen Widerstand, an dem sie zerschellen müssen, um so rascher, je mehr sie in neuester Zeit sich auflehnen mit frecher Stirne gegen jeglichen Fortschritt. Die Geschichte und das System der Jesuiten predigt vernehmlicher, als irgend eine historische Erscheinung der Gewaltigen dieser Welt: Nur die freie Selbstbestimmung der Einzelnen und Völker kann bewahren vor geistigem und moralischem Untergang, nur sie kann die Menschheit ihrem hohen Ziele entgegenführen!

Die Reformation.

Die Reformation ist nichts Anderes, als die Reaction gegen das Mittelalter. Der Jesuitismus aber ist die Reaction gegen den Protestantismus.

Schon lange Zeit vor den Tagen der Reformation, wo Luther, Calvin und Zwingli in die Schranken traten, war in der christlichen Kirche, wie in dem christlich-germanischen Staat die Opposition erwacht. Niemals konnte man es dahin bringen, daß die Menschen vollständig blind wurden, daß das innere Licht des Gedankens ihnen ausging. Der Glanz, der die erste christliche Gemeinde umstrahlte, war nur gar zu bald erloschen, die innere Einfalt und die äußere Einfachheit war im Laufe der Zeiten mehr und mehr verloren gegangen. Desto mehr trat an die Stelle der inneren Wahrheit und Herrlichkeit die Aeußerlichkeit. Die Kirche wurde schon früher, als man vielleicht glaubt, eine Anstalt, in welcher Eitelkeit, Herrschsucht sich breit machte. Hiezu gesellte sich Ueppigkeit und Wollust. Man kann es kühn behaupten, die Apostel würden schon sehr frühe, wenn sie wiedergekehrt wären, die christliche Kirche nicht mehr als die Gemeinde ihres Herrn und Meisters erkannt und sich schmerzlich berührt von ihr abgewendet haben. Das geistige Salz, das die Menschheit vor der Fäulniß bewahren sollte, war unter Denen, die die helle und klare Erkenntniß verbreiten sollten, nur gar zu bald verloren gegangen; das Licht ging viel schneller aus, als man nach seinem ursprünglichen Strahlenglanz hätte erwarten sollen; es traf sehr frühe

schon ein Rückschritt ein statt des Fortschritts, ein Rückschritt vom Geist zur Form, vom Wesentlichen zum Unwesentlichen, vom Innern zum Aeußern, vom wahren Christenthum zum Heidenthum und Judenthum. Denn eben dieser Mangel an Geist, dieses Werthlegen auf Statute und Glaubenssätze, auf Gebete, Hersagen und Ceremonien, die Verehrung von Bildern, das Emporsteigen einer gegliederten Hierarchie war der Rückschritt. Das Christenthum hatte ursprünglich aus dem rohen Heidenthum und Judenthum heraus den Aufschwung zum Idealen bezeichnet, aber es sollte nur zu bald in den niedersten Materialismus der Augenlust, Fleischeslust und Hoffart zurückfallen.

Gegen dieses Unwesen hatte sich schon frühe eine Opposition gebildet. Ganze Secten und einzelne geist- und charaktervolle Männer, selbst Kirchenversammlungen hatten sich dagegen erhoben. Man wollte allgemein eine Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern; der Kaiser wünschte sie so gut, wie der gemeine Mann, der Cleriker so gut, wie der Ritter. Aber die Dinge nahmen immer nur eine schlimmere Wendung, das sog. christliche Volk war vollständig in den Händen der Geistlichkeit, der Hierarchie, und setzte einen ungemessenen Glauben an die Lehren der Priester, gehorchte eben blind wie die Heerde dem Hirten. Die Priester sagten es immer und immer wieder dem armen Volke vor, daß nur durch ihre Vermittlung der Himmel zu gewinnen sei, daß sie die Kirche seien, und daß Niemand Gott zum Vater haben könne, der die Kirche nicht zur Mutter habe. Man darf sich darüber nicht wundern. Das Volk war durchaus unwissend. An Schulen fehlte es fast gänzlich. Die Geistlichen selbst waren in einem uns unbegreiflichen Grade unwissend, und wenn sie Etwas wußten, so waren es wenige Bruchstücke aus einer mageren spitzfindigen Philosophie, Scholastik genannt, die den Geist nicht belebte und das Herz leer ließ. Die Bibel war dem Volk völlig unbekannt, selbst die

meisten Geistlichen kannten sie nicht; sie war dem Volk nicht durch Uebersetzungen zugänglich gemacht, dasselbe hätte auch im günstigsten Falle sie nicht benützen können, weil es nicht lesen konnte. Man predigte dem Volk nicht die Lehren des Christenthums, sondern die Vorschriften, Statute und Ceremonien der römischen Hierarchie, erzählte ihm die abgeschmacktesten Fabeln und erdichteten Mirakel und Legenden, lose Scherze, Zoten und Possen, wie dies besonders in der sog. Osterfreude vorkam, wo man von den Kanzeln aus das sog. Ostergelächter zu bewirken suchte. Da konnte ein Prediger von der Kanzel rufen wie ein Kukuk, ein anderer schnatterte wie eine Gans, ein anderer erzählte von dem Apostel Petrus, wie er seinen Gastwirth um die Zeche betrogen ꝛc. Es wird geklagt, daß die Geistlichen mit dem Leiden und Verdienst Christi umgegangen seien, wie mit Fabeln. Christus wurde als ein strenger Richter vorgestellt, vor dem man nur Gnade finde durch die Fürbitte der Heiligen und den päpstlichen Ablaß. An die Stelle Christi traten die Fürbitter und die Jungfrau Maria. Diese Fürbitte erlangte man dann vorzüglich durch gute Werke, das heißt durch Fasten, Wallfahrten, Wiederholung des Vaterunsers, Ave Maria, Rosenkränze, den Mantel Mariä, die Gebete Ursulä, Brigittä, Psalter und Herrnloben. Tag und Nacht, sagt ein Schriftsteller damaliger Zeit, mußte man singen, plärren, schreien, murmeln, während doch Christus lehrte, wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel Worte machen, wie die Heiden. Wallfahrten, Almosen, Ablaß wurde die Hauptsache, christliches Leben im Geist und in der Wahrheit Nebensache. Die eigentliche christliche Religion verschwand, jüdischer Werkdienst trat an ihre Stelle, an die Stelle der Lehren der heiligen Schriften traten die römischen Satzungen, die von den Priestern ersonnen waren, um die volle Macht über die Menschen in die Hände zu bekommen.

Hierzu kam die grenzenlose Verdorbenheit der Geistlichen. Es herrschte unter ihnen nicht blos eine unglaubliche Un-

wissenheit, sondern eine Verdorbenheit, von der wir uns heute nur schwer einen Begriff machen. Die Ehelosigkeit und die Beschäftigungslosigkeit allein führten zu den scheußlichsten Vergehungen. Der Zustand der in wilder Ehe lebenden Priester, die mit unehelichen Kindern belastet waren und sich trotz der erkauften Absolution in ihrem Gewissen beschwert fühlten und wenn sie das Meßopfer vollzogen, eine Todsünde zu begehen fürchteten, mußte ebensosehr Abscheu als Bedauern erregen. Man war durchweg der Meinung, die Geistlichkeit wolle nur der Wollust leben, von jedem Stand nahmen sie nur das Angenehme für sich und flohen die Mühe und Arbeit. Von den Rittern nahm der Prälat glänzende Umgebung, großes Gefolge, prächtigen Aufzug, von den Frauen die schönen Gemächer ꝛc., aber von der Last der Harnische, von der Mühe der Haushaltung, von der Arbeit im Schweiß des Angesichts wollten sie nichts wissen. Wer sich einmal gütlich thun will, sagt ein Sprichwort, der schlachte ein Huhn, wer ein Jahr lang, der nehme eine Frau, wer es aber sein ganzes Leben lang gut haben will, der werde ein Priester. Alles aber concentrirte sich bei dem Pfaffenthum damaliger Zeit in dem Wort: Geld her. Auf jede nur erdenkliche Art, unter tausend Vorwänden, mit List, Gewalt, Versprechungen aller Art, unter denen natürlich die ewige Seligkeit, über die sie als ihren Schatz verfügten, nicht fehlte, wußten sie sich Geld zu verschaffen und ihre Klöster und Kirchen zu bereichern. Nur allein den Barfüßern rechnete man nach, daß sie alle Jahre die Summe von 200,000 fl. einnähmen, während sie doch kein Geld anrühren dürften. Die Bettelmönche wurden überhaupt auf eine Million geschätzt. Welche ungeheuren Reichthümer die Klöster, Kirchen, Weltpriester und Mönche das ganze Mittelalter hindurch verschlungen haben, läßt sich gar nicht ermessen. Wo irgend eine Kirche, ein Kloster emporstieg, war es in Kurzem wohl dotirt und in nicht ferner Zeit zu Reichthum gelangt. Dieser Reichthum kam nur aus dem Säckel des Volkes, der Grund und Boden wurde so dem

Volke entzogen, die Geistlichkeit selbst hatte ihre Hörigen und Leibeigenen. Das war das Wirken der Zeiten, überall fremde Kräfte einzusaugen; ganze Dörfer verschwanden, halbe Gaue wurden verödet. Man kann es in Wahrheit von der Kirche sagen, daß sie einen unersättlichen Magen hatte, der Alles zu verschlingen trachtete und Nichts mehr von sich gab. Die Spitze erreichte das Alles in Rom. Die Einkünfte, die der päpstliche Hof aus Deutschland im Laufe der Zeit zu ziehen verstand, steigerten sich ins Unglaubliche. Man berechnete die jährlichen Summen, die der römische Hof aus Deutschland bezog, auf 300,000 fl. Das ist aber nur das wenigste, denn dabei sind die sogenannten Annaten, die tausendfachen Prozeßkosten, die Erträgnisse der Pfründen, der Ablaß nicht mit eingerechnet. Der Ablaß war zu Zeiten so bedeutend, daß die Päpste ihre Kriege damit führten, sich aus ihren Finanzverlegenheiten rissen, und die Kaiser die Ueberlassung desselben für ihre Kriegszüge verlangten. Ein Pallium konnte allein 20,000 fl. kosten; wenn sich nun die Vacanzen des Bischofssitzes öfters wiederholten, so verursachte das ungeheure Kosten, die schließlich eben wieder das Stift oder mit andern Worten das Volk zahlen mußte. So kam es oft, daß ehe noch die alte Umlage gezahlt war, schon wieder eine neue gezahlt werden mußte. Man mochte sich bei dem päpstlichen Hof um Nachlaß oder Abhilfe verwenden wie man wollte, — Alles war vergeblich. Man klagte vielfach über Verarmung des Volkes in Folge der Auflagen der Geistlichen. Es wurde berechnet, was die Christenheit ausrichten könnte, wenn sie alle jene ungeheueren Summen in Händen behalten würde, wie sie über die Türken Meister werden würde u. dgl Der römische Stuhl hatte aber auch viel Geld nöthig. Der cultivirende und humanisirende Beruf, den einst die Päpste hatten gegenüber den Völkern des Abendlandes, war längst aufgegeben; viel weniger hatte man es darauf abgesehen, den Völkern wirkliche

Bildung und Religiosität mitzutheilen, als vielmehr sie unter das welsche Joch römischer Hierarchie zu beugen und ihre Reichthümer in die Hände zu bekommen. Die meisten Päpste waren uneingedenk ihres hohen Berufs, Hirten der Völker zu sein, vielmehr suchten sie zu herrschen, verwickelten sich in weltliche Händel, trachteten nach Reichthümern, Vergrößerung ihres Landes und ihrer Macht. Eine Prachtliebe und Ueppigkeit herrschten an dem römischen Hof, die unter einzelnen Päpsten in einer Weise ausartete, daß durch sie die Kirche in ihren höchsten Gliedern gradezu geschändet wurde. Diese Menschen, die sich die Nachfolger Petri nannten, wetteiferten an Lasterhaftigkeit mit einem Nero, Caligula und Heliogabalus. Trotz dem Allem behaupteten ihre Anhänger, daß die Würde des Papstes die höchste in der Christenheit, daß er der Stellvertreter Christi auf Erden, in Sachen des Glaubens unfehlbar sei. In Rom war der Heerd des ganzen Verderbens der damaligen Menschheit; von Rom war die Christenheit abhängig, von Rom ging die Lehre, von Rom das Vorbild für das Leben aus. Da war es denn kein Wunder, wenn die übrige Geistlichkeit bis zu dem letzten Weltpriester und Mönch herab von dort aus inspirirt, geleitet, verderbt und verführt wurde. Wie ein Gift drang von Rom aus Herrschsucht, Geistesunterdrückung, Aberglauben, Geldgier und Ueppigkeit durch die Geistlichkeit. Das Alles wurde mit einem unglaublichen Leichtsinn und einer nichtswürdigen Frivolität betrieben, die mit den Heiligthümern und höchsten Gütern der Menschheit spielte, als ob es Kieselsteine wären. Was aber noch weit schlimmer war als die weltliche Gewalt, und der irdische Glanz, den die Päpste sich auf jede Weise zu erringen suchten, war die geistliche Gewalt, mit der sie die Gewissen, die Herzen, die Geister zu beherrschen suchten. Sie wollten Völker, vornämlich das deutsche, auf den römischen, auf den welschen Standpunkt stellen; sie wollten die geistige Entwicklung der Menschheit nicht über

den Ideenkreis des 11ten Jahrhunderts hinaus kommen lassen; römische Lehre, römische Geistlichkeit, römisch-welsche Gesinnung sollte unter uns allherrschend werden. Der blinde Gehorsam, die Unterordnung in allen Dingen des Denkens und Glaubens unter den Ausspruch des römischen Stuhls, war dazu angethan, die Völker in einer ewigen geistigen Blindheit zu erhalten. Die Menschheit der damaligen Zeit hat wahrlich viel ertragen von Seiten der Hierarchie, aber sich blind machen und in ewiger geistiger Gefangenschaft erhalten zu lassen, das war wider die Natur gewesen; es war eine Unmöglichkeit. Niemals wird die Geistesherrschaft über die Menschheit Meister werden, denn sie wäre ihr Tod.

Schon Jahrhunderte vor der Reformation wurde die Verbesserung der Kirche laut begehrt. Die Klage über deren verderbten Zustand trat zu dieser Zeit lauter und lauter hervor. Denn auch in den verdorbensten Zeiten gab es noch Gemeinden und einzelne edle Geister, welche die unverfälschte christliche Lehre festhielten und die Gebrechen und Irrthümer der Kirche durchschauten. Vorzüglich war solche Gesinnung und Einsicht zu finden unter den von der römischen Kirche verfolgten Secten, welche auch unter den härtesten Leiden und Mißhandlungen nicht müde wurden, dem Licht der reinen Wahrheit, die sie erkannt hatten, zu folgen. Die Mystiker waren es neben den eigentlichen Sectirern, die vor Allem noch nach rechtschaffenem Wandel und stiller Gemeinschaft mit Gott strebten; sie sahen der Zerrüttung der Kirche mit tiefer Betrübniß zu und suchten dem Verderben mit den Waffen des Geistes nach Kräften entgegenzuwirken. Sie wollten Nichts wissen von leeren theologischen Streitigkeiten und nutzlosen Disputationen, trachteten vielmehr nach innerer Besserung und Ruhe in Gott. Der Mechanismus, das Ceremonienwesen im Gottesdienst war ihnen sachlich zuwider, sie trachteten nach der inneren Seligkeit eines in Gott ruhenden Wesens. Die Waldenser, Albigenser, Begharden,

Männer wie Ruysbroek, Suso, Tauler, der Verfasser der deutschen Theologie, Johann von Gach, Johann von Wesel, Gerhard Graus, Thomas von Kempen, wie Olaff, Savonarola, Huß wirkten wesentlich in diesem Geiste. Ganze Völkerstämme wie die Böhmen erhoben sich wider die römische Hierarchie und setzten Blut und Gut ein, um mit den Waffen in der Hand sich das Recht zu erobern, einer reineren Lehre folgen und den pfäffischen Unfug abschaffen zu dürfen. Die tiefere Auffassung des Christenthums begann schon damals immer mehr unter das Volk zu dringen. Wenn auch die Meisten nicht lesen konnten, so wurde Licht und Feuer doch vielfach durch Prediger und Volksredner umhergetragen. Hiezu kam wohl die Liebe zu den Wissenschaften, die von Italien her von den Universitäten aus sich immer mehr auch unter dem Volke verbreitete.

Allen diesen Bewegungen, die auf dem Gebiete des Geistes in der verschiedensten Form vor sich gingen, widersetzte sich die römische Kirche auf's Entschiedenste. Es waren meist nicht die Waffen des Geistes, mit welchem man gegen sie einschritt, sondern mit Krieg, Schwert, Scheiterhaufen ging man gegen sie vor. Gegen die Albigenser wurde ein Kreuzzug unternommen. Ihre Stadt Bezières wurde erstürmt und der päpstliche Legat rühmte sich als Bote der göttlichen Rache die Stadt vernichtet, Niemand am Leben gelassen, das Kind im Mutterleibe nicht geschont zu haben. Viele Tausende gingen zu Grunde. Auch die Waldenser wurden durch die fürchterlichsten Verfolgungen vernichtet oder zersprengt und konnten nur mit Mühe in den Thälern der Alpen und Pyrenäen unter steten Verfolgungen und Drangsalen ein kümmerliches Leben fristen. Viele einzelne Bekenner der Wahrheit endeten auf dem Scheiterhaufen oder in den Gefängnissen der Inquisition. Das Inquisitionsgericht stand unmittelbar unter dem Papst; wegen der Rücksichten, welche Bischöfe versucht sein konnten, für ihre Angehörigen zu nehmen, wurde das

Glaubensgericht fremden Mönchen, vorzüglich den Dominikanern übergeben. Das Gericht war verpflichtet, überall nach Ketzereien zu forschen, jeden Verdächtigen zu verhaften, forderte statt Anklagepunkte vorzulegen, eine Generalbeichte, inquirirte durch die Folter, ließ Verbrecher, Ehrlose und Mitschuldige als Zeugen zu und verschwieg die Namen der Zeugen. Entehrende Bußen, Einziehung des Vermögens, ewige Gefangenschaft, Feuertod waren die Strafen, denen auch Reumüthige nicht immer entgingen. Jeder Fürst, Gutsherr, Bischof, Richter, der einen Ketzer verschont, soll seines Landes, Gutes oder Amtes verlustig sein, jedes Haus, in welchem ein Ketzer gefunden wird, niedergerissen werden. Zu Ketzern und Verdächtigen wird, auch in tödtlicher Krankheit kein Arzt und kein Genosse ihres Verbrechens gelassen. Reuige werden aus ihrer Heimath, wenn diese verdächtig ist, entfernt, müssen andere Tracht anlegen, sind aller öffentlichen Rechte verlustig. Nimmt man nun an, daß Jeder als Ketzer angesehen wurde, der gegen die Lehren und Einrichtungen der römischen Kirche irgend welche Opposition wagte, so kann man sich vorstellen, welchen Wirkungskreis die Inquisition hatte, wie weit sie ihre Arme ausstrecken konnte, vollends, wenn dann, wie gewöhnlich geschah, die weltliche Obrigkeit ihr an die Hand ging. Eine finstere Macht, wie die Inquisition, die sich in ein undurchdringliches Dunkel zu hüllen wußte, konnte unter solchen Umständen geradezu Alles vollbringen. So hat denn die Inquisition viele Tausende von Menschen um Gesundheit, Vermögen und Leben gebracht, hat mit Folter, Feuer und Schwert gewüthet und ist ein Schrecken und Fluch aller Nationen geworden, unter denen sie sich fest setzen konnte. Es ist schrecklich, zu sagen, daß die Religion Jesu Christi so entwürdigt und verkehrt werden konnte, daß in ihrem Namen die Kirche Blut saufen konnte wie Wasser.

Mit solchen Mitteln suchte der Katholicismus und der Papst zu Rom seine Zwecke zu erreichen. Es wäre jedoch

leicht zu merken gewesen, daß man mit solchen Bemühungen den vermeintlichen Schaden nur ärger machte. Was wollte aber nun das Papstthum mit all der List und Gewalt, die es anwendete? Vor Allem war es darauf abgesehen, Ansehen und Autorität des römischen Stuhles aufrecht zu erhalten. Es war also eine Frage der Macht, um die es sich handelte. Die Priester von Oben bis Unten, vom Papst bis zum letzten Pfäfflein herab wollten die Menschen durchaus beherrschen und in Folge dessen auch wie ihre Schafe scheeren. Diese Herrschsucht erstreckte sich von jeher über die Fürsten, wie über die Völker, und die langen Kämpfe das Mittelalter hindurch zwischen den Päpsten und Kaisern war nichts als ein Kampf der römischen Hierarchie um die Macht. Ehrgeiz und Herrschsucht waren die Leidenschaften, von denen sie geleitet war. Es war hiebei auf weltliche Macht und irdischen Besitz offen abgesehen. Ein weltlicher Despotismus läßt sich schwer ertragen, aber noch weit schlimmer ist der geistliche Despotismus, wenn er von einer geistlichen, kirchlichen Macht herrührt, die da weltlich herrschen will, am schlimmsten aber ist es, wenn diese Macht das Denken und die Gewissen der Menschen leiten will. Das war aber das Hauptbestreben der römischen Hierarchie, das Denken der Menschen über höhere, über sinnliche Dinge festzuhalten, zu fixiren, zu beherrschen. Ueber Glaubenslehren und Sittenlehren sollte kein Mensch anders denken, als die Kirche, das heißt, der Papst es gestattete. Zu diesem Zweck wurde genau vorgeschrieben und gelehrt, was geglaubt werden müsse. Selbst die Professoren auf den Universitäten, die doch dazu da waren, die tiefsten Gründe der Dinge wissenschaftlich zu erforschen, durften nicht über die Glaubenslehren, wie sie die Kirchenlehre aufstellte, hinausgehen, wenn sie nicht Freiheit und Leben riskiren wollten. Ebenso wußten die Priester die Gewissen der Laien vollständig im Beichtstuhl in ihre Hände zu bekommen. Wer aber die Gewissen der Menschen in

Händen hat, kann am Ende Alles mit ihnen anfangen. Welche Macht die Priesterherrschaft auf diese Weise in die Hände bekam, wie sie die Hochgestellten und die Männer der niedersten Stände leiten, wie überall ihren Einfluß ausüben, wie sie den Fortschritt des menschlichen Geistes, wie sie überall hin ihren Zwang und ihre Irrthümer verbreiten, überall das Licht auslöschen konnte, um ihre eigene Finsterniß einzuführen, das läßt sich unschwer ermessen. Es ist daher kein Wunder, wenn man den Katholicismus mit seiner Uebermacht über die Geister das Reich der Finsterniß, die Unterjochung unter das Papstthum, die babylonische Gefangenschaft und den Papst zu Rom den Antichrist genannt hat. Dieses Werk der Finsterniß wurde zu allem dem mit einer unglaublichen Frivolität betrieben. Zu Rom war es Mode geworden, über Alles, auch das Heiligste, zu spotten, und über das dumme Volk, das man absichtlich in der Dummheit erhalte, um es desto eher ausbeuten und leiten zu können, zu lachen. Mitten unter diesem Treiben saßen die Päpste, ohne Sorgen, herrlich und in Freuden lebend, zu Rom, sie waren mit dem Verderben groß geworden und lebten darin ruhig fort. Sie selbst und Viele glaubten, gegen die Kirche gebe es keine Macht, und als der Sturm bereits drohte, sagten viele kluge Leute der damaligen Zeit, der arme Mönch, er möchte in seine Zelle gehen und ein Vaterunser beten.

Es ist hier nicht der Ort, eine Geschichte der Reformation zu schreiben. Es genügt uns, anzudeuten, wie sich die Dinge in damaligen Zeitläuften entwickelten, um die Reformation und die ihr auf dem Fuße folgende Reaction vorzubereiten. Das Bewußtsein, daß es in der bisherigen Weise nicht länger fortgehen könne, war allgemein. Die Reform von Oben bis Unten wurde in allen Schichten der damaligen europäischen Menschheit als eine Nothwendigkeit betrachtet. Ueber die Art und Weise, wie sie kommen werde, war man sich Nichts weniger als klar, aber, daß sie unter allen Um-

ständen kommen müsse, sah Jedermann vor Augen. Die Reformation ist zunächst entsprungen in ächten, frommen deutschen Herzen. Es war eine Angst in die Leute gefahren, es sei in der römischen Kirche nicht mehr die wahre Lehre und der rechte Brauch; sie fürchteten mit dem Ablaß und der vorgeschriebenen Seligkeit nicht selig zu werden. Die Seelen-Angst eines Luther war nur die Angst, die noch vielen tausend Herzen innewohnte. Daher der Jubel und die Freude, die bei dem Aufgehen des neuen Lichtes aus dem Bekanntwerden der neuen Offenbarungen kund wurde. Zu dem kam der in allen Schichten der Bevölkerung durchgedrungene Abscheu und Widerwille gegen das Pfaffenthum und die römische Hierarchie. Von einem höheren wissenschaftlichen Standpunkte aus wurde diese Bewegung noch unterstützt durch die Aufklärung, die sich durch das Wiedererwachen der Wissenschaften verbreitete. Als die Hierarchie in ihrer Anmaßung dem Wesen des neuen Geistes sich widersetzte und mit der alten unabänderlichen Anmaßung auftrat, bildete sich die neue Kirche mit ihrem formalen und materiellen Princip, der heiligen Schrift und der Rechtfertigung allein durch den Glauben; — diese Bewegung der Geister ruhte nnd rastete nicht, sie drang durch alle Lande und machte die Runde um die Welt, niederwerfend die alten Wahngebilde des tausendjährigen verhärteten Irrthums und aufrichtend ein neues Reich der Geister, das aber leider nur zu bald wieder der Erstarrung und Verknöcherung anheimfallen sollte.

Drücken wir das Bisherige mit andern Worten aus! Nach katholischer Anschauung ist die Kirche für den Menschen Alles, sie steht zwischen Gott und zwischen ihm, sie denkt für ihn, sie determinirt, sie assecurirt ihm das Leben für die Kirche. Der Glaube an die Absolutheit der Kirche machte die Bestimmtheit des ganzen religiösen Lebens und Denkens des katholischen Gläubigen aus; — damit wurde das religiöse Leben Etwas rein Aeußerliches, statt eine bestimmte Art des

Herzens zu sein, wurde die Religion nur äußere That und Werk, statt selbst zu glauben und zu denken, beruhigt sich der Mensch damit, daß die Kirche für ihn glaubt und denkt. Daß hieraus sich der Druck auf die Gedanken und Gewissen von selbst sich bilden mußte, in einer rohen und wilden Zeit, ist unschwer zu entdecken. Ebenso ist auf der andern Seite klar, daß der Aeußerlichkeit und Hohlheit der Trieb nach Verinnerlichung sich gegenüberstellen, dem Druck der Drang nach Freiheit entgegentreten, dem Fürsichdenkenlassen der Schulgelehrten und Pfaffen das Selbstdenken sich anreihen mußte. Sobald man anfing, in Glaubenssachen selbstständig zu denken, sobald man selbst untersuchte, sobald Luther die Bibel zu critisiren und über die Richtigkeit von Glaubenssätzen und die Rechtmäßigkeit kirchlicher Satzungen zu disputiren anfing, ebensobald war der alte Zwang factisch durchbrochen. Das Denken fing an, das Glauben hörte auf, und sobald man nicht mehr an die Wahrheit der alten Glaubenssätze und Statuten glaubte, ebensobald war es mit ihnen vorbei. Das Morgenroth, wenn auch nicht der Tag der Freiheit war aufgegangen. Denn an der Heraufführung der vollen Freiheit in Denken und Leben arbeiten wir auch jetzt noch.

Dieser Freiheit des Geistes entgegenzuwirken, sie womöglich zu vernichten, ist der Grundgedanke, der erste und letzte Zweck des Jesuitismus. Der Jesuitismus will die Vernichtung der Reformation mit allen ihren Folgen und Resultaten in Religion, Wissenschaft, Politik, Frucht und Leben. Der Jesuitismus ist die Verneinung des Protestantismus. Der Jesuitismus hat kein neues Princip aufgestellt, nichts Positives zu Stande gebracht, er will nur den Protestantismus vernichten und an seine Stelle die verknöcherte römische Autoritätskirche und Hierarchie stellen. Dem Denken setzte er den Kirchenglauben, der freien Selbstbestimmung die kirchliche Autorität, den geistigen Waffen die materiellen, dem geistigen Fortschritt den Rückschritt zum Mittelalter entgegen,

der Jesuitenorden nahm also auf den Kampf um die Alleinherrschaft des Glaubenszwangs gegen die Macht der Vernunft, den Kampf um den kirchlichen Despotismus gegen die Freiheit der religiösen Ueberzeugung. Der Jesuitenorden will die Universalherrschaft des Papstes gegenüber der freien Gemeinschaft der denkenden Menschen. Die päpstlichen Bannflüche, die Anatheme und Verfluchungen des Concils von Trient, die Foltern und Scheiterhaufen der Inquisition waren freilich zunächst die einfachsten Mittel, um zum Ziele zu gelangen. Aber wie sie früher schon nicht ausreichten, so mußten sie immermehr ihre Wirkung verlieren, seitdem der neue reformatorische Geist erwacht war, der in allen Köpfen und Landen zündete. Man mußte daher zu andern Mitteln seine Zuflucht nehmen. Alte Orden wurden reformirt, neue errichtet, die Inquisition in Rom von Neuem aufgenommen. Aber all' das reichte nicht aus Man versuchte es auf eine andere Weise. Man wollte den Fürsten und Völkern die Kirchenmacht und Autorität wieder als brauchbar und plausibel erscheinen machen, als Princip von Thron und Ordnung, man suchte den Katholicismus als bequeme und volksthümliche Religion, das katholische Erziehungssystem als ebenso leicht und genußreich, wie belehrend und sittigend, seine Moral als leicht erträglich und gewissenberuhigend darzustellen, man suchte katholische Wissenschaft und katholische Kirchenlehre, katholische Disciplin und Freiheit im Leben in eine möglichst leichte und angenehme Verbindung zu setzen. Zu diesem Ende und um wirklich zu einem der Kirche ersprießlichen Ziele zu gelangen, mußten alle Kräfte angespannt werden. Dieser Versuch ist in und mit dem Jesuitenorden gemacht worden. Die ganze Organisation des Ordens im Unterschied von andern Orden, die Neubelebung der alten Formen, die strenge hierarchische Organisation, die Verbindung und Accomodiation von Altem und Neuem, die ganze Zuspitzung auf den bestimmten Zweck der Vernichtung der Reformation und des neuen Geistes und der

Unterwerfung der Welt unter die absolute Herrschaft des Papstes, das Alles war auf dasselbe Ziel gerichtet.

Diese Tendenzen und Pläne hat der Jesuitenorden immer, zu allen Zeiten und an allen Orten gehegt bis auf diese Stunde. Die Jesuiten zur Zeit der Reformation, zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs, in den Jahren 1773, 1814, 1830, 1848 haben stets dieselben Grundsätze, dieselbe Verfahrungsweise festgehalten und sie halten sie heute noch fest. Allerdings wurde der Jesuitenorden seiner Zeit aufgehoben, aber niemals haben die Jesuiten diese Aufhebung anerkannt, niemals haben sie irgend Etwas von ihren Anschauungen oder ihren Thaten widerrufen. Sie bestanden, wie wir später sehen werden, fort unter andern Titeln und Namen und als der Orden wieder eingeführt wurde, standen sie wieder in der alten Weise, in derselben Form mit den gleichen Grundsätzen da, um den alten Kampf gegen die Reformation und die Geistesfreiheit gegen jeden politischen und spirituellen Fortschritt von Neuem aufzunehmen. Und so stehen sie noch heute da als die unveränderlichen und unverbesserlichen Feinde der freien Entwicklung der Menschheit.

Die Reaction der Jesuiten gegen die Reformation war demnach auch keine vorübergehende gegen die Männer und die Bewegung seiner Zeit, vielmehr ist der Jesuitismus die permanente Reaction gegen den Protestantismus überhaupt; er ist der permanente Kampf gegen das evangelische Bekenntniß, der permanente Vernichtungskrieg gegen das freie und autonome Denken, wie es unter den Völkern Europas im Lauf der Zeiten erwacht ist. Die Feinde des Lichtes, die die alte Macht des Mittelalters mit seinem inneren und äußeren Zwang wieder heraufführen möchten, stehen noch mitten unter uns, um uns offen und geheim, mit List und Gewalt, mit offenen und geheimen Waffen von vorn und von hinten zu bedrohen und anzugreifen. Es ist ihr offenes Bekenntniß, daß sie nicht blos durchdringen, sondern wieder zur Herrschaft

über die Geister gelangen müssen. Diese Absicht und diese Hoffnung ist ihr unabänderlicher Gedanke.

Wir dürfen es also kühn aussprechen, der Reformation und allen ihren Resultaten der freien geistigen und politischen Bewegung unserer Tage steht im Jesuitenorden eine permanente Reaction gegenüber. Eine Reaction, die um so bedeutsamer ist, als sie principiell organisirt, von den Mächtigen vielfach gehoben und unterstützt und wesentlich auf die Unwissenheit des armen Volkes basirt ist. Fassen wir insbesondere Deutschland ins Auge, so ist es eine Thatsache, die zu den ernstesten Ueberzeugungen führen sollte, wenn man bedenkt, daß bei uns die Jesuiten wirken dürfen in Landen, deren Gesetzen sie sich nicht unterwerfen, weil sie einem Oberen gehorchen, der in einem fernen Lande außerhalb unserem Bereich existirt. Daß diese Reaction gegen den Fortschritt, diese ewige Tendenz auf den Geisteszwang, um die Errungenschaften der Neuzeit zu vernichten, fortwährend unter uns geduldet wird, ist unbegreiflich. Wenn irgend ein Feind von Außen sonst sich unter uns einnisten wollte, um unser Volk spirituell und materiell auf seine Seite zu ziehen, so würden wir ihn auf's Aeußerste bekämpfen und mit allen ersinnbaren Mitteln hinauszudrängen suchen. Bei den Jesuiten, die die schlimmsten Feinde jeder Freiheit und jeden Fortschritts sind, thun wir es nicht. Wenn wir den Einfluß der Jesuiten auf Kirche, Schule, Politik, auf Familien und Einzelne bis zu den Cabineten der Fürsten hinauf ins Auge fassen, wie sie ihn jetzt noch besitzen und augenscheinlich mehr als je wieder gewinnen, so wissen wir nicht, wohin das noch führen wird. An Ein Wort wollen wir uns aber hierbei erinnern, das einst der Abbé la Roche-Arnaud seinen Landsleuten zurief: „Ist euch an beständigen Unruhen, ist euch an Revolution, ist euch an dem gänzlichen Untergange eures Vaterlandes gelegen, ruft die Jesuiten!"

Ignatius Loyola.

„Zu der Zeit," sagt die päpstliche Canonisationsbulle für Ignatius und Franz Xaver — „als man neue Welten entdeckt und in der alten sich Luther zur Bekämpfung der katholischen Kirche erhoben hatte, wurde der Geist des Ignatius zur Stiftung einer Gesellschaft erweckt, die sich vorzugsweise der Bekehrung der Heiden und der Herbeibringung der Ketzer widmete."

Dieser Mann ist Don Iñigo Lopez de Mecalda oder, wie er sich später nannte, Ignatius von Loyola. Als der jüngste Sohn des Ritters Bertram Herrn von Oyuez und Loyola und der Maria Saez de Vialda wurde er im Jahre 1491 auf dem Schlosse Loyola zwischen Azpeitia und Azcaitia in der Provinz Guipuzcoa in Spanien geboren.

Es ist nicht ohne Bedeutung für das Leben des Ignatius sowie für den Charakter seines Ordens, daß er aus Spanien stammte. In diesem Lande hatte der Kampf zwischen Christenthum und Islam, zwischen den Abkömmlingen der Westgothen und den Mauren sieben Jahrhunderte hindurch gedauert. Der romantische Geist des Ritterthums lebte noch fort, die Kämpfe gegen die Ungläubigen in Afrika und jenseits des Weltmeers erhielten diesen Geist — das Geschlecht des Ignatius gehörte selbst zu den ältesten und ritterlichsten des Landes. Das Familienhaupt mußte allemal durch ein besonderes Schreiben zur Huldigung eingeladen werden.

Ignatius verbrachte seine Jugend am Hofe Ferdinands des Katholischen, im Gefolge des Herzogs von Najara. Hier

erfüllte sich sein Geist mit den Bildern und Vorstellungen altspanischen Ritterthums. Der Streit der Ritterlichkeit war sein Streben. Schöne Waffen und Pferde waren seine Freude, aber auch der Zweikampf und Liebesabenteuer blieben ihm nicht fremd. Mit diesen romantischen Passionen vereinigte sich bei ihm schon frühe eine geistliche Richtung, eine tiefe Devotion und, wie er eine poetisch angeregte Natur war, hat er den ersten der 12 Apostel in einer Ritterromanze besungen. Ignatius wäre wohl ein berühmter Feldhauptmann, ein General Carls V. geworden, wenn ihn nicht eine Kugel aus dieser Laufbahn weltlicher Ritterschaft gerissen hätte.

Während in den Jahren 1520 und 1521 der König Carl in Deutschland war, wo er zum Kaiser erwählt wurde, erhoben sich die Castilianer und der Vicekönig Henriquez vermochte nur mit Mühe den Aufstand zu unterdrücken. Franz I. von Frankreich, Carls geschworner Feind, benutzte diesen Moment und schickte unter Andreas von Foix, dem Bruder des berühmten Generals Fautres, eine Armee an die spanische Grenze, welche sofort vor Pampeluna, der Hauptstadt der Provinz Navarra, erschien. Ignatius stand dem schon bejahrten Commandanten, der die Festung übergeben wollte, zur Seite, er ermuthigte die unerschrockenen Bürger, redete den Officieren zu; entschlossen, als Mann von Ehre zu fallen, erschien er selbst, mit dem Degen in der Faust, unter der Bresche und trieb die Stürmenden zurück, wurde jedoch bedeutend verwundet, indem ihm ein abgesprengter Stein das linke, und in demselben Augenblick eine Kanonenkugel das rechte Bein zerschmetterte. Die Spanier verloren den Muth und übergaben die Festung, Ignatius aber wurde zuerst in das Hauptquartier des französischen Generals und später auf das väterliche Schloß Loyola gebracht. Nun begann eine schwere Leidenszeit für ihn. Die zerschmetterten Beine waren schlecht geheilt, zweimal mußte der Schaden wieder aufgebrochen werden. Ignatius über-

stand die entsetzliche Operation mit einer wunderbaren Ruhe, im heftigsten Schmerz kniff er nur die Faust zusammen. Einmal glaubte man, er werde erliegen, aber er erholte sich, die Schmerzen verschwanden und die Kräfte kehrten zurück. — Seine Freunde behaupteten, der h. Apostel Petrus, den er oftmals angerufen, sei ihm im Traume erschienen und habe sein Bein geheilt. Gleichwohl blieb Ignatius sein Leben lang hinkend.

Während seines Krankenlagers ging eine wunderbare Veränderung mit ihm vor. In den einsamen Stunden verlangte er nach Büchern; er liebte die Ritterromane, vor Allem den Amadey, und als diese nicht aufzutreiben waren, las er das Leben Jesu und der Heiligen. Allmählig fand er Geschmack an ihrem Inhalt und fing an, ihre Thaten zu bewundern, St. Franciscus und St. Dominicus erschienen ihm als leuchtende Vorbilder geistlichen Ruhmes, er entschloß sich, sie nachzuahmen, er wollte auch das arme Leben Christi nachahmen, sich in die Wüste zurückziehen, um zu fasten und zu beten, nach Palästina ziehen und in einer Höhle leben, der Welt entsagen und Gott mit Beten und Fasten allein dienen. „Das hat Franciscus, das Dominicus gethan, warum sollte ich es nicht auch thun?" so sprach er zu sich selbst. Mit diesen frommen Gedanken und Entschlüssen wechselten aber noch sehr sinnliche und weltliche Regungen. Er konnte eine vornehme Dame, zu der er früher eine Neigung gefaßt und deren Dienst er sich in seinem Herzen gewidmet, nicht vergessen; sie sei keine Gräfin, sagte er, und keine Herzogin, sondern noch mehr als dies, er malte sich aus, wie er sie in der Stadt, wo sie wohne, aufsuchen, wie er sie mit zierlichen, galanten Worten anreden wolle, wie er ihr seine Hingebung bezeigen, welche ritterlichen Uebungen er ihr zu Ehren vornehmen werde. So schwankte er innerlich hin und her und es entstand ein heftiger Kampf in seinem Innern, der jedoch immer mehr auf Seiten seiner geistlichen Phantasien sich neigte, je

schlechteren Erfolg seine Heilung hatte, je langsamer sie fortschritt. Er beschloß, jeder irdischen, sinnlichen Liebe zu entsagen, auf alle ehrgeizigen Unternehmungen zu verzichten. Er phantasirte von zwei Heerlagern; das eine sah er bei Jerusalem, das andere bei Babylon, das Heer Christi und das Heer des Satans, dort die Frommen, hier die Gottlosen, beide zum Kampfe gerüstet. Christus als König verkündige seinen Entschluß, alle Länder der Ungläubigen zu unterwerfen, wer ihm die Heeresfolge leisten wolle, müsse sich jedoch denselben Mühseligkeiten, Entbehrungen, Nachtwachen aussetzen, wie er selbst, vor ihm und der heiligen Jungfrau und dem ganzen himmlischen Hof werde dann ein Jeder erklären, daß er dem Heere so treu wie möglich nachfolgen, alles Ungemach mit ihm theilen und ihm in wahrer, geistiger und leiblicher Armuth dienen wolle.

Ignatius fand, daß seine guten Gedanken und Entschlüsse von himmlischer Einwirkung herrühren, dagegen seine Begierden und sinnlichen Vorstellungen von einem bösen Geiste ihm eingegeben werden. Er schlug den letzteren zurück und öffnete sein Herz den himmlischen Einflüssen. Einsmals beweinte er auf den Knieen seine Sünden vor dem Bilde der heiligen Jungfrau und gelobte ihr und ihrem Sohne ewige Treue, darauf meinte er einen Beweis des göttlichen Wohlgefallens an seinem Gelübde zu entdecken, indem das Schloß erschüttert wurde, die Fenster zerbrachen und die Mauer zerriß. Ein anderes Mal soll ihm die heilige Jungfrau erschienen sein mit dem Jesuskind auf den Armen, umgeben von himmlischem Glanze. Er wurde von überirdischer Freude erfüllt, seine Seele fühlte er von den Bildern sinnlicher Freuden gereinigt, fortan verlor er allen Geschmack an sinnlichem Vergnügen, auch blieb ihm die Erscheinung der Jungfrau und ihres Sohnes immer vor Augen und wenn er sich zu ihnen im Geiste erhob, mochte er diese Welt nicht mehr ansehen. Jesus und der Teufel erschienen ihm in

Gestalt von Werbeofficieren; wie Hercules am Scheideweg entschied er sich für das Reich des Guten gegen das Böse. Die Gaben von Oben konnten dann auch nicht ausbleiben; die Jungfrau Maria war es, die ihm die Gabe der Keuschheit verlieh.

Es konnte nicht fehlen, diese Bilder, diese Bestrebungen mußten dem Ignatius zu einer Art von geistlichem Ritterthum führen, reich an Entsagungen, Opfern und Kämpfen, an Glanz und Sieg; in Jerusalem, in der Bekehrung der Ungläubigen, in der Ausrottung des Unglaubens sah er im Geiste den Wirkungskreis seiner Zukunft.

Als er sich von seiner Krankheit wieder erholt hatte, riß er sich los von den Seinigen, die ihm nicht trauten und ihn zu warnen suchten, zog hinweg von seinem väterlichen Hause und seinen Verwandten und stieg den Berg von Montserrat hinan. Hier im Kloster legte er statt seiner reichen Ritterkleidung ein Bettlergewand an, hing seine Rüstung vor einem Marienbild auf und hielt mit dem Pilgerstab in der Hand knieend oder stehend im Gebet Nachtwache. Von da zog er nach Manresa und ergab sich bald in einer Höhle, bald in der Zelle eines Dominicanermönchs den härtesten Bußübungen, Lasten, Geißelungen dreimal im Tag, um Mitternacht erhob er sich zum Gebet; sieben Stunden täglich brachte er auf den Knieen zu, alle acht Tage empfieng er die Eucharistie, er enthielt sich einmal von einem Sonntag zum andern aller Lebensmittel. Er gerieth nun in einem gewaltigen Seelenkampf, sein Sündenbewußtsein ging so weit, daß ihm sein ganzes Leben Nichts als Sünde zu sein schien, er spürte nach Sünden umher, auch die unbedeutendsten Kleinigkeiten suchte er auf, er quälte sich selbst auf's Peinlichste mit der Entdeckung alter Sünden; er gerieth in eine Art von Verzweiflung und war mehrmal nahe daran, sich aus dem Fenster zu stürzen. Sein Beichtvater mußte ihn davon abwehren. Aber trotz all dieser Selbst-

quälerei, bei der er mit einer eisernen Kette um die Lenden umherging, an Werktagen nur Wasser und Brod, an Sonntagen nur etwas Gemüse genoß, im Spital auf bloßer Erde schlief, vor den Thüren in schmutzigstem Aufzug, um nicht als Edelmann erkannt zu werden, Brod bettelte, so daß die Kinder ihn mit Steinen warfen, — trotz Alledem kam er nicht zum Frieden. Endlich machte er bei seinem inneren Hinbrüten und Phantasiren eine Entdeckung: er fand daß alle diese inneren Anwandlungen und Anfechtungen, die ihn beschwerten, Eingebungen des guten oder des bösen Geistes seien, daß die einen erheben, die andern ihn niederdrücken. Er glaubte auf einmal zu entdecken, daß alle seine Pein vom Satan herrühre, und nun entschließt er sich, mit seinem ganzen vergangenen Leben abzuschließen. Hier machte er offenbar einen phantastischen Sprung, nicht die innere Ueberzeugung, die innere Reinigung, der innere Sieg, war es, was ihn vorwärts trieb, es war ein plötzlicher Entschluß. Immer kam er wieder auf seine Phantasien zurück, er hatte Entzückungen, die wenige Augenblicke und acht Tage währten. Als der Priester die Hostie emporhob, sah er über ihr die Gnade des göttlichen Lichtes und in ihr den Gottmenschen; in einem unbestimmten oder vielmehr unbestimmbaren Gegenstand von weißer Farbe, aus dem Strahlen hervorbrachen, glaubt er das Mysterium der Weltschöpfung zu sehen, die Menschheit Christi vergegenwärtigte sich ihm, gewiß 40mal in dem Städtchen Manresa in Gestalt eines weißen, mäßig großen Körpers ohne sichtbare Gliederung oder in Gestalt einer großen, goldenen Scheibe, wohl das Symbol der Sonne; auch die h. Jungfrau erschien ihm. Auf der Treppe von St. Domenico zu Manresa fing er einst laut zu weinen an, er glaubte in diesem Moment das Geheimniß der Dreieinigkeit zu durchschauen, er hörte nicht auf, davon zu reden, sich in Bildern zu ergehen; drei zur Harmonie verbundene Claviertasten stellten ihm das Geheim-

niß der Dreieinigkeit dar. Einst saß er an dem Ufer des Clabregas, plötzlich wurde er entzückt und erleuchtet und glaubte die himmlischen Geheimnisse und Mysterien zu durchdringen, er glaubte, ein anderer Mensch zu sein. Auch eine schlangenartige Gestalt von wunderbarer Schönheit erschien ihm und suchte ihn zu verführen und zwar zu verschiedenen Malen, je mehr er in der Heiligung fortschritt, desto mehr verwandelte sich die Verführerin ins Häßliche, eine Handbewegung vermochte sie zu verscheuchen und endlich kam sie nicht wieder. So wurde Ignatius bekehrt. Seit diesen segensreichen Stunden fühlte er die „Aufregungen des Fleisches" nicht mehr und blieb sogar von solchen Gedanken frei, von welchen oft die „keuschesten Personen" gequält werden.

Man fühlt sich unwillkürlich versucht, an diesem Punkte eine Vergleichung der Anfänge des Ignatius mit denen Luthers anzustellen, um so mehr, als in dem einen wie in dem andern die Richtung, welche sie der Folgezeit gaben, gleichsam frei formirt, vorgebildet, erscheint. Beide machten einen tiefen Seelenkampf durch; beide waren voll Sündenbewußtsein und Höllenangst, beide wandten sich ab von der Welt und suchten das Ewige zu gewinnen, den inneren Frieden. Luther suchte dazu zu gelangen durch den Glauben, durch das Wort der heiligen Schriften, Ignatius durch Casteiungen und Bußübungen, Luther stützte sich auf seine innerste Glaubensüberzeugung, durch den Glauben gewann er Frieden und Gerechtigkeit, Ignatius stützte sich auf das Verdienst seiner Werke, auf seine geistlichen Uebungen, auf seinen Gehorsam, Luther wollte die Befreiung des inneren Menschen im Glauben von dem vorgeschriebenen Gesetz der Kirche, Ignatius unterwarf sich vor Allem der Autorität des römischen Stuhls, Luther wollte das Reich Gottes auf Erden, das inwendig in dem Menschen sein sollte, Ignatius galt als das Höchste die römische Kirche. Luther war ein

Ritter vom Geist, Ignatius ein Kämpfer der Hierarchie, Luther war ein denkender Kopf, ein ebenso heller als feuriger Geist, Ignatius ein finsterer Ascet, ein Phantast im höchsten Grad, Luther war in hohem Grade unterrichtet, Ignatius unwissend und ohne alle Gelehrsamkeit. Gleichwohl waren beide für die Kirche, für die Cultur, für die Entwicklung der historisch-politischen Ereignisse von der höchsten Bedeutung, beide durch den Anstoß, den sie ihrer Zeit gaben; von beiden fand sich wieder Luther weit mehr als Ignatius. Denn Luther's Genialität reichte in viel weitere Fernen als die Thätigkeit des Ignatius, der mehr nur ein Fanatiker war und den Orden, der später von so großer Bedeutung werden sollte, niemals zu dem hätte machen können, was erst seine Nachfolger aus ihm entwickelten. Ignatius beschäftigte sich meist mit Kleinigkeiten; eine großartige Weltanschauung ging ihm ab, er hätte den Orden sicherlich in die gewöhnlichen mönchischen Geleise geleitet, in denen er unter den übrigen Orden verschwunden wäre. Im Jahr 1521 beschritten beide, Luther und Ignatius, ihre Bahn, Luther vertrat zu Worms vor Kaiser und Reich die Freiheit des Glaubens und Ignatius ging vom weltlichen zum geistlichen Ritterthum über, als Soldat Jesu, als Knecht der päpstlichen Autorität, als Stütze der Hierarchie, als Apostel der Geistesverfinsterung.

Wir haben Ignatius in Manresa verlassen. Von da begab er sich nach Barcelona und von da gelangte er zu Schiff über Venedig nach Palästina, immer bettelnd und von den Almosengaben frommer Leute lebend, die in ihm einen Heiligen zu sehen glaubten, wohl auch nicht selten abgewiesen wegen seines schmutzigen Aussehens und blassen Angesichtes, man glaubte ihn von der Pest angesteckt. In Jerusalem traf Ignatius am 4. September 1523 ein; er besuchte die heiligen Orte mit großer Rührung, überall sah er im Geiste Jesus mit seinen Jüngern wandeln, an den Stätten, wo er

gelitten, fiel er auf die Erde nieder, küßte sie und benetzte sie mit seinen Thränen. Ignatius hatte vor, seinen bleibenden Aufenthalt in Jerusalem zu nehmen, er glaubte sich vom Himmel berufen, den Ungläubigen das Evangelium zu predigen und die Gläubigen zu stärken. Allein, obwohl Ignatius sein Vorhaben zunächst klüglich verborgen hatte, verbot ihm gleichwohl der Franciscaner-Provincial, der mit päpstlicher Vollmacht ausgestattet war, jeden längeren Aufenthalt. Er mochte hiezu seine Gründe haben; gegenüber den Türken, deren Hand damals besonders schwer auf den Christen lastete, war eine Gewandtheit nöthig, die der damals noch ganz unwissende, mit der Welt unbekannte Ignatius nicht besaß. Ignatius konnte also nur einige wenige heilige Orte besuchen, namentlich den Oelberg, wo er nachforschte, nach welcher Himmelsgegend die Füße Christi bei der Himmelfahrt gerichtet gewesen seien. Es wurde nämlich dort damals, wie noch heute, der Fußtritt gezeigt, den Jesus bei der Himmelfahrt zurückgelassen.

Nach seiner Rückkehr nach Spanien, fing er an zu begreifen, daß er, um mehr zu leisten, sich den Studien widmen müßte, er gelangte zu der Einsicht, daß er Priester werden müßte. Zu Barcelona legte er sich auf die Grammatik, was ihm sowohl wegen seines vorgerückten Alters — er lernte, obwohl 33 Jahre alt, mit den jungen Studenten die lateinische Sprache — als wegen seiner Phantasien und Ueberschwänglichkeiten sehr schwer wurde. Während er amo conjugirte, versenkte er sich in die Süßigkeit der himmlischen Minne. Das brennende sehnsüchtige Verlangen, das ihn beherrschte, mußte natürlich seinen Geist abwenden von abstracten gelehrten Pensen. Nach und nach gelang es ihm, sich besser zu sammeln. Nun bezog er die Hochschule zu Alcala. Hier studirte er Philosophie. Man kann sich vorstellen, was das für ein Studium und für eine Philosophie gewesen sein muß, wenn man erfährt, daß er dabei Zeit fand, mehrere Stunden bei

Tag und bei Nacht zu beten, Almosen zu sammeln, auf der Straße mit den Kindern Catechesen abzuhalten, an denen, wie es heißt, auch erwachsene Personen mit großem Nutzen Theil nahmen, Kranke zu besuchen, Arme in der Stadt und im Spital zu unterstützen und zu pflegen, junge Leute in seine Exercitien einzuweisen und Frauen Rath zu ertheilen in Gewissenssachen. So studirte er denn verworren und planlos Theologie und Philosophie durcheinander neben seiner praktischen Thätigkeit. Es konnte nicht ausbleiben, daß er in Verwirrung, innere und äußere Bedrängniß kam. Sein äußeres Auftreten in auffallender Kleidung, kurzem grauen Rock und Hut, barfuß, schmutzig, machten ihn, wie seine Catechesen, den Inquisitoren verdächtig, denen oblag, Personen, welche ketzerische oder schwärmerische Grundsätze verbreiteten, zu richten. Man vermuthete, er gehöre zu den damaligen Illuminaten in Spanien, Alumbrados, die ähnliche Phantasien hegten, wie er, auch sie hatten Entzückungen, glaubten die Dreieinigkeit und andere Geheimnisse anzuschauen, und verwarfen die äußere Werkseligkeit, wie Loyola machten sie die Generalbeichte zur ersten Bedingung der Absolution. Man weiß nicht, ob und in wie weit Ignatius mit diesen Leuten in Berührung kam. Jedenfalls unterschied er sich wesentlich darin von ihnen, daß er sich blind der Kirche unterwarf, wie ihm denn der Gehorsam die erste Tugend war, während die Alumbrados, wie alle Sectirer, vor Allem den Geist, das innere Licht hochstellten. Das rettete ihn. Nachdem er 17 Tage im Inquisitions-Gefängniß festgehalten worden war, entließ ihn der General Oskar, nachdem er in seinem Glauben und Leben nichts den Grundsätzen der katholischen Kirche Widerstrebendes entdeckt hatte, jedoch mußte er und seine vier Begleiter, die ihm in Allem nachahmten, sich jetzt kleiden wie die übrigen Studenten. Das scheint den Leuten nicht gefallen zu haben, sie wandten sich daher von Alcala nach Salamanca, wo sich ebenfalls eine Hochschule befand. Auch hier catechisirten sie,

suchten Sünder zu bekehren, sammelten Almosen, auch hier erregten sie Aufsehen, indem das Volk herbeilief, aber es erging ihnen nicht besser, auch hier ließ sie der General-Vicar in's Gefängniß werfen. Ignatius mußte sich von Neuem über Lehre und Leben verantworten, man gab sich zwar zufrieden, legte ihm aber auf, erst vier Jahre Theologie zu studiren, ehe er namentlich über schwerere Dogmen, wie z. B. über den Unterschied von läßlichen und Todsünden wieder Vorträge halte. Wie eigenthümlich entwickeln sich doch die Geschicke! Ignatius fiel einer Inquisition in die Hände, welcher später die Jesuiten auf jede Art in die Hände arbeiteten, er wurde des Illuminatismus angeklagt und Jahrhunderte später drängen wirklich aus dem Jesuitenorden die Illuminaten hervor! Indessen mußten auch diese Anfechtungen von Erfolg für Ignatius sein. Er mußte jetzt ernstlich studiren, sich an die gegebenen Verhältnisse anschließen, seine Phantasien zähmen, Ordnung lernen, und das war von höchster Bedeutung für ihn und seine Zukunft; ohne Wissen und ohne allen äußeren Halt wäre er wohl ungekannt, bedeutungslos aus der Geschichte verschwunden. Er ging nun nach Paris, damals der ersten hohen Schule der Welt. Mit einem Esel, der seine Bücher und Schreibereien trug, kam er zu Paris an. Hier tritt offenbar ein Wendepunkt in seinem Leben ein. Die Studien hatten ihre besonderen Schwierigkeiten für ihn, weil ihm immer wieder seine Entzückungen dazwischen kamen, aber er ließ sich nicht irre machen, bezeichnete vielmehr diese Umwandlungen als Eingebungen des Teufels und unterwarf sich der strengsten Zucht. Wie weit er es in philosophischer und theologischer Gelehrsamkeit gebracht, ist zweifelhaft. Denn bei Alledem war er von einem ungewöhnlichen Bekehrungseifer auch jetzt noch gestachelt, der ihn natürlich seinen Studien entziehen mußte, auch brachte er einen guten Theil seiner Zeit mit Betteln zu, bis er größere Unterstützungen empfieng; lange Zeit

lebte er als Bettler im Spital, in den Ferien pilgerte er nach den spanischen Niederlanden, wo ihn seine Landsleute reichlich unterstützten, auch von seinen Freunden in Barcelona erhielt er jährliche Geschenke, so daß er das Betteln nach und nach aufgab. Der Eifer, mit dem er sich der Bekehrung junger Leute widmete, um sie in seine Exercitien einzureihen, veranlaßte Störungen und es wurden ziemlich ernsthafte Maßregeln gegen ihn ergriffen; kaum entging er der schimpflichen Strafe der Acula, nämlich der Ruthenpeitschung in dem Universitätssaal. Man sieht, Ignatius muß schon damals die Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich gezogen haben. Ohne Zweifel geschah dies durch den Fanatismus, mit dem er bei seinem Bekehrungsgeschäft zu Werke ging. Uebrigens berichten seine Freunde, der Vorsteher des Collegiums der hl. Barbara, der dem Ignatius nicht hold war, und jene Strafe über ihn zu verhängen suchte, habe dies zwar bereut, Ignatius habe sich vertheidigt und erklärt, er fürchte sich nicht, für die Sache Jesu Christi zu leiden, die Kerker von Alcala und Salamanca hätten ihn für die empfindlichsten Beschimpfungen vorbereitet. (Er ist also schon ein Märtyrer). Der Vorsteher sei dadurch so sehr gerührt worden, daß er ihn in den Saal geführt habe, wo die Züchtigung vollzogen werden sollte, ohne ein Wort zu ihm zu sprechen, hier sei er vor Ignatius niedergefallen, habe ihn um Verzeihung gebeten und zu den Anwesenden gesagt: „dies ist ein Heiliger, der nur das Wohl der Seelen im Auge hat und mit Vergnügen die entehrendsten Strafen erdulden würde. Diese Genugthuung verschaffte ihm nur um so mehr Anhänger. Vor Allem gewann er seine beiden Stubenburschen, einen Savoyarden, Peter Faber mit Namen und einen Spanier Franz Xaver aus Pampelona in Navarra. Faber hatte sich einst die Heerden hütend des Nachts unter freiem Himmel Gott und den Studien gewidmet, er repetirte mit Ignatius den philosophischen Cursus, Ignatius

theilte ihm dafür seine Grundsätze mit, lehrte ihn seine Fehler bekämpfen, hielt ihn zur Beichte und zum hl. Abendmahl an. Franz Xaver gehörte einer uralten spanischen Adelsfamilie an, er war schön, reich, talentvoll, wollte als Gelehrter glänzen und am Hofe aufkommen. Diesen wußte Ignatius durch Entgegenkommen und rücksichtsvolles Benehmen an sich zu ziehen. Beide machten die geistlichen Uebungen unter seiner Leitung durch. Drei Tage und Nächte ließ er sie bei grimmiger Kälte fasten; beide wußte er ganz an sich zu ketten, seine geistliche Strenge wie sein persönliches Beispiel verfehlten ihre Wirkung nicht. Noch andere schlossen sich an, die Spanier Salmaran, Rainez, Bobadilla und der Portugise Rodriquez. Sie alle wußte Ignatius durch seine Menschenkenntniß und sein Talent zu beherrschen. Am 15. August des Jahres 1534 begaben sie sich nach der Kirche von Montmartre; Faber las die Messe in einer unterirdischen Kapelle, er war bereits Priester; sie legten das Gelübde der Keuschheit und Armuth ab und gelobten nach Vollendung ihrer Studien sich entweder der Krankenpflege und Bekehrung der Saracenen in Jerusalem zu widmen, oder, wenn sie in Folge der Zeitläufte nicht dahin gelangen könnten, dem Papste ihre Dienste anzubieten, der sie dann senden könne, wohin er wolle, ohne Lohn oder irgend welche Bedingung. Darauf schwuren sie alle miteinander und empfiengen die Hostie und genossen an dem Brunnen von St. Denys ihre Mahlzeit.

Hier haben wir den Anfang, die eigentliche Gründung des Ordens vor uns. Bereits tritt die berechnende Klugheit die unbedingte Unterordnung unter die päpstliche Autorität, bereits der Missionstrieb hervor, bereits waren die rechten Leute gefunden. Der ehrgeizige Xaver war gewonnen. „Was nützt es, hatte ihm Ignatius zugerufen, was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt und an seiner Seele Schaden leidet? Die eitlen Ehren der Welt sind zu gering für ein so edelmüthiges Herz, wie das eurige

ist; das Himmelreich allein ist Euer werth. Ich will das Feuer für den Ruhm, welches in Euerem Innern brennt, nicht auslöschen, noch Euch niedrige Gesinnungen einflößen; seyd ehrgeizig und hochherzig, aber richtet euern Ehrgeiz auf etwas Höheres und zeiget Eure Seelengröße dadurch, daß Ihr verachtet, was vergänglich ist." Lainez war gewonnen; er stand damals im einundzwanzigsten Lebensjahr, ein scharfer Kopf, voll Talent, gebildet und gelehrt, voll Feuer und Fanatismus, schon damals seine Brauchbarkeit und Energie zeigend, die ihn später Bischöfen und Päpsten als ein so tüchtiges Werkzeug für die Hierarchie erscheinen ließen. So waren alle gleich angeregt, gleich phantastisch, von demselben Willen getrieben. Ignatius selbst war ein anderer Mensch geworden, früher in innere Beschauung versunken, ein finsterer Ascet, ging er nun darauf aus, sein Netz auszuwerfen, in die Welt auszugehen, Menschen zu hohen, großen Werken zu gewinnen.

Die Herren hatten ihre Studien meist noch nicht vollendet; Ignatius setzte darum fest, daß sie bis zum 25. Januar 1537 fertig sein mußten, als ob das nur so leichthin sich machen und befehlen ließe. Es sollte bis dahin von Venedig aus die Reise nach Palästina angetreten, oder falls sich keine Gelegenheit dazu ergebe, dem heiligen Vater zu Rom in irgend einer andern Weise gedient werden.

Man kann sich vorstellen, daß die Ultramontanen diese Anfänge des Jesuitenordens mit aller möglichen Glorie umgeben; diese Anfänge werden verglichen mit der Kleinheit und Niedrigkeit aus der der Stifter der christlichen Religion entstand, Ignatius und seine Jünger werden mit Jesus Christus und seinen Jüngern verglichen, ja sie werden die Apostel der „Neuzeit" genannt, groß seien sie gewesen durch ihre natürlichen Gaben, durch ihre Demuth und Frömmigkeit und ihren Seeleneifer, am größten aber durch den Beistand des Himmels.

Wie es mit der Frömmigkeit des Ignatius beschaffen war, wird man aus folgenden Worten seines Lebensbeschreibers Nibondencira ersehen.

„Zu der Zeit als Ignaz in Paris promovirte, begünstigten viele angesehene Lehrer der Universität Luther's Lehre. Ignaz als das von Gott erwählte Rüstzeug, mit welchem die verdammliche Lehre des Reformators niedergeworfen werden sollte, gebrauchte alle möglichen Kunstgriffe, um das Reformationsgeschäft in Frankreich zu hintertreiben. Er zog sorgfältig über die vermuthlichen Ketzer Kundschaft ein und zeigte sie der Inquisition an, die dann nach aller Strenge mit ihnen verfuhr." Hier haben wir den ganzen Ignatius. Es waren die Zeiten, wo die Franz I. und Heinrich II. Ketzer zu Dutzenden verbrennen ließen, weil die juristischen Theologen des Parlaments dies als Recht erkannten. Dergleichen hieß damals Religiosität und wahres Christenthum.

Im Jahr 1537 versammelten sich sämmtliche Genossen durch einige neue verstärkt zu Venedig. Aus der Bekehrung der Ungläubigen in Palästina, zu der man sich von da aus auf den Weg machen wollte, wurde abermals Nichts. Es scheint damit doch kein rechter Ernst gewesen zu sein, zudem war damals zwischen der Republik Venedig und der Türkei ein Krieg ausgebrochen, welcher die Abreise nach Jerusalem verhinderte. Ignatius beschäftigte nun zunächst seine Jünger und Schüler in den Spitälern und legte seinerseits daselbst mit Hand an. Was aber von weit größerer Bedeutung war, er lernte Caraffa kennen, den Stifter des Theatinerordens. Dieser Caraffa, später berüchtigt als Papst unter dem Namen Paul IV., war es, der die Inquisition wieder herstellte; er kaufte ein eigenes Haus, versah es mit Ketten, Riegeln, Banden und Foltern, verfolgte Alle, die zum Protestantismus neigten, auf's Heftigste, ließ überall die Schriften der Protestanten aufsuchen und verbrennen. Später bestieg er als Paul IV. den römischen Stuhl und machte sich durch seine

Härte selbst dem römischen Volke verhaßt, das nach seinem Tode die Gebäude der Inquisition zerstörte und die Bildsäulen des Papstes zerschlug. Mit diesem Manne, einem der härtesten Verfolger der Ketzer, einem finstern Asceten und wilden Fanatiker trat Ignatius in die engste Verbindung; er wohnte in dem Convent der Theatiner, er sah wie dieser Orden von Priestern sich den clericalen Pflichten mit aller Strenge widmete. Mit Caraffa soll er in Widerspruch gerathen sein, aber es ist kein Zweifel, daß dessen heftig aber doch methodisch vorschreitende Natur nicht ohne Eindruck auf ihn blieb, ein ähnlicher Weg wie der von Caraffa betretene schwebte ihm vor und wirklich ließ er sich mit allen seinen Gefährten die Priesterweihe ertheilen. Jetzt traten sie als Reiseprediger auf und predigten öffentlich auf Märkten und Straßen in einem spanisch-italienischen Jargon; versteht sich, daß sie vor Allem die Weltverachtung predigten. So zogen sie auf verschiedenen Wegen umher, zerlumpt, abgerissen aussehend, aber doch durch ihren Eifer in Predigt, Krankenpflege, Unterricht schon manche Anhänger gewinnend. Bereits nannten sie sich daher die Compagnie Jesu. Diese Compagnie marschirte dann auf verschiedenen Wegen nach Rom; nachdem sie ein Jahr auf dem Boden der Republik gearbeitet hatte. Ignatius hatte wieder Visionen, in denen er sich mit Rom beschäftigte, er sah sich in einer Kapelle im Geiste verzückt, Gott der Vater, der ihm seinen Sohn vorstellte, dieser trug ein schweres Kreuz und sagte zu Ignatius: ich werde dir in Rom gnädig sein. Anfangs schien es ihm, wie wenn alle Fenster für ihn in Rom verschlossen wären, aber bald wußte er Einfluß zu gewinnen, der kaiserliche Gesandte artig anfangs gegen ihn, zog sich mit ihm nach Monte Casino zurück und machte 40 Tage lang die Exercitien durch. Seine Leute vertheilte Ignatius weislich in den verschiedenen Kirchen der Stadt; sie fanden immer mehr Eingang. Nun dachte man auch an festere Formen, unter denen man sich näher zu-

sammenschließen könnte. Ignatius reichte dem Papst Paul IV. einen Entwurf ein, nach dessen Durchlesung er ausgerufen haben soll: das ist Gottes Finger! Eine Congregation von Cardinälen berieth den Entwurf, mancherlei Bedenken stiegen auf, man schwankte, ob die dermalige Lage der Kirche nicht eher eine Verminderung der Orden erheische, gleichwohl drang der Plan des Ignatius durch, man fand ihn besonders vortrefflich zur Bekämpfung der Ketzer, um die Irrthümer, die, wie man sagte, in Deutschland, der Schweiz, England und zum Theil Frankreich, wie die Pest grassirten. Am 27. Sept. 1540 bestätigte Paul III. durch die Bulle regimini militantis ecclesiae den Orden. Vorerst sollte er nur 60 Mitglieder zählen. Diese Bestimmung wurde jedoch schon am 11. März 1543 wieder aufgegeben.

Nun schritt man auch zur Wahl des Oberen oder des Generals, wie man ihn hieß, sechs der ältesten Bundesgenossen traten zusammen, ihn zu wählen. Drei Tage bereiteten sie sich in einsamem Gebet auf den hochwichtigen Act vor. Denn nach dem ersten Entwurf sollte ja der General Grade und Aemter nach seinem Gutdünken vertheilen, die Constitution mit Beirath der Mitglieder entwerfen, in allen andern Dingen aber allein zu befehlen haben; in ihm sollte Christus als gegenwärtig verehrt werden, er sollte der Stellvertreter Gottes im Orden sein. Kein Wunder, daß ihnen die Wahl als wichtig erschien. Ignatius wurde einstimmig gewählt. Es sind noch einzelne Aussprüche der Wähler vorhanden, das Votum des Franz Xaver lautete: „Ich betheuere, daß ich, ohne von Jemand dazu aufgefordert zu sein, nach meinem Gewissen dafür halte, man solle zum Haupt unserer Gesellschaft unsern alten Obern und wahren Vater Ignatius erwählen, der, nachdem er uns alle mit so vieler Mühe zusammengebracht hat, uns noch besser beisammen zu halten und zu regieren wissen wird, da er uns alle kennt." Codura schrieb: „Unser hochgeehrter Vater Ignatius ist derjenige, dem ich meine Stimme

gebe, da ich ihn stets als einen von Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen entbrannten Mann erkannt habe. Ich glaube, daß er der Vorsteher der Uebrigen sein muß, weil er sich immer unter Alle erniedrigt hat." Salmaron schrieb auf seinen Zettel: „Da Ignatius gemäß der Weisheit, welche ihm von Oben mitgetheilt wurde, uns Alle in Christi geboren und in unserer geistigen Kindheit gesäugt hat, wird er uns jetzt, da wir größer und stärker in unserm Herrn sind, die kräftige Nahrung des Gehorsams geben. Er wird uns auf die himmlischen Triften und zu der Quelle des Lebens führen, daß wir, wenn er diese kleine Heerde dem Hirten Jesus Christus zurückgegeben hat, in Wahrheit sagen können: „Wir sind sein Volk und die Schafe, welche seine Hand leitet und er selbst mit Freuden spreche: „Herr ich habe Keinen von denen verloren, die du mir gegeben hast." Der gute Hirt Jesus verleihe uns Allen diese Gnade. Amen!

Ignatius weigerte sich, das Amt anzunehmen, wegen seiner früheren Sünden sei er ganz unwürdig dazu; man mußte noch einmal zur Wahl schreiten, er machte aber wieder Einwendungen, und nun mußte ihm sein Beichtvater die Annahme gebieten, er könnte sonst dem heiligen Geist widerstreben. Am Osterfest des Jahres 1541 trat er in sein Amt, am darauffolgenden Tage versammelte er die fünf anwesenden Väter in einer Kirche, las die Messe und consecrirte fünf Hostien, in der einen Hand hielt er den Leib des Herrn, in der andern die Formel der Gelübde, er las diese ab mit lauter Stimme und nahm darauf die Hostie. Die fünf Väter legten am Altar knieend die Gelübde ab und empfingen den Leib des Herrn. So empfing Ignatius als Stellvertreter Gottes im Orden (locum Dei tenens) die eidlich besiegelten Gelübde seiner Untergebenen. Nun ging er in die Küche und versah den Dienst des Küchenjungen, wie noch jetzt Ordensglieder, die zu einer höheren Stelle

befördert werden, zuvor ihre Demuth bezeugen, indem sie z. B. sämmtlichen Brüdern bis zu den dienenden herab, die Füße küssen. Dann widmete sich Ignatius 40 Tage lang in der Kirche dem Catechismusunterrichte mit den Kindern. Noch jetzt soll die Sitte bestehen, daß jeder neugewählte General 40 Tage lang dasselbe thut. Auch als General unterwarf sich Ignatius überhaupt allen Demüthigungen, er verrichtete in der Kirche seines Ordenshauses zu Rom die niedrigsten Dienste, sammelte Almosen zur Versorgung von Juden und Freudenmädchen, deren Bekehrung ihm ganz besonders am Herzen gelegen haben soll.

Die Thätigkeit des Ignatius nach Gründung des Ordens erstreckte sich vor Allem auf die innere Constituirung desselben. Seine eigenen Entwürfe waren noch ziemlich roh, sie wurden jedoch später von Lainez gefeilt und weiter ausgebildet, dann war er es, der die geistlichen Uebungen in ein besonderes System brachte. Wir werden weiter unten auf die Einrichtung des Ordens und auf die geistlichen Uebungen des Näheren zu sprechen kommen. Ferner suchte Ignatius es vor Allem dahin zu bringen, daß der Orden ein möglichst großes Arbeitsfeld in die Hand bekäme, oder mit andern Worten, daß er möglichst weit ausgebreitet wurde. Man hatte es ja auf alle Menschen, besonders aber auf Ketzer (Protestanten) und Heiden abgesehen. Er konnte es auch noch erleben, daß der Orden 1000 Mitglieder in 12 Provinzen zählte. Ignatius starb am 31. Juli 1556. Im Jahr 1599 wurde er von Papst Paul V. selig und 1622 von Gregor XV. heilig gesprochen. Gregor XV. wendete dabei die Worte auf ihn an. „Er war groß durch den Namen, den er trug, sehr groß für das Heil der Auserwählten, für die Bekämpfung der Feinde Gottes und für die Eroberung des Erbtheils Israels." Die Jesuiten behaupten mehr als zweihundert Wunder, durch die ihn Gott verherrlichte, seien vollkommen erwiesen, sechshundertsechzig Zeugen haben

die Heiligkeit seiner Wandels beurkundet. Es wurden nun ihm zu Ehren die sog. Tageszeiten gebetet und die Messe gelesen, sein Fest in der katholischen Kirche fällt auf den 31. Juli.

Ignatius ist das wirkliche Vorbild des Ordens. Obwohl er den Orden nicht zu dem machte, was er nachher geworden ist, sehen wir in ihm die kluge Berechnung, den glühenden Fanatismus, die weltliche Kunst und die finstern Accese in hohem Grade ausgebildet. So wie er war, so wurden die Jesuiten, nur daß bei ihnen das Wirken in der Welt ungemein hervorsticht gegenüber der Neigung des Stifters zur Beschaulichkeit und Selbstabtödtung. Im Uebrigen ruht der Geist Loyolas siebenfach auf seinen Schülern bis auf diese Stunde.

Wir lassen hier die Namen sämmtlicher Ordensgenerale folgen:

1. Ignatius von Loyola, Spanier, Wahlt. 19. April 1541. † 31. Juli 1556.
2. Jakob Lainez, Spanier, Wahlt. 2. Juli 1558. † 19. Januar 1565.
3. Franz Borgia, Spanier. Wahlt. 2. Juli 1565. † 1. Oct. 1572.
4. Eberhard Mercuvian, Belgier. Wahlt. 28. April 1573. † 1. August 1580.
5. Claudius Aquaviva, Neapolitaner. Wahlt. 19. Febr. 1581. † 31. Jan. 1615.
6. Mucius Vitellescchi, Römer. Wahlt. 15. Nov. 1616. † 9. Febr. 1645.
7. Vincenz Caraffa, Neapolitaner. Wahlt. 7. Jan. 1646. † 8. Juni 1649.
8. Franz Piccolomini, Florentiner. Wahlt. 21. Dez. 1649. † 17. Juni 1651.
9. Alexander Gottofredi, Römer. Wahlt. 21. Jan. 1652. † 12. März 1652.
10. Goswin Nickel, Deutscher. Wahlt. 17. März 1652. † 31. Juli 1664.

11. Johann Paul Oliva, (seit 1661 Generalvicar und designirter Nachfolger). Wahlt. 31. Juli 1664. † 26. Nov. 1681.
12. Carl von Noyelle, Belgier. Wahlt. 5. Juli 1682. † 21. Dec. 1686.
13. Thirsus Gonzales, Spanier. Wahlt. 6. Juli 1687. † 27. Oct. 1705.
14. Michael Angelus Tamburini, Modeneſe. Wahlt. 31. Jan. 1706. † 28. Febr. 1730.
15. Franz Retz, Böhme. Wahlt. 30. Nov. 1730. † 19. Nov. 1750.
16. Ignatius Visconti, Mailänder. Wahlt. 4. Juli 1751. † 4. Mai 1755.
17. Aloyſius Centurioni, Genueſe. Wahlt. 30. Nov. 1755. † 2. Oct. 1757.
18. Lorenz Ricci, Florentiner. Wahlt. 21. Mai 1758. † 23. Nov. 1775.
19. Stanislaus Czerniewicz, Pole, Generalvicar in Weſtrußland. Wahlt. 17. Oct. 1782. † 7. Juli 1785.
20. Gabriel Lieukiewicz, Pole. Wahlt. 27. Oct. 1785. † 10. Nov. 1798.
21. Franz Xaver Kareu, Pole, ſeit 7. März 1801, General für ganz Rußland. Wahlt. 1. Febr. 1799. † 10. Juli 1802.
22. Gabriel Gruber, Deutſcher. Wahl. 10. Oct. 1802. † 26. März 1805.
23. Thaddäus Brzojowsky, Pole, ſeit 7. Auguſt 1814. General für den wiederhergeſtellten Orden. Wahlt. 2. Sept. 1805. † 5. Febr. 1820.
24. Aloyſius Fortis, Veroneſe. Wahlt. 18. Okt. 1820. † 27. Jan. 1829.
25. Johannes Roothun, Amſterdamer. Wahlt. 9. Juli 1829. † 8. Mai 1853.
26. Peter Beckx, Oeſterreicher. Wahlt. 4. Juli 1853.

Die Organisation des Ordens.

Die Verfassung des Jesuitenordens wurde von jeher als ein großes Kunststück angesehen. In der That ist auch der Orden so eingerichtet, daß er dem Zwecke der Menschenunterjochung in einer Weise entsprach, wie kein anderes politisches oder kirchliches Institut vor ihm und nach ihm. Es ist dabei Alles und Jedes abgewogen worden, und wie man das Kleinste mit in Rechnung zog, so strebte man zum Höchsten empor zur Errichtung der päpstlichen Universalmonarchie auf Erden. Die Constitutionen oder Grundgesetze des Ordens sind wahrscheinlich schon unter dem Generalat des Ignatius erwogen und entworfen worden; dagegen hat sie der zweite General, Lainez, unter dessen Amtsführung sie angenommen und verkündigt wurden, ohne Zweifel redigirt. Lainez als einer der schlauesten und scharfsinnigsten Köpfe des Ordens, war hiezu ganz besonders geeignet. Ohne diese Organisation, die Lainez dem Orden gab, würde er nie zu so großen und merkwürdigen Resultaten gelangt sein. Es mußte Allem von Anfang an ein regelmäßiger, wohl ausgedachter Plan zu Grunde liegen. Der Orden hat seine innere Verfassung lange vor den Augen der Welt verborgen, selbst die eigenen Ordensglieder waren nicht in Alles eingeweiht. Erst als der Orden bereits eine Macht und überall verbreitet war, ließ er seine Regeln im Jahr 1584 drucken, jedoch nur für die Mitglieder. Neben diesen Regeln liefen aber jedenfalls noch geheime Instructionen her. Es sollten nur diejenigen Decrete gedruckt werden, die keine Privat-

geschäfte betrafen. Die geheimen geschriebenen Acten wurden auf jede Art geheim gehalten und kamen nie in fremde Hände. Diese Vorsicht war bei den Machinationen und Practiken des Ordens natürlich besonders nothwendig. Die wenigen Ordensobern allein hatten vollständige Kenntniß von allen Ordnungen, Planen und Unternehmungen. Bis auf diese Stunde haben die Jesuiten ihre Verhältnisse und Actionen in das tiefste Geheimniß zu hüllen verstanden, besonders das, was ihnen gefährlich werden konnte; gleichwohl hat man Kenntniß genug erhalten, um zu wissen, wie der Orden organisirt ist. Das, was sie die Welt wissen lassen wollten, erschien zum ersten Mal im Druck zu Antwerpen im Jahr 1635 unter dem Titel: Ratio et Institutio societatis Jesu. Die 2. Auflage erschien ebendaselbst im Jahr 1702 und führt den Titel: Corpus institutorum Societatis Jesu. In diesem Buch finden sich die Institutionen, an welchen nach dem Vorgeben der Jesuiten Ignatius in unmittelbarer Gemeinschaft mit Jesus und Maria gearbeitet haben soll.

Die Constitutionen des Ordens führen vier verschiedene Classen von Jesuiten auf, im Allgemeinen aber rechnet die Gesellschaft Alle diejenigen zu ihren Gliedern, die unter dem Gehorsam des Generals leben, auch die Novizen und diejenigen, die mit dem Vorsatz, in dem Orden zu leben und zu sterben, erst noch in der Prüfung stehen, um zu einem der verschiedenen Grade zugelassen zu werden. Die Aufnahme in den Orden geschah nicht nur so ohne Weiteres. Wer in die Gesellschaft aufgenommen werden wollte, wurde vorher nach allen Seiten erforscht und geprüft. Die Constitutionen sagen ausdrücklich, es sei von größter Wichtigkeit, daß man die Neulinge genau kenne, ehe sie in die Gesellschaft aufgenommen werden. Zuerst zeigte man ihnen nur den Orden und seine Einrichtungen, natürlich von seiner Glanzseite. Man suchte ihnen das Leben im Orden auf

jede Weise als angenehm und verdienstlich darzustellen und ein Verlangen nach den Wohlthaten und Segnungen der Gesellschaft rege zu machen. Anfangs wurden die Leute nur als Gäste betrachtet und behandelt. Erst wenn sie fest entschlossen waren, in der Gesellschaft zu leben und zu sterben und ihrer Aufnahme kein wesentliches Hinderniß im Wege stand, wurden sie in ein besonderes Prüfungshaus geschickt, wo sie zwanzig Tag lange ausgeforscht und examinirt wurden. Diese wesentlichen Hindernisse sind: 1) Ketzerei und Excommunication; 2) Todschlag; 3) jemals einen andern Ordenshabit getragen zu haben; 4) Verheirathet zu sein; 5) Geistesschwäche. Allein auch in diesen Fällen konnte der General, wenn andere gute Eigenschaften diese Mängel aufwägen, oder sonstige wichtige Gründe vorhanden sind, den Eintritt gestatten. Die Prüfung bestand hauptsächlich in Folgendem: man suchte alle ihre intellectuellen und Charactereigenschaften zu erforschen und in ihre geheimsten Gedanken, Willensmeinungen und Leidenschaften einzudringen, sodann mußten dem General oder seinem Abgesandten alle auch die geheimsten und subtilsten sündlichen Regungen gebeichtet werden; sodann mußten sie versprechen, über streitige Kirchen- und Sittenlehren nur nach dem Sinn und der Deutung der Gesellschaft Jesu zu denken, ebenso in allen Zweifeln und Gewissensfällen sich nur dem Urtheil der Gesellschaft unterworfen zu halten. Vor Allem mußten sie dem Vorgesetzten blinden Gehorsam versprechen und sich ganz und gar seiner Macht unterwerfen. Sodann mußten sie über ihr Vermögen disponiren, ihr baares Geld den Armen oder dem Vorgesetzten geben, geistliche Pfründen konnten entweder zu frommen Werken, oder Nutz und Frommen der Collegien verwendet werden. Endlich mußte der Entschluß, in dem Orden zu leben und zu sterben, hier bekräftigt werden. Das Alles mußte nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich gelobt werden; mit eigener Unterschrift verpflichtete sich der Neuling.

Hierauf folgte die Ablegung der Generalbeichte und erst jetzt die zweite Prüfung, das eigentliche Noviziat. Man konnte nun während des Noviziats auch nichts weiter erzwecken, als schon in den bisherigen Grundsätzen und Versprechungen lag, man verwandte es daher einmal dazu, die Novizen in der Tugend des Gehorsams zu üben und sodann sie nach allen Seiten vollständig kennen zu lernen. Dieses Noviziat dauert zwei volle Jahre, die in dem Novizenhaus verbracht wurden. Die Tagesordnung für jede Stunde, ja Viertelstunde ist genau vorgeschrieben: Kirchenbesuch, Lectüre, Gebet, Selbstprüfung, Betrachtung wechseln von Morgens 4 Uhr bis Abends 9 Uhr mit Erholungen ab. Zweimal in der Woche findet die Disciplin statt. Diese geschieht auf ein bestimmtes Zeichen und besteht in der Geißelung, die eine Ave Maria lang dauert, aber eine bloße Spielerei ist. In Erholungsstunden und auf Spaziergängen dürfen nur erbauliche Gespräche geführt werden. Der Novizenmeister hat zu bestimmen, welche Novizen einander zu begleiten haben. Die Proben, an denen je einen Monat lang Selbstdisciplin und Gehorsam gelernt wird, bestehen im Krankendienst — der Novize hat also im Spital die Kranken zu warten —, oder im Reisen und Wallfahren ohne Geld, wobei also der Lebensunterhalt erbettelt werden muß, im Unterricht der Kinder auf der Straße, in niedrigen Dienstleistungen im Hause, in der Küche, im Dienen überhaupt u. s. w. Alle diese Dinge waren jedoch nur Schein, eine Diminutiv-Nachahmung des armen Lebens der Apostel und ersten Christen, ein Spiel, darauf berechnet, sowohl die Novizen, als das arme Volk zu täuschen. Es liegt hier derselbe Fall vor, wie bei den Geißelungen. Es war Alles nur Form. Erst nach diesen Prüfungen, die nach Umständen aus besonderen Gründen auch abgekürzt wurden, werden die Aspiranten zur Ablegung der Gelübde zugelassen. Diese Gelübde müssen alle Jahre in der Kirche vor dem Allerheiligsten, in Gegenwart einiger Jesuiten vor dem ver-

sammelten Volk wiederholt werden. Hier tritt nun eine ächt jesuitische Bestimmung ein. Es wird nämlich unterschieden zwischen einfachen und feierlichen Gelübden. Die verborgene Intention sowohl Dessen, der das Gelübde ablegte, als Dessen, der es annahm, sollte die sein, daß es nur einfache, keine feierlichen Gelübde seien. Es hatte das wohl den Sinn, daß der Jesuit wieder zu irgend einem Zweck austreten oder entlassen werden konnte, um später wieder aufgenommen oder auch für immer ausgestoßen zu werden. Was nämlich die Aufnehmenden betrifft, so galt ausdrücklich die Bestimmung, daß es auf sie ankomme, ob sie ihrerseits die Gelübde halten wollen, denn obwohl der Aufzunehmende sich für sein Leben lang verpflichtete, stehe es doch in dem Belieben der Gesellschaft, ihn zu behalten oder zu entlassen. Man sieht, daß durch dieses Mittel der Jesuit vollständig in die Hände des Ordens gegeben war. Die Gesellschaft kann ein Mitglied, das sich ihr ganz ergeben, ihr sein Vermögen geopfert hat, in Noth und Armuth hinausstoßen. Allerdings sollte dem Ausgewiesenen von dem Seinigen das zurückgegeben werden, was noch „in natura“ vorhanden war. Man wußte es aber so einzurichten, daß in natura Nichts mehr vorhanden war. Auf der andern Seite war der freiwillige Austritt außerordentlich erschwert. Bei unbedeutenden Köpfen nahm man es mit dem Austritt ziemlich leicht, aber eingeweihte und feine Köpfe entließ man nur ungern, weil man sie nicht entbehren wollte, und weil man fürchtete, sie könnten die Geheimnisse des Ordens bekannt machen. Kein Jesuit konnte aus dem Orden treten, wenn er nicht etwa Carthäuser werden wollte. Trat aber ein Jesuit ohne Erlaubniß aus, so wurde er als Apostat verfolgt, als Excommunicirter behandelt, man rief die weltliche Gewalt gegen ihn auf. Man kann sich vorstellen, daß die Jesuiten, bei denen im Finstern zu schleichen System und Gewohnheit war, Spione und Mittel genug hatten, um Ausgetretene auf jede Weise zu verfolgen. Hatte man sich ihrer

wieder bemächtigt, so wurden sie grausam bestraft zum abschreckenden Beispiel für die übrigen Ordensglieder. Uebrigens erfolgte Austritt oder Entlassung häufig nur zum Schein, um das Volk zu täuschen. Z. B. wenn ein Jesuit ein bedeutendes Verbrechen begangen hatte, wurde er nach Umständen, wenn das Aufsehen gar zu groß war, entlassen. Vielfach machte man jedoch die Entdeckung, daß die Verbrecher in ein anderes Collegium an einem anderen Ort wieder aufgenommen worden waren, wie z. B. der Knabenschänder Morell, von dem weiter unten die Rede sein wird. Zuweilen traten Jesuiten auf, um als Spione und Unterhändler der Gesellschaft Dienste zu leisten, oder um in weltlichen Stellungen, an Höfen, Einfluß zu gewinnen, oder um Erbschaften einzunehmen. Es kam vor, daß Jesuiten, die austraten, um Erbschaften einzuthun, sich durch einen Eid verpflichten mußten, wieder in die Gesellschaft einzutreten, all ihr Vermögen mitzubringen und dem Orden zu vermachen. Wirkliche Ausstoßungen aus dem Orden waren eine Seltenheit, denn man mußte die Ausgestoßenen fürchten. Waren ja doch unter den Gliedern des Ordens selbst viele, die von bitterem Haß gegen ihn erfüllt waren, aber nicht auszutreten wagten. Das Buch des Mariana über die Gebrechen des Ordens beweist dieses sattsam; er hätte nicht so schreiben können, wenn er das ganze Institut nicht verabscheut hätte. Wenn ein Jesuit wirklich ausgestoßen werden sollte, so hatte man Gründe der feinsten und gröbsten Art genug. Zunächst galten als Verbrechen, die die Ausweisung begründen konnten: fleischliche Vergehen, Verwundungen, Verwendung der Einkünfte der Collegien zu eigenem Nutzen, Veräußerung von unbeweglichen Gütern des Ordens, Behauptung irriger Lehrmeinungen, unter denen jedoch nicht blos eigentliche Häresieen, Ketzereien, sondern überhaupt Ansichten gemeint waren, mit denen der Orden nicht zu harmoniren für gut fand. Sogar Einwendungen gegen den Probabilismus wurden als ein

solches Verbrechen angesehen. Im Uebrigen hatten auch hier die Schliche und Winkelzüge des Ordens freies Spiel, um ein Verbrechen zu erklären, zu entschuldigen, zu constatiren und zu bestrafen. Gewöhnlich wußte man Alles zu vertuschen und mit dem tiefsten Geheimniß zu bedecken. Indessen wurden auch zuweilen Jesuiten aus sogenannten höheren Gründen entlassen, wenn auch kein auffallendes Vergehen sich nachweisen ließ. Man brauchte dann vor dem Publikum oder den andern Ordensgliedern den Vorwand, der Mann sei in ein anderes Probationshaus geschickt worden. Die Entlassenen wußten oft den Grund ihrer Entlassung selbst nicht. Heute konnten sie noch Dienste leisten, morgen wurde ihnen gesagt, daß sie das Haus zu verlassen hätten. Aber auch der Entlassene kam, wie wir gesehen haben, dem Orden nicht mehr aus den Augen. Ein Jesuit ist verkauft und gefangen, er wird nie mehr frei, selbst im Tode nicht, wenn er Absolution verlangt, um den Weg in die andere Welt antreten zu können.

Die zweite Classe der Jesuiten sind die Scholastiker. Jetzt ist der angehende Jesuit als brauchbares Subject erkannt, er ist approbirt, er legt die drei einfachen Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams ab, natürlich mit den Gedanken und Versprechen, in den Orden einzutreten. Jetzt ist er schon vollständig gefangen, an Händen und Füßen gebunden, er kann nie mehr entrinnen. Seine Aufgabe im Orden ist jetzt, zunächst sich selbst weiter auszubilden. Zwei Jahre hindurch muß er der Rhetorik und Literatur, drei Jahre der Philosophie, Physik und Mathematik sich mit Fleiß und Eifer widmen. Man kann sich vorstellen, was das für eine Philosophie, Physik und Mathematik ist in einem Orden, der das Selbstdenken, die Logik, die voraussetzungslose Untersuchung des Menschengeistes, und der Natur der katholischen Glaubensstatuten und den Aussprüchen des Generals, der Generalcongregation und der Urheber unterordnet. Es

sind das Alles eben nur Schablonen und Formen, der Geist ist überall zum Voraus ausgetrieben und wird nie und nimmer zugelassen. Ist dieser Cursus durchgemacht, so macht der Scholastiker seine sogenannte Regenz. Er wird nämlich jetzt Lehrer, und muß vier bis sechs Jahre lang als Magister oder Professor durch alle Classen hindurch in den Gymnasialfächern Unterricht ertheilen. Es muß jetzt das Erlernte durch den Unterricht noch einmal von Neuem eingeübt werden. Denn die Dressur ist durchweg in allen Stücken die Hauptsache. Jetzt erst folgt das Studium der Theologie. Diese Theologie ist wieder nur das Studium der scholastischen Theologie. Es sind dieselben Formen, Sätze und Statuten, wie sie längst festgestellt sind, in denen kein Zweifel stattfinden, die keine kritische Untersuchung durchdringen darf. Es ist Alles schon zum Voraus fixirt. Der Gedanke hat keinen Spielraum, daher auch kein Resultat wissenschaftlicher Forschung irgendwo, trotz allem Studiren, zum Vorschein kam. Dieses Studium der Theologie dauert wieder vier bis sechs Jahre. Man könnte nun meinen, dieses Studium sei ungemein tiefgehend und reichhaltig gewesen. Das war aber Alles nur auf dem Papier. In Wirklichkeit war für die Ausbildung des Geistes oder für die Förderung der Wissenschaft im Allgemeinen damit durchaus Nichts geleistet. Auf freies unabhängiges Denken kam es gar nicht an, aber nebenbei nahm das Hersagen von Gebeten, der Kirchenbesuch, die Erholung und Conversation so viel Zeit weg, daß für ein gründliches, wirklich wissenschaftliches Studium nur wenig Zeit übrig blieb. Der ganze Gang der Studien war genau vorgeschrieben. Die sogenanute ratio studiorum enthielt dafür die speciellsten Vorschriften. Die älteste ratio studiorum ist vom Jahr 1586. Im Jahr 1599 wurde eine neue im Druck ausgegeben. Diese blieb im Gebrauch bis zum Jahr 1832, wo sie auf Anordnung des Generals Roothan durch einen neuen Unterrichtsplan ersetzt wurde,

die ratio atque institutio studiorum societetis Jesu. Diese ratio atque institutio ist übrigens ein Werk, das der besten Zeiten des Mittelalters würdig wäre, jedoch mit dem Geist der ächten Wissenschaft, wie ihn die Neuzeit hervorbrachte, Nichts zu thun hat. Wenn der Scholastiker seine Studien vollendet hat, muß er noch ein weiteres Probationsjahr durchmachen, noch einmal werden die geistlichen Uebungen wiederholt, die ganze Lebensweise des Noviziats wird noch einmal in allen ihren Theilen durchgemacht, vor Allem wird das gründlichste Studium der Institutionen des Ordens verlangt.

Was nun die Weiterbeförderung von dem zweiten zu den höheren Graden betrifft, so kann der General aus dem angehenden Jesuiten Alles machen, was er will. Denn nur dem General zu folgen und ganz ausschließlich nach den Constitutionen des Ordens zu leben, hat er gelobt. Von dem Gutdünken und der Willkür des Generals hängt also seine Existenz, sein Fortkommen, sein Vorrücken im Orden ab. Der General kann ihn auf der niedersten Stufe belassen oder zu der höchsten Charge berufen, ihn als weltlichen Coadjutor zu den niedrigsten Dienstleistungen anhalten oder zum Professor von vier Gelübden ernennen. Die Ordensconstitutionen enthalten keine Vorschriften über die Beförderung; Alles war eben reines Belieben, freie Willkür. Selbst die Grade der Einzelnen blieben geheim, die Welt erfuhr nie, wer den höheren oder niederen Graden angehörte. Nur das wußte man, daß der General, der Provincial und der Rector eines Profeßhauses Professen von vier Gelübden sein mußten, um diese Stellung zu erlangen.

Erst nachdem nun der Scholastiker alle Prüfungen durchgemacht hat, empfängt er die Priesterweihe und jetzt kann er Coadjutor oder Professe werden; was er wird, hängt von der Willkür der Oberen und von dem Talent und der Brauchbarkeit des Jesuiten ab. Der Coadjutor legt seine

Gelübde ab in die Hände des Generals oder eines die Stelle desselben vertretenden Oberen. Es giebt nun zweierlei Coadjutoren, geistliche und weltliche. Die Letzteren sind eigentlich nur Laienbrüder, sie brauchen nicht Priester zu sein, müssen aber in Geschäften, die zum priesterlichen Amt und Charakter nicht passen, hinreichende Kenntnisse besitzen und überhaupt für alle möglichen Fälle und Rollen wohl zu brauchen sein. Die geistlichen Coadjutoren (coadjutores Spirituales) mußten Priester, gebildet und unterrichtet, im Lehramt, auf der Kanzel, im Beichtstuhl zu brauchen sein. Mit den Coadjutoren waren meist die Collegien besetzt, in der Regel auch die Rectorstellen derselben; nur ausnahmsweise war ein Professe Rector. Die geistlichen Coadjutoren mußten ferner außer ihren andern Gelübden sich verpflichten, dem Jugendunterricht sich mit Eifer zu widmen; die Coadjutoren, die in den Collegien wohnen, leben von den Einkünften derselben; müssen sie aber in den Profeßhäusern wohnen, weil man ihrer dort nicht bedarf, oder sie aus irgend einem Grund keine Unterkunft finden, so wohnen sie in den Profeßhäusern mit den Professen zusammen und leben wie diese von Almosen. Das ist aber eine eigenthümliche Art von Almosen, die oft in den reichsten Geschenken der Gläubigen besteht. Die höchste Classe bilden die Professen von vier Gelübden. Aus ihnen bestehen die Häupter und Würdenträger des Ordens. Sie bewohnen die Profeßhäuser, oder reisen in päpstlichen Aufträgen, sie erwählen den General des Ordens, sie allein können dazu erwählt werden. Sie sind in die geheimsten Mysterien des Ordens eingeweiht und haben die Fäden seiner Pläne in Händen, die Sorge für Alles und die Oberaufsicht über Alles und Alle ist ihnen anvertraut. Ausdrücklich sollte nur eine kleine Anzahl von Jesuiten zu diesem hohen Grade gelangen. Einmal fand man für gut, nur wenige in die letzten Absichten und Pläne des Ordens einzuweihen, sodann wollte man offenbar eben nur die feinsten und ganz besonders zuverlässigen Köpfe

an der Spitze haben. Die Professen hatten außer den übrigen noch das vierte Gelübde abzulegen, sich jeder Mission des Papstes unbedingt unterziehen zu wollen. Von ihnen wurde neben den andern Uebungen und der Priesterweihe eine ganz besondere Hingebung, Selbstverläugnung und Unterwerfung von Vernunft und Willen gefordert, aber auch andere Gründe konnten maßgebend sein, einen Jesuiten zum Professen zu machen, das heißt ihn in die höchsten Chargen einzuführen, um ihn für die wichtigsten Zwecke verwenden zu können. Wenn dies für ersprießlich befunden wurde, wurde ein Auge zugedrückt über den Mangel an Wissenschaft, Lehrfähigkeit ꝛc. Solche Ausnahmen fanden unter Anderem statt, wenn ein Jesuit sehr reich oder von hoher Geburt oder für diplomatische Zwecke besonders brauchbar, an einem Hof besonders wohl gelitten, mit gewissen gewichtigen Herren und Damen verbunden war. Ueber eine derartige Beförderung hatte dann einzig der General zu entscheiden, welcher die höheren Rücksichten, die höhere Ehre Gottes oder mit andern Worten den größeren Vortheil der Gesellschaft ins Auge faßte. Die Gelübde der Professen mußten in die Hand des Generals abgelegt werden, nur in höchst seltenen Fällen durfte auch ein Provinzial dieselben annehmen, dieses geschah besonders bei solchen, welche zwar in den Orden traten, aber ohne ihre sonstige Lebensstellung, ihre Würde, ihren Stand verlassen zu wollen.

Außerdem gibt es nun noch Professen von drei Gelübden. Die Constitutionen geben über diese keine näheren Aufschlüsse. Ihre Gelübde sind gleich mit denen der Coadjutoren und von denen der höchsten Professen nur darin verschieden, daß sie nicht verbunden waren, dem Papst besonderen Gehorsam zu geloben; auch ist es nothwendig, daß sie Priester sind. Da diese Professen ihr Gelübde überall ablegen können und die Jesuiten überhaupt nicht an eine bestimmte Ordenskleidung gebunden sind, da ferner die Probe-

jahre mit Dispensation überall abgehalten werden können, so hat man unter diesen Jesuiten die sogenannten geheimen Jesuiten vermuthet, theils Laien, theils Geistliche. Jedenfalls bleibt hier ein dunkler Punkt, soviel aber ist gewiß, daß Jesuiten Bischöfe waren, was ursprünglich gegen ihre Regel war, da kein Jesuit eine Stelle annehmen sollte; auch von einzelnen Laien hat man aufs bestimmteste behauptet, daß sie dem Orden insgeheim angehört haben. Sie traten als Lehrer, Aerzte, Kaufleute, selbst als protestantische Geistliche, kurz unter allen möglichen Masken auf. Besonders stark waren die Umtriebe maskirter Jesuiten in der Zeit nach dem westphälischen Frieden; in allen bedeutenden Städten Europas trieben sie sich umher, noch im Mai 1846 wurde in Gotha ein verkappter Emissair der Jesuiten entdeckt und verhaftet. Besonders gern machten sie sich auf Universitäten und zwar auf ächt protestantischen wie z. B. in Leipzig zu thun, um die Jünger der Wissenschaft zu gewinnen. Es ist nicht schwer, zu vermuthen, warum es überhaupt geheime Jesuiten gab und worin ihr Geschäft bestand. Sie waren dazu bestimmt, da, wo man nicht offen auftreten konnte, auf geheimen Wegen, mit der Maske vor dem Gesicht, zu wirken. Diese Jesuiten der dritten Classe leben mitten unter dem Publikum, sehen, hören Alles, beobachten Alles, wissen sich überall einzunisten, in die Politik, in die Diplomatie, in die Kirche, in die Familienverhältnisse, sie spinnen in der Kirche, im Staat, in der Geschäftswelt Intriguen an und wissen ihre Rolle vortrefflich zu spielen. Es werden in dieser Eigenschaft nur Leute gebraucht, die durch weltmännische Manieren, durch Takt, Gewandtheit, Liebenswürdigkeit sich auszeichnen und dadurch in den sogenannten exclusiven Kreisen sich angenehm zu machen und als brauchbar zu legitimiren wissen. Unsere Leser werden uns erlassen, näher darauf einzugehen, weil ein verworfener Charakter, weil eine bodenlose Heuchelei und Verstellungskunst dazu gehört, um solch eine Rolle sich zur Lebensauf-

gabe zu machen. Es liegt uns hier der offenkundige Beweis vor Augen, was der Fanatismus vermag. Diese Sorte von Jesuiten ist darum auch die gefährlichste von allen, und überall, wo man sie entdecken kann, sollte man sie unnachsichtlich ans Tageslicht ziehen und unbarmherzig verfolgen. Aber die Toleranz geht so weit, daß sie mitten unter den Protestanten Leute duldet und in die Administration, ja in die kirchlichen Verhältnisse eingreifen läßt, von denen man mit Bestimmtheit weiß, daß sie dem Jesuitenorden angehören.

Ein Exempel von einem geheimen Jesuiten wollen wir hieher setzen, um unsern Lesern zu zeigen, wie sie verfuhren. Ein angesehener preußischer Staatsmann forderte einen lutherischen Kaufmann aus Hamburg auf, nach seinem Vorgang in den Freimaurerorden zu treten. Als der Kaufmann vernahm, daß er unverbrüchlich Alles geheim halten müsse, was in dem Orden vorkomme, erklärte derselbe, daß es ihm dann nicht möglich sei, Freimaurer zu werden, indem es eine Person gebe, vor der er kein Geheimniß haben dürfe. Als nun der Staatsmann weiter in ihn drang, sah sich der Hamburger zu dem Bekenntniß veranlaßt, daß er weltliches Mitglied des Jesuitenordens sei und durch das Gelübde des Gehorsams verpflichtet sei, vor dem Superior Nichts geheim zu halten. Auf die Frage, wie es möglich sei, Lutheraner, verheirathet zu sein und dem Jesuitenorden anzugehören, erwiederte der Kaufmann, das Alles lasse sich leicht machen. Als nun der Staatsmann weiter fragte, wozu ihm denn sein Eintritt in den Orden nütze, entgegnete der Hamburger, dem Jesuitenorden verdanke er den Flor seines Geschäfts, die Jesuiten haben ihm zum Lohne seiner kleinen Dienste in allen Weltgegenden Kunden und Correspondenten verschafft.

Wir kommen nun an das Haupt des Ordens, an den General. Der General gilt als der Stellvertreter Christi im Orden. Er ist im Orden, was der Papst in der Kirche

ist. Der General ist auf Lebenszeit erwählt. Er hat die volle Regierungsgewalt über den Orden in Händen und zwar ist diese Gewalt eine sehr starke. Er entscheidet über die Aufnahme in den Orden, über Entlassung oder Verstoßung aus demselben, er ernennt die Provinziale und sonstige Beamte, er empfängt die Berichte der Provinzialen und andern Beamten, die periodisch eingesandt werden müssen, er schickt seine Visitatoren in die einzelnen Häuser, um sich von deren Zustand zu überzeugen, er kann von den Constitutionen und Regeln des Ordens dispensiren, soweit es ihm thunlich und nothwendig erscheint. Die Stelle des Generals vertritt in jeder Provinz der Provinzial, unter dem Provinzial stehen die Vorsteher der einzelnen Häuser der Provinz, Superioren genannt, speciell heißt dann der Vorgesetzte eines Profeßhauses Präpositus, der Vorsteher eines Novizen- oder Probationshauses Magister novitiorum, der Vorstand eines Collegiums Rector. Jedem Superior sind Consultoren und ein Admonitor beigegeben, letzterer muß ein Professe von vier Gelübden sein; sie haben die Pflicht, den Oberen zu berathen, der Admonitor kann ihn nöthigenfalls an seine Pflicht erinnern. Auch der General hat seine Consultoren, diese führen dann den Namen Assistenten. Für besondere Institute und Geschäftskreise werden noch besondere Präfecten ernannt, z. B. der præfectus studiorum generalium, inferiorum, præfectus bibliothecæ, ecclesiæ, conciliorum lectorum, ad mensam, refectorii u. s. w. An den Universitäten, denen immer ein besonderes Augenmerk zugewendet wird, sind besondere Beamte angestellt; die weltlichen Geschäfte, finanziellen Angelegenheiten, Processe ꝛc. werden von eigenen Procuratoren besorgt. Ferner sind Censoren aufgestellt, sie prüfen die von den Ordensgliedern verfaßten Bücher, berichten darüber an den General, sodann werden die Bücher den Revisoren vorgelegt, nun befiehlt der General, was zu ändern ist, und die Censoren führen den Befehl aus. Einigermaßen ist die Gewalt des

Generals doch beschränkt, obwohl er die gesammte Verwaltung, Regierung und Jurisdiction in sich vereinigt und die ganze Ordensmaschine leitet. Es stehen ihm nämlich Assistenten zur Seite, ein Generalsecretär und ein Admonitor. Er konnte diese, wenn es ihm beliebte, zu Rathe ziehen. Indessen hatte er allein den Entscheid, während ihre Vorschläge keine bindende Kraft besaßen. Der Wille des Generals wurde zum Gesetz, kein Mensch wagte dagegen etwas einzuwenden. Eine weitere Beschränkung liegt in der Generalcongregation. Mitglieder der Generalcongregation sind die Professen, als außerordentliche Mitglieder können auch noch geistliche Coadjutoren und Rectoren zugezogen werden. Die Generalcongregation tritt zusammen: 1) zur Wahl des Generals, 2) wenn es sich um die Absetzung des Generals handelt, 3) wenn die Assistenten, Provinzialen und Oberen durch Stimmenmehrheit die Nothwendigkeit einer Berufung der Generalcongregation fordern, 4) wenn die alle drei Jahre in Rom zusammenkommende Abgeordnetenversammlung sich dafür ausspricht. Die Generalcongregationen wollten den Generalen des Ordens nie gefallen, weil sie deren Controle fürchteten, man suchte sie daher auf jede Weise zu hintertreiben. Das demokratische Element, das hier in der Organisation des Ordens lag, durfte nicht aufkommen. Zur Wahl des Generals wurde, wie bei der Papstwahl, ein Conclave gebildet, die Wählenden wurden eingesperrt und erhielten bis zur Beendigung ihres Geschäfts nur Brod und Wasser. Ist der General durch Stimmenmehrheit gewählt, so erheben sich alle von ihren Sitzen und erweisen dem General durch Kniebeugung und Handkuß die Adoration. Er darf diese Ehrenbezeugung nicht zurückweisen, weil sie nicht seiner Person, sondern dem gilt, dessen Stelle er vertritt. Die Generalcongregation kann den General in gewissen Fällen absetzen, z. B. wegen fleischlicher Vergehungen, wegen Verwundung Anderer, wegen Veruntreuung der anvertrauten Gelder. Die Assistenten haben die

Pflicht, solche Vergehen der Gesellschaft anzuzeigen und die Einberufung einer Generalversammlung zu veranlassen. Wird der Angeklagte schuldig befunden, so muß er sein Amt freiwillig niederlegen, man dringt so lange in ihn, bis er es thut; seine Abdankung wird sofort veröffentlicht, aber sein Verbrechen geheim gehalten. Wenn aber die Anklage nicht hinreichend ist zur Absetzung, so soll man zum Scheine, als wäre die Versammlung deßwegen berufen, andere Gegenstände verhandeln und sich den Schein geben, als sei von dem Vergehen des Generals keine Rede gewesen. Die Congregation wählt die Assistenten, deren jeder eine Anzahl von Provinzen, die Assistentiæ genannt, zu repräsentiren hat. Sie bleiben im Amt bis zum Tode des Generals, sind seine Rathgeber und zugleich die ihn controlirende Behörde. Uebrigens sind diese Assistenten dem General nicht gefährlich, es wird ihm nicht schwer, sie in Abhängigkeit zu erhalten, auch kann er ihm mißliebige Assistenten entfernen und durch andere ersetzen. Jedenfalls stehen dem General Mittel genug zur Seite, um seine Umgebung im Respect zu erhalten. Was die Constitutionen betrifft, so hat sich auch der General nach denselben zu richten, abändern darf er sie nicht. Der General kann nur vorübergehende Einrichtungen treffen.

Man sieht, die Gewalt des Jesuitengenerals war eine unbegrenzte. Die Superiorität der Congregation und der Assistenten war Nichts weiter, als eine Form ohne Inhalt, ein reiner Schein, wie sich derselbe auch fast niemals geltend gemacht hat. Diesem Despotismus muß natürlich der gebührende Gehorsam entsprechen, nur durch den Gehorsam kann, wie die Constitutionen sagen, eine Gesellschaft unter sich und mit ihrem Haupt in einheitlicher Verbindung erhalten werden, die unter Gläubigen und Ungläubigen über die ganze Erde verbreitet ist. „Die ganze Monarchie der Jesuiten ist tyrannisch", sagt der spanische Jesuit Mariana, „in tausend Fällen wird nicht nach Gesetzen verfahren, entweder sind keine

vorhanden oder man kann davon dispensiren." Der Gehorsam gegen den Befehl des Generals oder Superiors geht so weit, daß der begonnene Schritt oder Federzug angehalten werden muß, der Jesuit aber nur ein Stab ist in den Händen des Oberen, daß er nicht als eine Persönlichkeit angesehen wird, der irgend welche freie Bewegung zusteht, sondern wie ein Leichnam, mit dem man beginnen kann, was man will. Der Gehorsam erstreckt sich nicht blos auf das Aeußere, sondern bis auf das Innerste, auf Gedanken, Gefühl und Willen. Der Jesuit darf keine Meinung, kein Urtheil haben, das dem des Superiors entgegensteht. Dem Befehl des Superiors darf sich kein Jesuit widersetzen, so lange man nicht bestimmen kann, daß der Befehl eine Sünde enthalte. Hiermit ist nun offen ausgesprochen, daß der Jesuit zu gehorchen hat bis an die Linie der Sünde. Wenn nun aber der Jesuit Nichts wollen und denken darf, was dem Superior und seinen Befehlen entgegen ist, so ist er offenbar so sehr ein Sklave, daß er weder das Gute noch das Schlimme mehr bestimmen und wählen kann, wie er will. Sein Wissen und Gewissen geht vollständig auf in dem Wissen und Gewissen des Vorgesetzten, er ist mit einem Wort keine Person mehr, sondern ein Sklave. Durch diesen Zwang mußte der General die einzelnen Glieder wie die gesammte Gesellschaft vollständig in seine Hände bekommen und beherrschen. Dieser Zwang der Gedanken und Gewissen, dieser Druck auf Glauben, Wissen und Handeln ist etwas geradezu Unerhörtes, die Höhe der Geistesunterdrückung, eine Tyrannei über alle Tyrannei, die eine unglaubliche Mechanisirung der Menschen, eine mehr als babylonische Gefangenschaft, eine mehr als egyptische Finsterniß im Gefolge haben mußte. Man staunt, wenn man erfährt, welche Folgen diese Unterdrückung des Willens, die man Gehorsam zu nennen beliebte, hatte und haben mußte. Dieser Druck mußte alle menschlichen Verhältnisse vernichten. Die Familienbande verloren ihre Bedeutung. Der Jesuit, sobald

er dem Orden angehört, hat keine Eltern und Geschwister mehr, er darf nicht mehr sagen: ich habe Eltern und Geschwister, sondern: ich hatte solche. Er soll in keinem Zusammenhang mehr mit ihnen stehen, keine Correspondenz führen, es sei denn, daß Solches dem Superior anders gefällt und er eben seine besonderen Zwecke dabei hat. Der Superior, dem die Briefe offen übergeben werden müssen, liest sie, um sie nach Gutdünken zu befördern oder zu unterdrücken. Nicht die Eltern, die Geschwister, die Familie sollen Gegenstand der Liebe und Hingebung des Jesuiten sein, sondern ausschließlich der Orden, oder die Kirche, wie man sich auch ausdrückte. Damit hängt zusammen, daß auch keine Freundschaften aufkommen sollten. Die speciellen Freundschaften könnten die allgemeine Liebe, das ist, die Liebe zum Orden beeinträchtigen. Das Spionirsystem konnte überhaupt keine Freundschaften entstehen lassen. Jeder Jesuit ist immer von einem andern scharf beabachtet, auf jedem Gang, an jedem Ort; Keiner ist ja sich selbst überlassen, sondern immer unter Aufsicht, jede geringfügigste Kleinigkeit wird haarklein dem Oberen berichtet, der ohnedies durch die regelmäßig alle acht Tage stattfindende Beichte unterrichtet ist. Jeder Jesuit hatte alle sechs Monate oder, wenn er Coadjutor oder Professe, alle Jahre dem General oder seinem Abgeordneten eine besondere Generalbeichte abzulegen, in der er seine geheimsten Gedanken, Gesinnungen und Gefühle offenbaren mußte. Dieses Spionirsystem ist ein Haupthebel des Ordens, aber auch ein entsetzliches Verderben. Denn es mußte alle Treue und allen Glauben in der Wurzel vergiften. Durch dieses System wurde auch die Macht des Generals hauptsächlich begründet und ins Unendliche gesteigert. Denn jeder Jesuit konnte an den General schreiben; die Schreiben mit der Aufschrift „Soli" durfte allein der General lesen. Wie die Gefühle der Familienliebe und Freundschaft, so mußte auch die Liebe zum Vaterland aufhören. Der Jesuit mußte seinen Nationalcharakter vollkommen

ablegen und nur den Charakter des Ordens annehmen. Der Orden war sein Vaterland, seine Heimath. „Allerdings sind auch einige Ausländer in unserem Orden, aber sowie sie aufgenommen sind, haben und kennen sie keine anderen Grundsätze, keine anderen Interessen als die Körperschaft, der sie unwiderruflich einverleibt sind," schrieb im Jahr 1811 der General Brzojowsky an die russische Regierung.

Man sieht, nur die Liebe zum Orden und der Gehorsam unter die Befehle der Oberen war es, was die Jesuiten leiten sollte, alle andern Motive und Gefühle waren total ausgeschlossen. In dieser Weise, wie der Jesuitenorden, war noch nie eine Armee organisirt. Es läßt sich denken, daß man mit einer solchen Armee Alles anfangen konnte. Kein Jesuit wählte selbst seinen Beruf; sein Wirkungskreis, in was er immer bestehen, wo in der Welt er immer ausgeübt werden mochte, war ihm angewiesen. Ueberall in der Welt, wo sie sich aufhielten, waren die Jesuiten an dem Gängelband und unter dem Damoclesschwert des Generals, von allen Weltgegenden her berichtete immer der Provinziale, der Superior über Alle und Alle über den Einen. Denn Alle hatten das Recht, mit dem General direct zu correspondiren; dadurch entstand eine ungemeine Einheit im ganzen System, eine Centralisation aller Kräfte, ein Ueberblick über das Ganze, der sich mit keiner andern Einrichtung vergleichen läßt. Daher gab es seiner Zeit keine Gegend des Erdballs, wo nicht die Jesuiten zu finden waren, wo sie nicht ihre methodische Thätigkeit entwickelt, wo sie nicht immer zugleich unter der Herrschaft des Generals, gleichsam unter seinen Augen gewirkt hätten. Dem General war stets die Zusammenhaltung, die Ueberwachung Aller die Hauptsache und er selbst war es, der immer den Ton angab, der durch Alle hindurchzitterte. Wie weit es mit diesem Commando der Jesuitenarmee ging, in der eine weit strengere Parole galt, als in irgend einer Armee, können wir aus folgendem Vor-

gang ersehen. Der Pater Matthias Rons in Dillingen, gebürtig aus Hall in Tyrol, ein Jesuit von vier Gelübden, wurde bei dem General in Rom angeklagt, daß er am 24. September 1664 in Gegenwart einiger andern Jesuiten im Collegium in folgende Worte ausgebrochen sey: Jede Stunde reut mich, die ich im Jesuitenorden verlebt. Was bin ich doch für ein Narr, daß ich darin blieb! Ein Narr ist, der seiner begehrt, ein Narr, der da verbleibt, wo solche Narren regieren. Man hat viel wider uns geschrieben und uns Unrecht gethan; aber ich wüßte andere Sachen, die wahrer sind, zu schreiben. O, warum hat mich der Teufel in dieses Collegium geführt, o, daß es der Donner erschlage! Hierauf befahl der General, dem Pater Rons blos zu eröffnen: Es stehe geschrieben, du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest auf Erden. Nachdem er aber eine einzige ächte Mutter, die Gesellschaft (den Orden) so wenig ehre, so stehe zu befürchten, daß er nicht lange mehr leben werde. In der That wurde er auch plötzlich krank und soll auf seinem Krankenbett wiederholt ausgerufen haben: Ja! Ja! ich verstehe recht wohl den Sinn dieser Worte! Der Mann starb am 25. Februar 1665. Sein Leichnam ging alsbald in lauter schwarze Flecken über. Offenbar war der Pater mit Gift auf die Seite geschafft worden.

Welche Macht der Jesuitengeneral ausübte, um den Gehorsam innerhalb der Gesellschaft zuwege zu bringen, weiß man hinreichend; selbst der ausgetretene Jesuit vermochte seinem Arm, allen möglichen Hindernissen, Chicanen und Verfolgungen nicht zu entgehen, wie vermochten wohl die Jesuiten das Netz, in dem sie gefangen waren, zu zerreißen oder gegen Befehle und Verordnungen, die ihrer Bildung, ihrem Gewissen zuwider waren, aufzutreten? Das wäre eine baare Unmöglichkeit gewesen. Wie man über sie Meister zu werden verstand, beweist nicht nur das obige Beispiel. Die eingemauerten Scelette, die man im Winter 1774 in dem Jesuiten-

collegium zu München fand, sind dessen Zeugniß genug Nirgends in der Welt, nicht einmal unter den Protestanten war ein Entfliehen aus den Krallen des Jesuitenordens möglich.

Man konnte es auf diesem Wege, wie die Geschichte weiß, sehr weit bringen. Die gleichmäßige systematische Thätigkeit des Ordens in aller Welt, die Erfolge seiner Wirksamkeit, das stricte Geheimniß, das über allen seinen Manövern nach Innen und Außen liegt, ist ein deutlicher Beweis hievon. Es mochten auch viele Jesuiten so zu Werkzeugen herabgesetzt worden sein, daß ihnen alles Selbstdenken, aller eigene Wille verging, aller Charakter abgestreift wurde. Das aber ist sicher, daß innerhalb des Ordens selbst, dessen Mängel einer seiner Zöglinge Mariana am schärfsten gegeißelt hat, eine Menge der talentvollsten Geister förmlich geknickt wurden. Wie der Orden nach Außen lähmend und geisttödtend wirkte, so rächte sich das an seinen eigenen Gliedern auf eine entsetzliche Weise. Diese Zusammenschraubung und Erdrosselung der Geister durch den absoluten Gehorsam kam einem eigentlichen Seelenmord gleich.

„In der That", heißt es in den Untersuchungsacten der Universität von Paris gegen den Orden vom Jahr 1774, „was darf ein Monarch nicht von Unterthanen erwarten, die ihm an Seele und Leib unterworfen sind, die vor ihm weder im Herzen noch außer demselben ein Geheimniß haben dürfen, die noch ihrer eigenen Heilsversicherung wegen wünschen müssen, ausspionirt zu werden, die wenigstens einmal im Jahre und so oft es der Vorgesetzte für nöthig findet, gefaßt sein müssen, entweder in der Beichte oder insgeheim, kurz auf alle mögliche Art ihr Gewissen zu entdecken, die weder ihre Bande brechen, noch aus der Monarchie treten können, ohne als Apostaten verfolgt zu werden, die endlich ohne rechtliche Prozedur verbannt und verstoßen werden können, ohne daß man ihnen Wohnung, Brod, Wasser und Unterhalt schuldig wäre?"

Mit solchen Mitteln konnte man es zu Stande bringen, solche Werkzeuge zu erziehen und solche Erfolge zu erzielen, wie es dem Jesuitenorden möglich wurde. Wenn auf diese Weise die Mechanisirung des Unterrichts, die Restauration der mittelalterlichen Kirche, die Herrschaft der Kirche über den Staat, des Clerus über die Laien nicht bewerkstelligt werden konnte, dann war dieses Werk freilich nicht ausführbar. Wir werden sehen, in welcher Weise es ausgeführt wurde.

Die Ausbreitung des Jesuitenordens.

Vor Allem breitete sich der Orden in dem Lande aus, wo er noch jetzt am zahlreichsten vertreten ist, in Italien. Der Papst ließ dem Orden zu Rom ein Profeßhaus bauen, in welchem alsbald eine beträchtliche Anzahl von Schülern Loyolas sich einnistete, sodann fanden sie in Neapel, Venedig, Padua, Modena Eingang. Schon sehr frühe gingen die Jesuiten jedoch über Italien hinaus, in Portugal fanden sie in Kurzem Eingang, in Lissabon erhielten sie eine Kirche und in Coimbra ein Collegium. Der König Johann III. von Portugal begünstigte die Jesuiten außerordentlich. Xaver und Rodriguez waren nach Portugal gekommen, sie wollten beide weiter nach Indien gehen, um die Heiden zu bekehren; der König wollte ihrer nicht entbehren, nur Rodriguez ließ sich zurückhalten, Xaver dagegen ging mit königlichen Vollmachten nach Indien ab. Wahrscheinlich waren beide nur darum nach Lissabon gegangen, um des Königs Vollmachten für ihre Mission in Indien zu gewinnen. Rodriguez, der zurückblieb, brachte es durch seinen Einfluß am Hofe dahin, daß die Jesuiten in Kurzem zum größten Ansehen in Portugal gelangten. Adel und Volk waren ihnen nicht günstig, zumal sie sich außerordentlich gewaltthätig zeigten, aber die Protection des Hofes mußte sie schützen.

Nicht so günstig wie in Portugal war die Aufnahme in Spanien, obwohl Ignaz ein Spanier war. Faber und Araoz suchten in den spanischen Provinzen Propaganda zu machen; das Volk, ohnedies für alle Schwärmereien einge-

nommen, wofern sie zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau geschahen, fing bereits an, ihnen Beifall zu schenken, und wer gegen das Umsichgreifen des Ordens und seine Begünstigung am Hofe sprach, wurde von der Inquisition verfolgt und für immer zum Schweigen gebracht. Gleichwohl fand der Orden in Spanien ganz entschiedenen Widerstand. Es trat gegen die Jesuiten ein gelehrter Dominicaner, Namens Melchior Cano auf. Er erkannte in ihnen die Vorläufer des Antichrist und fand, daß hinter ihren schmutzigen Kleidern, hinter ihrer Andacht tiefere Absichten verborgen seien. In seinen Predigten und auf dem Lehrstuhl schilderte er die Jesuiten als Wölfe im Schaafspelz. Er brachte es dahin, daß ihnen der Jugendunterricht entzogen wurde. Der Erzbischof Silvio von Toledo erklärte sich gegen sie, in Saragossa wurden sie sogar vom Erzbischof in den Bann gethan und von dem Volk verjagt. Aber dennoch drangen sie durch. Ignaz wußte von Paul III. eine Bulle zu erschleichen, die alles Bemühen gegen die Jesuiten vergeblich machte, zumal sie am Hof begünstigt wurden. Diese Bulle, durch welche der Orden überhaupt seine stärkste Grundlage erhielt, ist datirt vom 18. Oct. 1548 und ertheilt dem Orden Vollmachten und Vorrechte von beispielloser Tragweite. Dem Ordensgeneral wurde eine unbeschränkte Vollmacht über alle Ordensglieder zugestanden, der Orden wurde von aller weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit und Aufsicht, von allen geistlichen und weltlichen Abgaben entbunden, war von der Excommunication oder dem Interdict, wenn solche über ein Land oder eine Stadt verhängt wurden, ausgenommen, sogar diejenigen, die in den Geschäften des Ordens arbeiteten, blieben von der Excommunication und dem Interdict verschont. Kein Mitglied war einem nicht zum Orden gehörigen geistlichen Oberen Gehorsam schuldig; dagegen konnten die Ordensglieder frei, wem und wo sie wollten, die Sacramente reichen, ohne päpstliche Bestätigung Stiftungen und

Schenkungen annehmen, Häuser, Kirchen, Collegien bauen, Ablaß ertheilen; der General war ermächtigt, Jeden, ohne Ausnahme, in den Orden aufzunehmen, zum Priester weihen zu lassen, in allen Diensten, zu allen Zwecken der Gesellschaft zu gebrauchen, alle geistlichen und weltlichen Mächte waren mit der Strafe des größeren Bannes bedroht, im Fall sie den Orden am Genuß dieser Vorrechte hindern wollten. Diese Bulle half dem Orden in tausend Fällen, zuerst nur vor Allem in Spanien, wo die ursprünglich entschiedene Opposition gegen den Orden unter dem Volk und dem Clerus mit diesen Vollmachten für immer niedergeschlagen wurde. Die Jesuiten brachten es dahin, daß der Erzbischof seinen Bann zurücknehmen mußte, daß sie im Triumph in die Stadt und in ihr Collegium zurückkehrten. Die Macht der Loyoliten in Spanien wurde geradezu unüberwindlich, selbst Philipp II. konnte sie nicht bändigen; er wandte sich an den Papst um eine Reform des Ordens, aber sie wußten sie zu verhindern. Die Reichthümer des Ordens waren unermeßlich. Welche Besitzthümer sie im spanischen America erlangten, werden wir weiter unten sehen, wo auch von ihrer Gewaltherrschaft weiter die Rede sein wird.

In Frankreich drangen die Jesuiten nur langsam vor. Der Hof und die Sorbonne waren gegen sie. Lainez und Dalmeron wußten zwar den Bischof du Prat von Clermont für sie zu stimmen, dieser räumte ihnen ein Haus ein, das Collegium von Clermont; indessen konnten sie keinen Boden gewinnen. Die öffentliche Meinung war gegen sie; gleichwohl wußte Ignaz den Cardinal von Lothringen so einzunehmen, daß dieser versprach, den Orden unter seine besondere Obhut zu nehmen. Dieser brachte den schwachen König dahin, die Gesellschaft zu bestätigen, aber das Parlament widersetzte sich, auch der Erzbischof von Paris, du Ballay, dem die päpstlichen Bullen zur Begutachtung vorgelegt wurden, erklärte sich gegen sie, er meinte, es wäre

weit besser, man würde den Supplicanten an der türkischen Grenze Häuser bauen, wo sie die Ungläubigen bekehren könnten, als ihnen mitten in der Christenheit Niederlassungen zu gestatten. Noch stärker trat die Sorbonne gegen sie auf. Sie sagte u. A. in ihrem Urtheil: „Diese Gesellschaft, welche sich auf eine ungewöhnliche Weise den Namen Jesu anmaßt, welche ohne Unterschied strafbare, ehrlose, infame Leute aufnimmt, diese Gesellschaft, welcher in Austheilung der Sacramente, im Predigt- und Lehramt wider die Rechte der Bischöfe und Ordinariate, wider die hierarchische Ordnung und zum Nachtheil der übrigen Orden sowohl als der Fürsten und weltlichen Herren, sowie auch zur Beeinträchtigung der Universitätsfreiheiten und zur großen Beschwerde des Volks so viele und verschiedene Privilegien, Indulten und Freiheiten von Seiten des päpstlichen Stuhles ertheilt worden, diese Gesellschaft schändet den Mönchsstand, entkräftet die mühsame, fromme und nöthige Uebung der Tugenden, veranlaßt die Mitglieder anderer Orden, ihre Gelübde zu entheiligen, entzieht die Gläubigen der schuldigen Unterwerfung und dem Gehorsam gegen ihre rechtmäßigen Seelsorger, beraubt die weltliche und geistliche Obrigkeit ihrer Rechte und verursacht in beiden Ständen Unruhen und bei dem Volk viele Beschwerden, Streitigkeiten, Spaltungen und eine Menge anderer Unordnungen. Wenn man mit einem Worte Alles zusammennehmen will, so scheint diese Gesellschaft zur Gefährdung des Glaubens, zur Beunruhigung des Kirchenfriedens, zur Untergrabung der Mönchszucht und überhaupt mehr zum Niederreißen als zum Aufbauen bestimmt zu sein." Dieses Decret, obwohl es die Jesuiten nicht einmal vollständig charakterisirt, hat sich vollständig bestätigt und ist auch für alle nachfolgenden Gegner des Ordens typisch geworden. In Frankreich war man überhaupt gegen den Orden, weil er die Papstmacht über alle Gewalten stellte, und man gegen die gallicanischen Kirchenfreiheiten keine Opposition zu dul-

den entschlossen war. Es erhob sich ein allgemeiner Sturm gegen die Jesuiten. Sie mußten sich nach St. Germain des Prez zurückziehen und fanden Unterstützung an dem Bischof von Clermont; er wollte ihnen in seiner Residenz Clermont ein Collegium errichten, allein der Magistrat verhinderte es und sie mußten sich nun nach Billon zurückziehen, einer kleinen Stadt in der Nieder-Auvergne, wo sie ein Collegium errichteten. Man sieht, ganz wichen sie nicht. Später wurden die Zeiten von Franz II. und Carl IX. ihnen außerordentlich günstig, und die Verfolgungen der Hugenotten waren wesentlich ihr Werk. Die Königin Catharina von Medici wußten sie durch den Cardinal von Lothringen ganz für sich einzunehmen, und so erhielten sie auf der Synode von Poissy am 15. September 1561 die Bewilligung zur Ansiedlung in Frankreich. Man legte ihnen allerdings gewisse Beschränkungen auf, aber sie kümmerten sich nicht darum und blieben Meister in ihren Kämpfen mit der Universität und den Bischöfen. Ihre List, ihre Zähigkeit und die Gunst des Hofes half ihnen durch. Beim Hof setzten sie sich besonders durch ihren Fanatismus gegen die Hugenotten in Respect. Ueberhaupt nahmen sie an den bürgerlichen Verschwörungen, besonders an der sogenannten Ligue Theil, sie waren sogar sehr oft die Anstifter und Leiter von Verschwörungen. Der Einfluß der Jesuiten in Frankreich war vor Allem ein politischer und trotz mächtiger Feinde, wie die Sorbonne, entwickelten sie die umfassendste Thätigkeit in der höchsten Weise. Es wird an einer andern Stelle von den Greueln die Rede sein, die sie in Frankreich verübt haben. Thatsache ist es, daß sie offen in Schriften, auf Kathedern, auf der Kanzel den Aufruhr predigten, und hochverrätherische Umtriebe machten. Der Königsmord konnte ihnen zwar nicht vollständig, aber doch mit fast evidenter Gewißheit nachgewiesen werden, die moralische Mitschuld an den Mordversuchen und Mordthaten hatten sie jedenfalls. Daher wurden

sie am 8. Juni 1595 aus Frankreich verbannt, als einer ihrer Zöglinge auf den König Heinrich IV. am 27. Dezember 1594 einen Mordversuch machte. Nun flüchteten sie nach Bordeaux und Toulouse, wo sie von der liguistischen Partei geschützt wurden. Indeß wußten sie es dahin zu bringen, daß der „gute König" gegen den Rath des treuen Sully in ihre Zurückberufung willigte; die Königin Maria von Medici und seine Günstlinge bestürmten den König, bis er nachgab. Sein Hauptmotiv war offenbar die Furcht vor den Machinationen der Loyoliten, die Besorgniß, sie könnten ihm in und außer seinem Reiche gefährlich werden. Sie durften sich jedoch nicht in ganz Frankreich niederlassen. Nur die Collegien von Toulouse, Auch, Agen, Rhodes, Bordeaux, Perigueux, Limoges, Tournau, le Puy, Auvernaz, Beziers, Lyon, Dijon, und la Fléche durften sie beziehen. Es wurden ihnen hiebei folgende Beschränkungen auferlegt: 1) Sie sollten ohne königliche Bewilligung keine neuen Collegien in Frankreich errichten können; 2) alle Jesuiten, die sich in Frankreich aufhalten wollen, müssen geborene Franzosen sein; Ausländer haben binnen drei Wochen in ihr Vaterland zurückzukehren; 3) am königlichen Hof soll sich stets ein Jesuit, auch ein geborener Franzose, aufhalten, der für das Betragen seiner Ordensbrüder Bürgschaft leisten muß; 4) alle Mitglieder, die gegenwärtig zurückkehren oder künftig in die Gesellschaft aufgenommen werden, müssen durch einen feierlichen Eid sich verpflichten, Nichts wider den königlichen Dienst oder die öffentliche Ruhe des Reichs zu unternehmen; jeder, der sich weigert, diesen Eid zu leisten, soll sogleich das Königreich verlassen; 5) kein Ordensmitglied darf ohne königliche Erlaubniß unbewegliche Güter weder durch Kauf, noch durch Schenkung, noch auf irgend eine andere Art an sich bringen, auch keine Erbschaften annehmen; 6) sollen die Ordensglieder wie alle übrigen Geistlichen und Mönche den Gesetzen und Obrigkeiten des Königreichs unterworfen sein;

7) die Gerechtsame der Bischöfe, Stifte, Orden und Universitäten dürfen von ihnen nicht angetastet werden; 8) soll es ihnen nirgends erlaubt sein, ohne Bewilligung des Bischofs, irgend eine priesterliche Verrichtung zu vollziehen. Das Parlament sträubte sich, trotz dieser Beschränkungen, die Rückberufung der Loyoliten zu registriren d. h. gesetzlich anzuerkennen. Erst die ernstlichen Vorstellungen des Königs konnten dies bewirken. Das Parlament war offenbar scharfsichtiger und kannte die Jesuiten besser, denn diese wußten alsbald nach ihrer Zulassung eine Bedingung nach der andern zu verletzen, noch in demselben Jahr errichteten sie Collegien zu Amiens, Poitiers, im folgenden zu Vienne, Rouen, Caën, Rheims und zu Besançon. Ferner wußten sie mit allen möglichen Intriguen und Schlichen einträgliche Pfründen zu erlangen und mit ihren Collegien zu verbinden. Der Jesuit Cotton, Beichtvater des Königs, wußte diesen so einzunehmen, daß er Alles bewilligte; sogar die Schandsäule, die dem Capel wegen Mordversuch gesetzt worden war, mußte wieder niedergerissen werden, weil die Jesuiten darauf als Anstifter des Attentats bezeichnet waren. Im Jahr 1600 kamen sie wieder nach Paris, sie erhielten die Erlaubniß, das Collegium von Clermont wieder zu beziehen, doch sollten sie keinen Unterricht ertheilen. Das wußten sie einfach dadurch zu umgehen, daß sie eine Pensionsanstalt für Kinder des hohen Adels darin errichteten und diese zum Schein von fremden Lehrern unterrichten ließen; sofort erlangten sie die Erlaubniß, Vorlesungen über Theologie in dem Collegium Clermont zu halten, obwohl die Universität sich lebhaft dagegen erklärte. Ehe der König entscheiden, konnte wurde er von Ravaillac ermordet. Nie haben sie den Verdacht, an dem Morde Theil zu haben, von sich abwälzen können. Durch den Tod des Königs gelangten sie nun erst recht zur Macht. Sully verlor seinen Einfluß, der Jesuit Cotton trat an seine Stelle. Am

20. August 1610 wußte dieser einen Majestätsbrief herauszuschlagen, nach welchem die Jesuiten das Recht erhielten, nicht blos in den theologischen, sondern in allen Wissenschaften und Künsten Unterricht zu ertheilen. Ueber die Universität aber siegten die Jesuiten in einem langwierigen Rechtsstreit vor dem Parlament. Sie mußten zwar die alten Lehren der Universität, die Macht des Königs über sie, die Rechte der gallicanischen Kirche anerkennen, aber sie hielten Nichts von alledem. Obwohl der Ordensgeneral Aquaviva den Ordensgliedern verboten hatte, zu behaupten, es sei erlaubt, einen König zu tödten, so lehrten doch die Jesuiten Becan und Suarez alsbald wieder öffentlich, daß der Königsmord erlaubt sei. Trotz eines Parlamentsbefehls auf Unterdrückung ihrer Schriften wußten sie es bei der Königin dahin zu bringen, daß die Sorbonne die Unterdrückung der Bücher untersagte. Im Jahr 1614 brachten die Abgeordneten des Bürgerstands bei der Generalversammlung der Stände ein Reichsgrundgesetz in Vorschlag, in welchem festgestellt werden sollte, daß der König von Frankreich als unumschränkter Monarch seine Gewalt von Gott habe und weder eine geistliche noch weltliche Macht berechtigt sei, ihn seiner Gewalt zu berauben, seine Unterthanen von der ihm schuldigen Treue zu entbinden oder zur Widersetzlichkeit zu reizen. Jeder Franzose, der sich weigere, dieses Gesetz anzunehmen, solle als Hochverräther betrachtet und bestraft werden. Die Jesuiten wußten es indeß dahin zu bringen, daß dieses ganz vernünftige und zeitgemäße Gesetz nicht durchging, daß ihm die Königin die Sanction verweigerte. Das geschah natürlich nur zu dem Zweck, daß sie ihre strafbaren Lehren ohne Gefahr ausbreiten konnten, ja sie erlangten sogar das unbeschränkte Recht, in allen Wissenschaften öffentlichen Unterricht zu ertheilen. Unter der Regierung Ludwigs XIII. hatten die Jesuiten Anfangs alle Macht in den Händen, sie beherrschten die Königin, Concini, Laines und die ganze

Umgebung des Königs; der Jesuit Arnoux, Beichtvater des Königs, der ihm Alles nachsah, wußte auch Alles von ihm zu erlangen und wußte ihn dahin zu bewegen, daß er die Provinz Bearn ihrer Rechte beraubte und die reformirte Religion vollkommen ausrottete. Erst unter dem Cardinal Richelieu nahm der Einfluß der Jesuiten bei Hof ab, aber unter dem Adel und dem Volk wußten sie immer fortzuwirken. Man kann sich vorstellen, welchen Einfluß und welche Thätigkeit sie hier entwickelten. Besonders auch durch ihren Unterricht, bei dem sie es vor Allem auf die Kinder des Adels abgesehen hatten. Ganz besonders aber waren sie immer thätig, wenn es sich um Maßregeln gegen die Hugenotten handelte. Ueber ihre fanatischen Predigten hatten die letzteren fortwährend zu klagen, aber was konnte das helfen gegenüber dem Einfluß, den die Loyoliten auf den König durch seinen Beichtvater hatten? — Als aber der Cardinal Richelieu die Zügel der Regierung in die Hände bekam, hörte der Einfluß der Jesuiten auf. Den allmächtigen Minister anzugreifen, wagten die Jesuiten nicht. Das hätte sicher ohne weitere Umstände ihre Vertreibung aus Frankreich nach sich gezogen. Richelieu's Politik war gegen Oesterreich und Spanien gerichtet, während die Jesuiten ihrerseits diese beiden Mächte auf jede Weise zu unterstützen suchten. Es war dies ihre Politik schon seit den Zeiten der Liga. Richelieu verband sich zu seinen Zwecken sogar mit den protestantischen Mächten, was den Jesuiten natürlich ein Aergerniß war. Die Jesuiten im Auslande, wie der bayerische Jesuit Keller in München und der Jesuit Santarell zu Rom erklärten den König von Frankreich und den Cardinal Richelieu offen für Excommunicirte, weil sie Bündnisse mit Ketzern schließen; sie müßten bekriegt und vom Papst mit den geistlichen Strafen bedacht werden. Sie behaupteten ganz in Uebereinstimmung mit ihren früheren Lehren, daß die Franzosen berechtigt seien, sich gegen ihre Regierung zu empören, ja Santarell behauptete, daß der Papst ohne

ein Concilium, weil der Papst und Christus ein Tribunal seien, Fürsten, Kaiser und Könige absetzen könne, der Papst müsse die unumschränkte Gewalt haben, er sei der oberste Monarch, um die Fehltritte der Könige zu züchtigen und die Gerechtigkeit zu handhaben, ja er dürfe sie vom Throne stürzen, wenn die Umstände das erfordern, er könne das nicht blos wegen Ketzerei, sondern auch wegen Unfähigkeit zu regieren. Trotz alledem wußten sie den verhängnißvollen Streich auch jetzt wieder abzuwenden. Man fürchtete sich eben vor ihrem Einfluß im Ausland. Richelieu, trotz seiner Macht, konnte sie doch nicht vertreiben, man brachte sie nur dazu, daß sie die in dem Buche Santarells enthaltenen Lehren feierlich mißbilligten, sie mußten erklären, daß sie die unabhängige Macht des Königs anerkennen und Alles für recht halten, was die Sorbonne in diesem Punkte lehre. Der Ordensgeneral Mutius Vitelleschi erließ am 13. August 1626 ein Decret, wonach ein Mitglied des Ordens weder im Druck noch im Unterricht von der Herrschaft des Papstes über Könige und Fürsten sprechen dürfe. Von ihren hochverrätherischen Lehren konnten die Jesuiten aber gleichwohl auch jetzt noch nicht ablassen, das beweisen die Schriften von Escobar und Busenbaum, die in dem Jahre 1641 und 1652 erschienen. Die Lehre von der Obergewalt des Papstes über die Fürsten, die die Absetzung, ja Ermordung eines der Kirche mißfälligen Königs erlaubte, ist nie im Jesuitenorden ausgestorben, denn ihr Princip der Erhöhung des Papstes geht ihnen über Alles.

Auch in den jansenistischen Streitigkeiten siegten zuletzt die Jesuiten, weil der König und der Papst auf ihrer Seite waren; wir werden auf diese Streitigkeiten an einem anderen Orte zu sprechen kommen. Ebenso drangen sie in dem Molinisten-Streit durch, weil der Papst den Parteien Stillschweigen befahl. Ein solcher Sieg war freilich leicht errungen.

Am meisten breiteten die Jesuiten ihren Einfluß und ihre Anstalten während der Hugenottenkämpfe unter Ludwig XIV.

aus. Alle die Kirchen, Kirchengüter, Schulen, Collegien, Akademien, die den Hugenotten entrissen wurden, fielen in die Hände der Jesuiten. Die Aufhebung des Edicts von Nantes und die Vertreibung der Reformirten konnte nur dazu dienen, das Terrain der Jesuiten immer mehr zu erweitern. Diese ihre Triumphe konnten sie jedoch nur durch Gewalt erringen. Es ist nöthig, daß wir der Methode, mit der die Jesuiten Mission zu treiben und zu siegen verstanden, eine besondere eingehende Betrachtung widmen. Man kann sich das Alles leicht erklären, wenn man weiß, daß die beiden Beichtväter des Königs la Chaise und le Tellier Jesuiten waren und daß Ludwig XIV. selbst im Jahr 1712 in den Orden getreten war und die drei ersten Ordensgelübde beschworen hatte. Das vierte legte er später auf dem Todbette ab. Nach dem Tode des Königs unter der Regentschaft sank das Ansehen des Ordens, dafür wiegelten sie das Volk gegen den Regenten auf. Durch den schändlichen Abbé Dubois, dem sie den Cardinalshut verschafften, wußten sie sich wieder Eingang zu verschaffen. Sie benutzten ihre Macht, um die Jansenisten nun von Neuem zu verfolgen. Besonders geschah dies unter der Regierung Louis XV., den sie, wie Louis XIV., durch Beichtväter zu beherrschen wußten. Die Jesuitenbeichtväter unter Ludwig XIV. und XV. unterscheiden sich nur dadurch, daß die ersteren es mit den Maitressen hielten und durch sie wirkten, die letzteren gegen sie auftraten. So waren sie gegen die allmächtige Madame Pompadour und den Minister Choiseul. Beide hätten sie gerne vom Hofe entfernt, aber sie bewirkten dadurch nur, daß beide bei jeder Gelegenheit den König wider sie einzunehmen suchten. Den König vollends gegen sie zu stimmen, dazu trug vor Allem das Attentat des Damiens bei. Choiseul bot nun Alles auf, um sie zu entlarven und den Hof und das Volk wider sie aufzubringen; ihre Lehren vom Königsmord wußte man wieder auszubeuten. Hiezu kam dann noch der Bankerott des Paters

La Valette auf Martinique. Außerdem widersetzten sich die Jesuiten unter dem Beistand des Papstes dem Willen des Königs, der ihnen einen geborenen Franzosen als Generalvicar vorsetzen wollte. Ferner widersetzten sie sich dem Befehl des Parlaments, nach welchem ihnen in Frankreich untersagt wurde, Novizen anzunehmen, öffentlichen Unterricht zu ertheilen, Congregationen zu halten 2c., noch weniger ließen sie sich auf die Forderung ein, die das Parlament am 22. Februar 1764 an sie richtete. Es sollten nun auch alle Jesuiten, die Gnadengehalte genießen oder öffentliche Aemter in der Kirche und im Staat bekleiden wollten, einen Eid leisten, daß sie mit ihrem General sich nicht in Verbindung setzen und keine andern Grundsätze hegen und verbreiten wollten, als solche, die mit der Sicherheit des Königs und des Staates vereinbar wären. Unter 4000 Jesuiten wollten sich nur fünf dazu verstehen. Nun erfolgte die Aufhebung des Ordens im November 1764. Die Drohung des Papstes mit dem Bannstrahl half Nichts, aber charakteristisch für den Orden ist, daß alsbald nach der Aufhebung der Ordensgeneral an die Superioren in Frankreich die Weisung ergehen ließ, sie möchten zwar das Ordenskleid ablegen, aber dem Orden treu und unter einander vereinigt bleiben, bis der Zeitpunkt da sei, wo sie auch äußerlich sich wieder vereinigen und offen hervortreten könnten.

In Polen gewannen die Jesuiten bald den größten Einfluß, denn dort herrschte von jeher die größte Duldung, die aber der katholischen Geistlichkeit, die sie immer zu benutzen weiß, am meisten zu gute kam. Schon vor Ablauf des 16. Jahrhunderts hatten sie in Polen 20 Collegien. Sie gewannen einen großen Anhang unter den Magnaten und mischten sich, von diesen unterstützt, in Alles, sogar in die Königswahlen und wußten überall Unruhen anzustiften und Haß gegen die Protestanten zu säen. In Litthauen drangen sie durch mit Hilfe des Bischofs von Wilna; durch Stefan Bathori erhielten

sie im ganzen Königreich zahlreiche Collegien, derselbe Bathori empfahl sie seinem Bruder, dem Woiwoden von Siebenbürgen. Von Polen aus drangen sie auch in Schweden ein, wo sie zunächst nur in weltlicher Kleidung und als Protestanten sich einschleichen konnten. Ein solcher verkappte Katholik verfaßte sogar eine neue Liturgie, die der katholischen Religion die Bahn brechen sollte, die Geistlichkeit kam aber dahinter, und das Volk revoltirte. Allein sie ruhten nicht, bis sie vertrieben wurden. Doch unter König Sigismund drängten sie sich bereits wieder ein; trotz aller Vorstellungen und Unruhen unter dem Volk suchte dieser die katholische Religion durchzusetzen, mußte aber weichen, wurde geschlagen und die Krone dem Herzog Carl von Ostgothland 1607 übertragen. So kam jener schwache und beschränkte König durch die Jesuiten um seine Krone und mit Recht. Wären alle Völker so aufgetreten, so stände es anders um Europa. Der Pater Antonius Possevinus, der den größten Theil der griechischen Kirche in Lithauen und den anstoßenden polnischen Provinzen mit der römischen Kirche zu vereinigen verstand, (1590—1596) suchte auch in Rußland die katholische Religion auszubreiten, aber mit geringem Erfolg. Sie erdachten hier den Plan, den sogenannten falschen Demetrius auf den Thron zu setzen. Nach dem Tode des Czar Iwan Wasiljewitsch hatte sich nämlich Boris des russischen Thrones bemächtigt, nachdem er den legitimen Erben Demetrius aus dem Wege geräumt. Einige Jahre später erschien ein Mensch, der sich für den wahren Demetrius ausgab. Dieser wurde, weil er sich zu Allem hergab, von den Jesuiten und vom Papst vorgeschoben, er brach mit einer Armee in's russische Reich ein und stürzte wirklich den Kaiser vom Thron. Aber er konnte sich nicht halten; die Jesuiten hatten ihn in der Heuchelei nicht hinreichend unterrichten können. Es bildete sich eine Verschwörung gegen ihn, er wurde ermordet, nachdem er seinen Betrug eingestanden. Damit stürzte der jesuitische Humbug in Rußland vorerst zusammen. Dieser falsche

Demetrius war ein russischer Mönch, Namens Gregor Stropy. In Rußland gestalteten sich die Verhältnisse der Jesuiten günstiger erst nach Aufhebung des Ordens unter der Kaiserin Katharina. Bis dahin waren sie durch ein Verbot Peters des Großen ausgeschlossen.

Im Jahr 1561 kamen die Jesuiten nach Ungarn und zwar auf die Verwendung des Nikolaus Olaf, Erzbischof von Gran. Sie ließen sich zunächst in Tyrnau nieder, dann erhielten sie die Abtei Vzéplak und die Propstei Beny zur Errichtung und Erhaltung eines Collegiums in Tyrnau; ferner erhielten sie von Kaiser Ferdinand I. die Prämonstratenser-Abtei Misle. Im Jahr 1566 brannte ihr Collegium in Tyrnau ab und da sie keine Unterstützung fanden, mußten sie von dannen ziehen. Zwanzig Jahre nachher kamen sie wieder, da Kaiser Rudolf II. ihnen die Propstei Thuracz verlieh. Im Jahre 1605 wurden sie wieder vertrieben durch die Truppen des Boskai und mußten auf zehn Jahre das Land verlassen; im Jahr 1608 beschloß der Reichstag, daß sie in Ungarn kein Besitzthum haben sollten. Aber schon im Jahr 1615 kamen sie wieder nach Tyrnau, nachdem der Kaiser Matthias II. ihnen die wiederhergestellte Abtei Thuracz überlassen hatte. Im Jahr 1635 stiftete Peter Razman, Erzbischof von Gran, eine Universität in Tyrnau, nachdem er schon im Jahr 1624 ein adeliges Convict daselbst errichtet hatte. Nur Jesuiten waren Führer an den beiden Instituten. Von jetzt fanden sie allgemeinen Eingang, fast in allen Städten erhielten sie Collegien, Residenzen oder Missionshäuser, bekamen den Unterricht der Jugend in die Hände, wurden Beichtväter des Königs und des Adels. Im Jahr 1773, als der Orden aufgehoben wurde, waren es 212 Jahre, seitdem sie in Ungarn wirkten.

In England suchten die Jesuiten mit allen Mitteln Terrain zu gewinnen. Ihre Versuche wollten einige Zeit nicht gelingen. Der Haß gegen den Papismus war zu tief

und zu fest in dem englischen Volke gewurzelt. Schon unter Elisabeth machten sie bittere Erfahrungen. Hinderlich für sie war besonders das Vorurtheil im Volk, daß sie darauf ausgingen, die freie Reichsverfassung umzustürzen. Gleichwohl ist Thatsache, daß die Nachfolger der Königin Elisabeth, die Stuarts, den Katholicismus begünstigten und sich dadurch in einen immer größeren Zwiespalt mit ihrem Volke setzten, was ihren endlichen Untergang zur Folge hatte.

Unter Jakob I. genossen die Katholiken schon ziemliche Nachsicht. Sie sollten zwar den Eid der Treue gegen König und Verfassung schwören, aber man sah durch die Finger. Man weiß, daß die Jesuiten zwar den Eid bekämpften, aber doch vielen Katholiken erlaubten, ihn mit geheimem Vorbehalt zu schwören. Die Jesuiten wußten sich sogar, trotz diesem Eid, unter die Presbyterianer zu mischen, um unter der Hand Proselyten zu machen. Schon anders stand die Sache unter der Regierung Karls I. Ein Papist war ihm jedenfalls lieber, als ein Arminianer. Die Parlamente beschuldigten ihn fortwährend des Einverständnisses mit den Jesuiten, man tadelte ihn wegen Anstellung von Katholiken sogar als Pairs des Reichs, man gab ihm die Niedermetzlung einer großer Zahl von Protestanten in Irland, in Folge der Wiedereinführung des Katholicismus in diesem Lande, Schuld. Wenigstens hätte er die Aufrührer bestrafen sollen. Soviel ist sicher, daß sein Verhalten gegenüber den Katholiken höchst unklug war; seine Gemahlin war katholisch und in den Händen der Jesuiten. Jedenfalls hat ihm seine Vorliebe für das Episcopat und der Verdacht der Hinneigung zum Katholicismus sehr geschadet und zu seinem unglücklichen Ende beigetragen, obwohl er von den Independenten hingerichtet wurde. Indessen waren die Jesuiten doch nicht mit ihm zufrieden und es wurde sogar das Gerücht geglaubt, die vermummte Person, die nach der Hinrichtung das blut-

triefende Haupt des Königs dem Volke zeigte, sei der jesuitische Beichtvater der Königin gewesen.

Daß die Jesuiten unter der Republik verschwinden mußten, versteht sich von selbst. Die religiöse Anschauung von Cromwell und seinen Anhängern war wesentlich gegen den Papismus gerichtet. Cromwell haßte die Jesuiten und ging mit aller Strenge gegen sie zu Werk. Von Toleranz wußte man damals Nichts, Cromwell drohte Jedem die Todesstrafe an, der einem Jesuiten unter seinem Dache Schutz gewähren würde; diejenigen, die den Zufluchtsort eines Jesuiten entdeckten, belohnte er als die Entdecker der größten Verbrecher. Es wurde eine ziemliche Zahl hingerichtet. Aber trotz alledem konnten sie nicht ganz vertrieben werden; Cromwell wußte, daß sie fortwährend England bedrohten.

Ganz anders sollte es unter der Restauration werden. Karl II. war selbst insgeheim katholisch und trat auf dem Sterbebett förmlich zur katholischen Religion über. Seine Maitressen, und er hatte deren immer eine ganze Reihe, waren meist Französinen; der Pater la Chaise schickte sie ihm. Die Königin war eine portugisische Prinzessin und hatte als Beichtvater den Pater Antonio Fernandez bei sich, seine Minister und Höflinge waren offene oder geheime Katholiken, vor Allem aber gehörte sein Bruder, der Herzog von York, dem katholischen Bekenntniß an. Dieser Mann hatte den größten Einfluß, um so mehr, als er dem König an Verstand überlegen war. Unter der Regierung Karls II. kam auch das papistische Complott vor, von dem wir an einem andern Orte erzählen. Bei dem Allem verfuhr Karl II., obwohl er dem König Ludwig XIV. von Frankreich Alles für die katholische Kirche versprochen hatte, sehr vorsichtig. Er fürchtete das Schicksal seines Vaters und wollte ungestört seinem Vergnügen leben. Man wollte sogar behaupten, er habe das papistische Complott selbst mit angezettelt, aber es liegen keine Beweise hiefür vor. Weit unvorsichtiger ging

Karls II. Nachfolger, Jakob II., zu Werk. Er führte die katholische Religion alsbald öffentlich an seinem Hofe ein, er besetzte die ersten Stellen des Reichs nur mit Katholiken, sein Staatsrath war katholisch, und der Jesuit Petre hat vielleicht unter allen Rathgebern des Königs am meisten zu seinem Sturze beigetragen. Die Jesuitengrundsätze wurden die Regierungsgrundsätze. Ueberall, in allen bedeutenden Städten legten die Jesuiten ihre Schulen und Collegien an, alle dem Papismus hinderlichen Institute wurden abgeschafft, alle Controversen gegen die katholische Lehre auf Kanzeln und Kathedern verboten. Der König errichtete sogar ein geistliches Gericht, dessen Mitglieder nur Katholiken waren. Kein Wunder, daß das englische Volk in Schrecken und Aufregung gerieth. Die Angst vor dem Papismus war es hauptsächlich, die den König Jakob II. vom Throne stürzte, denn er wollte mit dem Despotismus zugleich den Papismus einführen. Die Jesuiten haben den Sturz der Stuarts vor allem veranlaßt durch die falschen Rathschläge, die sie dem ohnedies fanatischen König ertheilten. Von jetzt an konnten die Jesuiten in England nicht mehr Fuß fassen. Erst in neuester Zeit fand der Katholicismus wieder mehr Eingang in England.

Wir kommen nun an die Ausbreitung des Ordens in Deutschland. In Oesterreich fanden sie zuerst Eingang durch den Kaiser Ferdinand I., der sie auf den Rath seines Beichtvaters, des Bischofs Urban von Laibach, nach Wien berief. Man hatte zunächst im Auge, durch gebildetere und gefälligere Geistliche und Lehrer dem Protestantismus entgegenzutreten. In kurzer Zeit gelangte der Orden zu bedeutendem Einfluß und Gütern. Zuerst wirkte in Oesterreich besonders Le Jay, dann der Pater Canisius. Bald erhielten sie auch eine Niederlassung zu Prag, in Tyrol und Ungarn. Vor allen erhob sich das Collegium zu Innsbruck. Ueberall in Oesterreich drangen die Jesuiten vor und vernichteten den

Protestantismus, zumal da sie in steigendem Grade von der Gewalt unterstützt wurden. In Bayern nisteten sich die Jesuiten unter Albrecht V. ein, auch hier war wieder vor allen Canisius thätig, einer der schlauesten und gewandtesten Menschen, die der Orden erzeugt hat. Ueberall wo die Jesuiten in diesen Landen hinkamen, stellten sie sich als Reformatoren dar, die die Kirche in ihrer früheren Reinheit wiederherstellen sollten. Daher wirkten sie besonders als Lehrer und Gelehrte und imponirten dadurch dem Volk und vor allem den Gebildeten, von welchen sie den Protestanten gegenüber gestellt wurden. Wenn sich mit dem Allen die Gewalt vereinigte, konnte es nicht fehlen. Zuerst mußten in Niederbayern die Prediger und Alle, die sich zu dem evangelischen Bekenntniß hielten, ihre Habe verkaufen und das Land räumen. Dieselbe Maßregel wurde dann im ganzen Lande ausgeübt; alle Städte vertrieben die Protestanten. Mit dem Allen wuchs das Unkraut des alten Aberglaubens wieder empor. Der heilige Benno, von dem man in einem andern deutschen Land, in Meißen, Nichts mehr wissen wollte, ward feierlich zum Schutzpatron von Bayern erklärt. Den jesuitischen Lehrinstituten wurde die größte Sorgfalt zugewendet. Nun setzten sie sich im Bisthum Augsburg fest. Der Cardinal-Bischof Otto Truchseß von Waldburg führte sie hier ein. Dieser Mann war von Canisius so begeistert, daß er einst nicht eher ruhte, bis sich dieser die Füße von ihm waschen ließ. Otto übergab ihnen die Leitung der von ihm gestifteten Universität Dillingen. In Augsburg selbst setzten sie sich später fest. Canisius bekehrte die beiden protestantischen Schwiegertöchter des Grafen Anton v. Fugger, wodurch sie, bei dem Reichthum der Fugger'schen Familie, auch die Mittel zur Errichtung eines Collegiums und Gymnasiums erhielten. Weiter siedelten sie sich an in Würzburg, Mainz, Trier, Fulda, Heiligenstadt, Cöln, Koblenz und Speyer, Regensburg, Münster, Hildesheim, Paderborn. So weit waren die Jesuiten mit ihrer Arbeit

schon am Ende des 16. Jahrhunderts. Daß sie an diesen verschiedenen Orten sich niederlassen konnten, dazu trug wesentlich die Vorliebe des bayerischen Herrscherhauses für die Jesuiten bei, denn fast an allen diesen neuen Pflanzstätten der Jesuiten hatten Söhne aus dem Hause Wittelsbach die Bischofssitze inne. Ihrer Aufnahme traten freilich oft entschiedene Hindernisse in den Weg, die Geistlichkeit, die Domcapitel, oft auch die Stadtbehörden widersetzten sich ihrer Aufnahme, aber schließlich drangen sie durch. Vor Allem gelang es ihnen durch den Beistand der Fürsten. Man entfernte einfach die protestantischen Prediger und setzte die Jesuiten an ihre Stelle. Die Fürsten führten immer mehr den Grundsatz durch cujus regio, ejus religio und wer nicht katholisch werden wollte, wurde von Haus und Hof verjagt.

Die größten Erfolge hatten die Jesuiten in Oesterreich. Die Reformation war in Oesterreich schon seit den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts eingedrungen. Carl V. verfuhr auf's grausamste gegen die Protestanten; 1524 wurde der Bürger Caspar Tauber in Wien als Ketzer hingerichtet und 1528 der lange im Kärnthner Thurm gefangen gehaltene ehemalige Professor zu Ingolstadt, Balthasar Gullmayer, verbrannt. Gleichwohl verbreitete sich die neue Lehre sehr rasch, besonders unter dem Adel, von dem Adel ging die Bewegung über auf die Bürger und Bauern. Man ging soweit, daß die Protestanten beschlossen, keinen Katholiken mehr in den Rath, ja keinen katholischen Dienstboten mehr anzunehmen. Schon 1549 drang ein lutherischer Bäckerjunge in Wien in eine Prozession, riß dem Priester die Monstranz aus der Hand und warf sie unter Verfluchungen des Götzengräuels zur Erde; er wurde nach abgehauener Zunge und Hand lebendig verbrannt. Im Wiener Landhaus predigte Dr. Josua Opitz, „daß, so oft die Leute von seiner Predigt gegangen, sie allemal Lust gehabt, die Papistischen, so er jeder Zeit als Abgötterer verdammt und

dem Teufel übergeben, zu zerreißen." Man sieht, daß die Protestanten viel wagten, aber oft auch Erbitterung erregten durch ihren Fanatismus. Unter der im Allgemeinen milden Herrschaft von Ferdinand I. und Max II. konnte die protestantische Lehre sich hinreichend ausbreiten. Anders kam es unter Rudolf II. Noch unter seiner Regierung war der Schrecken vor den Protestanten so groß, daß bei einer Prozession, der der Kaiser beiwohnte, alles auseinanderlief, der Kaiser die Hand an den Degen legte und die Priester das Schwert zogen, um ihn zu schützen. Jetzt begann die Reaction. Am 21. Juni 1578 mußte Opitz auf kaiserlichen Befehl die Erblande verlassen. Nun ging man vor mit Austreibung der Geistlichen an allen Orten. Das Vorgehen gegen sie wurde den Jesuiten wesentlich erleichtert durch ihre Uneinigkeit und Streitsucht. Die Flavianische Lehre von der Erbsünde bildete auch hier den Mittelpunkt des Streites. Hiezu kam ein fürchterlicher Aufstand der Bauern ob und unter der Ens in den Jahren 1595—99.

Sie waren höchlich erbittert wegen hoher Auflagen, Wegführung der Mannschaft zum Türkenkrieg und Verfolgung der protestantischen Lehre. Sie wurden geschlagen und die Rädelsführer durch Rad und Schwert gerichtet. Confiscationen, Verbannung, schwere Züchtigungen jeder Art folgten nach, überall im Lande umher. Die Jesuiten erlaubten sich Alles, sie suchten eine vollständige Trennung zwischen Katholiken und Protestanten zu bewirken, lehrten, es sei besser, sich mit dem Teufel als mit einem protestantischen Weib zu verheirathen und daß derjenige, der das Abendmahl in beiderlei Gestalt empfange, weiter Nichts als den leidigen Teufel empfange. Die Evangelischen nannten sie meineidige Leute und Luther einen versoffenen Apostaten, Räuber und Spießgesellen des Teufels; also predigten sie von den Kanzeln. So betrieben sie die Bekehrung und Austreibung der Evangelischen. Noch im Jahr 1599 beklagten sich die Stände von Steiermark,

Kärnthen und Krain auf's bitterste über die Jesuiten und warfen ihnen besonders vor, daß sie überall Unheil und Unfrieden stiften und unter dem Deckmantel der Religion sich zu bereuichern schen. Alles half nichts. Zu ihrer höchsten Macht gelangten die Jesuiten unter Kaiser Ferdinand II. Dieser Mann rottete den Protestantismus in ganz Oesterreich mit Stumpf und Stiel aus und half dem Katholicismus zur Herrschaft, ja er war nahe daran, ihn in ganz Deutschland wieder emporzubringen. Ferdinand war ein Zögling der Jesuiten; zu Ingolstadt wurde er erzogen zugleich mit seinem Freund, dem Kurfürsten Maximilian von Bayern. Als sein Vater starb, ward Maximilian's Vater, Herzog Wilhelm V. von Baiern, den die Jesuiten nur den frommen Herzog nannten, sein Vormund. Gegen Ende des Jahres 1597 begab sich Ferdinand auf eine Wallfahrt nach Loretto und von da nach Rom. Hier legte er zu Papst Clemens VIII. Füßen das Gelübde nieder, die katholische Religion mit Gefahr seines Lebens herzustellen. Er kam ganz in die Hände der Jesuiten, er war so bigott und andächtig, daß er sich selbst den Sohn der Jesuiten nannte; sein Beichtvater, der allmächtige Jesuit Lamormain rühmt ihm nach: wenn dem Kaiser ein Priester und ein Engel begegneten, würde er jenem zuerst seine Reverenz machen. Die Schule der Jesuiten, die er zu Ingolstadt und Rom genossen hatte, ging ihm sein Lebenlang nach; in Rom wohnte er in dem Profeßhaus der Jesuiten, die ihn nie aus dem Auge ließen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn er unter ihre Herrschaft kam und sie sein Orakel wurden. Im 20sten Lebensjahr, September 1598, ging er unter Leitung der Jesuiten an die Gegenreformation, er vertrieb in seinen Landen Steier, Kärnthen und Krain die lutherischen Prediger, 1599 ließ er die protestantische Kirche in Graz, dem Mittelpunkt des Protestantismus in seinen Ländern, schließen und verbot den evangelischen Gottesdienst bei Leib- und Lebensstrafe. Bereits schickte er eine

Gegenreformations-Commission mit bewaffnetem Gefolge deutscher Knechte in's Land, ein Vorspiel der Dragonaden Ludwig's XIV. Zitternd rief das Landvolk: die Reform kommt. Ueberall wurden die protestantischen Kirchen niedergerissen und verbrannt — auf das Ausbrennen der Kirchen verstanden sich die Jesuiten besonders gut, — auf die geschleiften Stätten setzte man Rad und Galgen, die Prediger wurden verjagt oder eingekerkert, Bibel und Erbauungsbücher durch den Henker verbrannt, die Einwohner, die nicht übertreten wollten, zur Auswanderung gezwungen, wobei sie den Zehnten ihres Eigenthums zurücklassen mußten. Sogar die Todten wurden nicht verschont, man wühlte ihre Gräber um, dasselbe geschah später mit den Gräbern der Hussiten. Fünf Jahre wüthete die Gegenreformation der Jesuiten. Der Adel entfloh größtentheils nach Böhmen; damals flüchtete sich auch der Astronom Keppler, den die Stände als Professor angestellt hatten, zu Kaiser Rudolf nach Prag. Ferdinands Beispiel, der damals noch Herzog von Steiermark, Kärnthen und Krain war, folgten die jesuitischen Räthe des Kaisers Rudolf in Wien, vor allen der Cardinal Franz Dietrichstein, Bischof von Olmütz und der Bischof von Wien, Melchior Clesel. Auch sie schickten Reform-Commissionen in's Land Oesterreich. Auch aus Linz, wie aus Graz, mußten die protestantischen Prediger und Schullehrer weichen. Die österreichischen Stände schlossen dagegen Bündnisse unter sich, vollends als Matthias im Jahr 1608 die Regierung von Oesterreich erhielt, sie traten in dem Congreß zu Wien zusammen und schlossen sich in demselben Jahr der zu Ahnhausen geschlossenen evangelischen Union der Reichsfürsten an. Schlimmer sollte es kommen, als König Ferdinand, nachmals Kaiser Ferdinand II. seine politische Thätigkeit auch in Böhmen und Oesterreich entfalten konnte. Das geschah schon unter dem Kaiser Matthias. Ferdinand beschwor, den Böhmen gegenüber, den sogenannten Majestätsbrief. Die Böhmen hatten ihm zwar

nicht getraut, aber sie ließen sich doch durch seine feierlichen Versprechungen in die Falle locken. Am Hochaltar des Prager Doms vor den versammelten Ständen des Königreichs beschwor Ferdinand, die Hand auf's Evangelium gelegt, den Majestätsbrief mit folgendem Eide: „wir schwören zu Gott, der Mutter des Herren und allen Heiligen auf dieses Evangelium, daß wir die Herren, Ritterschaft, Adel, Prag, auch andere Städte und alle Gemeinden des Königreichs Böhmen wollen und sollen bei ihren Ordnungen, Rechten, Privilegien, Satzungen, Freiheiten und Gerechtigkeiten, auch allen guten, alten löblichen Gewohnheiten erhalten und von diesem Königreich Böhmen Nichts entfremden oder versetzen, sondern dasselbe nach unserem Vermögen erweitern und mehren und Alles das zu thun, was zum Nutzen und zur Ehre dieses Königreichs Böhmen gereicht. Dazu helfe uns Gott und alle Heiligen!" Ferdinand wurde auf diesen Eid hin als designirter König von Böhmen gekrönt am 29. Juni 1617. Ob er sich zuvor von den Jesuiten des Schwures entbinden ließ, weiß man nicht, daß er aber entschlossen war, den Eid nicht zu halten, beweisen die späteren Ereignisse. Auf diese Ereigniffe näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Ferdinand hielt den Majestätsbrief nicht, er hat ihn vielmehr später eigenhändig verbrannt. Die Nichtachtung der von ihm beschworenen Rechte und Religionsfreiheiten führte den Aufstand in Böhmen und den dreißigjährigen Krieg herbei. Der Fenstersturz der Martiniz und Slawata in Prag, die man beschuldigte, daß sie ihre evangelischen Bauern mit Hunden in die Messe gehetzt und durch Versagung der Taufe, der Heirathen und Begräbnisse zur Rückkehr zum Papstthum gezwungen haben, war auch das Signal zur Vertreibung der Jesuiten, denen man mit Recht alles Unheil zuschrieb, weil sie Ferdinand II. vollständig beherrschten. In dem Verbannungsdecret heißt es u. A.: Es ist Jedermann bekannt, welch' großen Gefahren dieses Königreich seit Einführung der

scheinheiligen Jesuitensecte ausgesetzt gewesen und welches Unglück seit dieser Zeit über uns ergangen. Dies Alles mußten wir Stände wie auch unsere Unterthanen in Geduld ertragen und sogar Vermögen und Leben aufopfern. Da wir nun in Erfahrung gebracht, daß der erwähnte „giftige Jesuitenorden" allein die Hauptursache aller dieser Unordnungen sei, daß er sich unaufhörlich bestrebe, den römischen Stuhl allmächtig zu machen und alle Königreiche des Erdbodens seinem Joch zu unterwerfen, daß er alle Kräfte aufbiete, die Fürsten zu entzweien, die Herren gegen ihre Unterthanen und die Unterthanen gegen die Herren aufzureizen, sowie auch unter den Ständen derjenigen Länder, wo verschiedene Religionen herrschen, Aufruhr und Feindschaft zu stiften, daß er sogar jedem Bösewicht erlaube, Könige und Gesalbte Gottes zu ermorden, so haben wir nach dem Beispiel anderer, selbst katholischer Fürsten, welche diese gefährliche und aufrührerische Secte um der innern Ruhe und Sicherheit willen verbannten, beschlossen, die Jesuiten aus diesem Königreich zu entfernen."

Die Jesuiten wußten nun in Wien die mildere Partei der Versöhnung, an deren Spitze der Cardinal Clesel stand, zu stürzen. Man beschloß den Krieg. Ferdinand erklärte ausdrücklich: ist mein Werk nicht aus Gott, so werde ich es nicht vollbringen. Ich will einmal irdische Hoheit und Leib und Leben daran setzen. Ferdinand wurde in seinem Fanatismus und in seiner Bigotterie bestärkt durch die Lehren der Jesuiten, die ausdrücklich erklärten, der Kaiser sei an keinen Religionsfrieden gebunden. Die freie Ausübung einer irrigen Religion sei unzulässig, derartige Versprechungen unerlaubt, ein Eid sei kein Band des Irrthums.

Ganz consequent jesuitisch behauptete daher Ferdinand, alle Unordnung und aller Aufruhr, alle Secten kommen nur von den Evangelischen her, unter dem Schein des Gewissens suchen sie das weltliche Regiment der Fürsten anzugreifen. Man sieht hieraus, wie die Jesuiten Ferdinand zu

bereden wußten, alle seine evangelischen Unterthanen seien Verräther und Rebellen. So ist er denn dem fürchterlichen Eid, den er auf Ueberreden der jesuitischen Lehrmeister der Jungfrau zu Loretto leistete, treu geblieben. Nachdem nun die Schlacht am weißen Berge am 8. November 1620 von den Kaiserlichen gewonnen war, folgte eine fürchterliche Reaction, die über das Schicksal des unglücklichen Landes entschied. Am 13. und 14. November huldigten die böhmischen Stände dem Kaiser. Der böhmische Adel war auf einmal zahm und gefügig geworden. Eine Anzahl hatte sich geflüchtet, die größere Zahl blieb, ohne an das Schicksal von Egmont und Horn zu denken. Der Kaiser Ferdinand that dasselbe, was Alba in Brüssel gethan hatte, er wartete und wartete mit seiner Macht sieben Monate lang, er wollte die böhmischen Landherren sorglos machen und wie Vögel ins Garn locken; ja selbst Max und Tilly hatten Amnestie verbürgt, Tilly rieth, die böhmischen Stände nicht zur Desperation zu treiben. Tilly gab noch im Februar 1621 Winke, sich zu retten. Es half Nichts, sie blieben. Am 28. Februar 1621 wurden achtundvierzig Häupter des Aufstandes auf den Hradschin zu Gefängniß gebracht. Lichtenstein hatte seine Schlingen gut gelegt. Fast an einem Tag und in einer Stunde wurden die Häupter des Volks, wer durch Geburt, Reichthum, Bildung und Wissenschaft, Adel des Talents und des Charakters hervorragte, in den Kerker geschleppt. Die Blutrichter, 12 an der Zahl, waren kaiserliche Kammerherren und Regierungsbeamte. Das Verfahren war von Wien aus vorgeschrieben, ungefähr nach Muster der Halsgerichtsordnung des Herzogs von Alba. Es war summarisch willkürlich den Erweis der Schuld voraussetzend, ohne Zulassung schützender Rechtsformen, ohne Vertheidigung oder Berufung. Zunächst wurden die abwesenden Rebellen vorgeladen und wenn sie natürlich nicht erschienen, sammt ihren Nachkommen ihrer Güter beraubt; damit war man in einer Sitzung fertig. Aus

den Gefangenen wurden indessen 46 herausgegriffen, an ihnen sollten einfache und geschärfte Hinrichtungen, ewige Kettenstrafe, Auspeitschung 2c. vorgenommen werden. Nur bezüglich der Vermögensconfiscation sollten alle gleich behandelt werden; das Geld konnte man brauchen. Oesterreich hatte damals wie heute nie Geld. Fast alle Anträge lauteten auf Tod, aber es wirkten auch Gunst und Familieneinfluß, Privathaß, Liebhaberei für gewisse schöne Herrschaften, Paläste, Lusthäuser und Pferde mit. Der Kaiser soll, so sagt man, sich einige Zeit gesträubt haben, die Todesurtheile zu unterzeichnen, er hatte vor dem Crucifix, vor dem Muttergottesbild gebetet, von den berühmtesten jesuitischen Theologen und fünf Ordensprovincialen Gutachten um Gutachten eingeholt. Der Pater Lamormain nahm Alles auf sich, und die Andern, der Aventurier Don Martin de Huerda, der Nuntius Caraffa, der venetianische Mönch Sabinus hetzten und schürten und meinten, es sollte von diesem ungetreuen und ketzerischen Volk kein Mann über bleiben, der Kaiser sollte über das ganze Land eine Anklage auf Hochverrath verhängen. Da mußte sich der Kaiser noch als gnadenreich erscheinen, wenn er die Viertheilung in Enthauptung verwandelte, wenn er Einem die Zunge statt aus dem Hals zu reißen nur ausschneiden ließ, wenn er einem Andern das Abschneiden der Zunge vor Abführung in den Kerker erließ und ihn nur eine Stunde mit der Zunge an den Galgen nageln ließ, worauf dieser aber freilich starb. Was sollte es heißen, wenn Ferdinand, ächt jesuitisch, nach dem Muttergottesbild zu Mariazell in Steiermark wallfahrtete, hier auf den Knieen lag und flehte, daß auch den Böhmen in ihren letzten Augenblicken eine Erleuchtung kommen und sie vor ihrem Sterben in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche geleitet werden möchten. Ferdinand rühmte sich sogar, nur aus Liebe seine Unterthanen zu martern und hinzurichten, damit sie immerhin zeitlich verdürben, aber durch die gewaltsame

Bekehrung ewig selig würden, und daß namentlich nicht nachkommende Geschlechter durch Ketzerei verderbt werden möchten. Einstweilen wurden nur siebenundzwanzig hingerichtet. Alles Flehen der Frauen, Kinder, Mütter, Schwestern half Nichts, der Statthalter antwortete einfach: Macht euch keine Mühe, bittet nur um ein ehrliches Begräbniß. Das Schaffot war unmittelbar vor dem Rathhaus, der Höhe des ersten Stocks gleich, mit schwarzem Tuch überkleidet, unten war es von Schranken, von Reiterei und Fußvolk umgeben, daneben auf einem Altan thronte unter veilchenblauem Baldachin Fürst Lichtenstein, um ihn her der Blutrath. Alle starben mit dem freudigsten Glaubensmuth. Es waren meist alte Herren; man hat berechnet, daß zehn von ihnen zusammen 700 Jahre alt waren. Zuerst starb Johann Andreas, Graf v. Schlick; er hatte sich ins sächsische Voigtland geflüchtet, war aber von dem lutherischen Kurfürsten von Sachsen dem Kaiser ausgeliefert worden. Er hatte seiner Zeit im Namen der sächsischen Partei dem Kurfürsten die böhmische Krone angeboten und dieser lieferte ihn zum Dank an das Racheschwert aus. Dieser unedle Albertiner hat damit wohl eine Warnung aufstellen wollen für die, so auf Fürstendankbarkeit zählen. Dann kam Wenzel Bendowicz von Bendowa, der letzte Böhme genannt, der den Majestätsbrief ausgewirkt; dann die Andern, unter ihnen Jessnisky, Leibarzt zweier Kaiser, Redner und Gelehrter von europäischem Ruf, Freund von Keppler und Tycho Brahe; ihm wurde die Zunge ausgeschnitten und sein Leib zerstückt. Vier Stunden lang arbeitete der Scharfrichter; er enthauptete vierundzwanzig Personen, drei wurden gehängt. Die Köpfe wurden von den Knechten in Butten weggetragen und auf den Brückenthurm geschickt, um sie auf eiserne Stangen zu spießen. Die Worte und Seufzer der Opfer verhallten in dem Lärm von 20 Pauken, aber sie endeten mit dem Trost: Lieber sterben, als das Vaterland sterben sehen. Es ist nicht

möglich, das Gräßliche dieser fünfthalbstündigen Schlächterei zu schildern und während dieser himmelschreienden Gräuelthat lag der jesuitische Heuchler Ferdinand II. vor der Mutter Gottes zu Mariazell und betete für die Märtyrer. Das war das Werk der Jesuiten, aber damit war es noch nicht zu Ende.

Elf Monate nach dem Bluttag auf dem Ring der Prager Altstadt, am 23. Mai 1622, ließ Ferdinand einen Generalpardon verkündigen. Es war der vierte Jahrestag des Prager Fenstersturzes. Es wurde versprochen, jeder, welcher sich schuldig fühle, möge und solle sich selber anklagen, um sofort kaiserliche Verzeihung zu erhalten. In der That waren nicht weniger als 728 Herren von Adel, Barone und Ritter unklug genug, sich selber anzugeben. Sofort wurde ihnen ihr Vermögen confiscirt, theils ganz, theils zu zwei Dritttheilen, theils halb, theils ein Drittel. Innerhalb Jahresfrist verschlang der kaiserliche Fiscus 642 Herrschaften und Güter. Der Geldpunkt war die Hauptsache, denn dadurch bekam der Kaiser die Mittel, sich den Adel zu verbinden, und den Krieg fortzuführen. Wallenstein machte damals Geschäfte als Güterhändler und legte den Grund zu seinem colossalen Vermögen. Nachdem man auf diese Weise Land und Volk ruinirt hatte, mußten die Jesuiten das Werk vollenden. Die Protestanten, die nicht übertreten wollten, wurden ins Elend gestoßen, während die Jesuiten einen großen Theil der confiscirten Güter erhielten. Die Jesuiten kamen mit den kaiserlichen Soldaten, brachen in Städte und Dörfer ein, überfielen die wehrlosen Leute in der Nacht, nöthigten sie mit Stockstreichen und andern gewaltthätigen Mitteln zur Annahme der katholischen Religion; man hetzte die Leute mit Hunden in die Kirche und steckte ihnen die Hostie gewaltsam in den Mund, auch der Hausgottesdienst wurde nicht mehr geduldet, eine wandernde Commission, natürlich meist Jesuiten, stellte überall die reine Lehre her und vertilgte Alles, was der Nation

theuer war. Die Denkmäler der hussitischen Vorzeit, die ganze czechische Nationalliteratur galt für ketzerisch, die kostbarsten Bücher und Handschriften wurden unter dem Galgen und auf dem Schindanger verbrannt, von der Theinkirche zu Prag rissen sie den großen goldenen Kelch und das Bildniß Georg Podiebrads herab und setzten ein Marienbild und Ferdinands Schwert an die Stelle, selbst die Gräber verschonten sie nicht, wühlten Rockyzcanas und Ziskas Asche auf und streuten sie in die Luft. Die Verfolgungen hörten auch nicht auf, als die protestantischen Prediger vertrieben und die Magistrate von Protestanten gereinigt waren. Die Jesuiten lagen dem Kaiser beständig in den Ohren, daß man die katholische Religion in ihrer ganzen Reinheit herstellen müsse. Darum ging im Jahr 1624 ein Mandat aus, das die hartnäckigen Protestanten nicht nur aller bürgerlichen, sondern auch aller Menschenrechte berauben sollte. Die Hauptartikel sind folgende: Kein Unkatholischer kann das Bürgerrecht in Böhmen erlangen oder irgend ein Gewerbe betreiben. Keiner darf heirathen. Wer einem evangelischen Priester den Aufenthalt in seinem Hause gestattet, verliert all' sein Eigenthum. Kein ordentlicher katholischer Priester darf Solche, die im evangelischen Glauben verstorben sind, zum Begräbniß geleiten. Nichtsdestoweniger soll er die Stolgebühren von den Nachgelassenen einziehen. Wer in seinem Hause protestantischen Unterricht duldet, wird um seine Habe gestraft und durch die Schergen zur Stadt hinausgepeitscht. Keines Unkatholischen Testament ist giltig, kein Protestant hat die Befugniß, seinen letzten Willen aufzusetzen. Wer von Gott, der heiligen Jungfrau Maria, der katholischen Kirche oder dem glorreichen Haus Oesterreich etwas Ungeziemendes redet, der soll am Leben gestraft werden und seine Güter verlieren. Die Armen in den Hospitälern, welche bis zu einem bestimmten Termin nicht zur katholischen Kirche übergehen, sollen hinausgestoßen werden und katholische Arme an ihre Stelle treten. Nachdem dieses Mandat erlassen

war, gingen die Pfaffen in Prag von Haus zu Haus und legten jedem Hausherrn, jeder Frau, jedem Gesellen oder Knecht, jeder Magd folgende vier Fragen vor: 1) seid ihr katholisch geboren? 2) seid ihr katholisch geworden? 3) versprecht ihr katholisch zu werden? 4) wollt ihr auf keine Weise katholisch werden? Die Zahl der Verneinenden war, wie man sich denken kann, weit größer, als die der Bejahenden, daher scheute man sich vor gewaltsamen Maßregeln und suchte die Protestanten nur allmählig zu entfernen. Man verbannte die Protestanten zu fünfzig, sechzig; eine ungeheure Menge der besten und fleißigsten Menschen mit Weib und Kind zog davon, nicht weniger als 185 adelige Geschlechter, zu zwölf, zwanzig, ja fünfzig Personen, dazu viele Tausende von Bürgern und Bauern wanderten aus. Nur das Gesindel blieb zurück, um der Klostersuppen willen. Unerhörte Gräuel begleiteten die Austreibungen, das Vorspiel der Dragonaden unter Ludwig XIV. Die Kroaten hetzten das Volk mit blankem Säbel in die Messe; die Männer setzte man ins Gefängniß, den verlassenen Weibern legte man Soldaten ins Haus, die an den Weibern und ihren Töchtern ihre Gelüste stillten, in der Verzweiflung rannten die Weiber und Kinder heulend vor die Gefängnisse und drängten ihre Männer, katholisch zu werden, um der Plage los zu werden. Zu Bidzow ließ Huerda die Bürger aufs Rathhaus kommen und fragte sie, ob sie katholisch werden wollten. Als Einer meinte, seinen angebornen Glauben zu ändern, sei keine leichte Sache, prügelte ihn der Spanier eigenhändig halb todt und ließ ihn zur Stadt hinauswerfen; nun thaten die Bürger, was man wollte. Man besetzte einfach die Städte, schloß die Thore und zwang die Leute zum Uebertritt. Am schlimmsten erging es den Landleuten, sie suchten sich in Schluchten, Wäldern, im Dickicht, in den entferntesten Dörfern vor den Jesuiten zu verbergen. Hier pflanzten sie ihren Glauben fort; man entdeckte noch viele zu Zeiten des liberalen Kaisers Joseph II., viele wurden,

als die Verfolgung immer ärger wurde, verstümmelt, gebrandmarkt, gehängt, geköpft, gerädert; das war Jesuiten-Mission. Neben allen diesen Bekehrungsmaßregeln ging das stete Bestreben, nur Geld zu machen, Güter zu erwerben, in Besitz und Macht zu gelangen; alle Mittel, Kanzel, Lehrpult, Beichtstuhl, List und Gewalt mußten dazu helfen. So gelangten die Jesuiten in den Besitz einer Menge von Gütern, von Klöstern u. dgl., auch die Universität bekamen sie in die Hände, indem sie den Erzbischof, welcher als solcher Curator der Universität war, verdrängten. Der Erzbischof und die Inhaber der Güter ließen sich das nicht ohne Weiteres gefallen, aber sie konnten nicht einmal beim Papst durchdringen, weil der Kaiser immer auf Seiten der Jesuiten stand und der Papst diesem Vertheidiger der katholischen Kirche nicht entgegentreten wollte. Dem Kaiser selbst nützte dieses Raubsystem wenig, obwohl die Summe der confiscirten Güter bei Ferdinands Tod 43 Millionen betrug, eine unerhörte Summe für jene Zeit. Am meisten gewannen die Jesuiten und der katholische Adel, die Lichtensteiner, Wallensteiner, Dietrichsteiner, die Kriegsobersten u. A.; der Kaiser setzte Alles ein, wenn er nur die Ketzer, vor Allem den protestantischen Adel vernichten konnte.

Die Exercitien oder geistlichen Uebungen der Jesuiten.

Der Jesuitismus hat von Anfang an und vor Allem die Tendenz gezeigt, das innere und äußere, das religiöse und kirchliche Leben, den ganzen Menschen zu mechanisiren. Eine Maschine aus dem Menschen und schließlich aus der Menschheit zu machen, die an den Fäden und Drähten, Stangen und Ketten des Ordens geleitet würde, der schließlich wieder von ein paar Menschen zu Rom, dem General und seinen Assistenten commandirt würde, das war das Ideal der Jesuiten, das der Gedanke, der ihrem offenen und geheimen Wirken zu Grunde lag und noch heute zu Grunde liegt. Der Stifter des Ordens selbst war eine rein mechanische Seele und alle Producte, die von ihm ausgingen, zeigen denselben Charakter. Besonders spricht sich dies aus in dem kleinen Buch von den geistlichen Uebungen. Ignaz hat diese geistlichen Uebungen nicht erfunden, aber er hat sie ausgearbeitet und an sich und Andern angewandt, er hat durch sie seine ersten Jünger exercirt und fanatisirt. Diese geistlichen Uebungen sind jetzt noch bei den Jesuiten im Gang und werden auch bei uns an Weltgeistlichen exercirt, wenn auch bei diesen in modificirter Weise.

Es ist nicht ein Lehrbuch, sondern eine Anweisung zu eigener Betrachtung oder vielmehr eine Reihe von Betrach-

tungen. Die Sehnsucht der Seele, sagte Ignatius ausdrücklich, wird nicht durch eine Menge von Kenntnissen, nur durch die eigene innere Anschauung wird sie erfüllt. „Unter den Werkzeugen", wurde gesagt, „welche Gott vermöge seiner Güte, und Huld unserer Gesellschaft, zur Förderung ihres eigenen und des Nächsten Heils und Vollkommenheit zu ertheilen geruhte, nehmen die geistlichen Exercitien nicht den letzen Platz ein. Sie sind ein Werk, welches unser in Christo seliger Vater Ignatius nicht so sehr nach Büchern, als vielmehr nach der Salbung des heiligen Geistes und nach innerer Erfahrung und Uebung verfaßte. Sie sind die Lichtfunken, welche ihm der Herr in der ersten Bekehrungsgluth einhauchte." Der Papst Paul III. sagt in der Bestätigungsbulle (1548) von ihnen, daß sie voll Frömmigkeit und Heiligkeit und zur Erbauung und geistlichen Vervollkommnung der Gläubigen sehr nützlich seien.

Die geistlichen Uebungen bilden kein Lehrbuch, sind überhaupt keine Lehren, sondern rein praktischer Natur. Dreißig Tage werden die Uebungen fortgesetzt. Der Seelsorger gibt an, was vorgenommen werden soll. Der Uebende hat unbedingt zu folgen. Fenster und Thüren werden verschlossen und die Wände des Zimmers schwarz verhängt. Vor dem Schlafengehen und sogleich beim ersten Erwachen hat der Uebende seine Gedanken auf sein Thema zu richten, andere Gedanken, Gefühle, Erinnerungen sind durchaus fern zu halten, es ist eine vollständige Concentration des Gemüths auf den einen Gegenstand herzustellen, aber Anstrengung ist darauf zu verwenden, das Gemüth von allen weltlichen Gedanken zu entleeren und auf einen gewissen Punkt hin zu richten. Auf die Erde hingestreckt, werden die Betrachtungen vollzogen. Um die Exercitien besonders heilsam zu machen und um das, was man durch sie zu gewinnen sucht, leichter zu finden, werden gewisse „Zuthaten" empfohlen; man muß sich also auf den

Boden werfen, auf den Rücken oder Bauch legen, alle Gedanken, die Freude erregen, vermeiden, sich der Lachen erregender Worte enthalten, Nahrung sich entziehen und überhaupt das Fleisch kasteien. Solche Kasteiungen bestehen im Tragen von Cilicien (eisernen Gürteln mit gegen den Leib gekehrten Spitzen, die ins Fleisch eindringen), Schlagen des Leibes mit Cilicien, Stricken, eisernen Stangen, wobei übrigens bemerkt wird, daß es von Vortheil zu sein scheine, wenn der Schmerz nur im Fleisch, nicht in den Knochen empfunden werde, damit die Gesundheit nicht leide, deßhalb soll man zu Geißeln nur kleine Stricke brauchen. Die Exercitienzeit dauert der Regel nach dreißig Tage, so daß eine Woche sieben oder acht Tage und ebensoviele Exercitienreihen einschließt. Man kann jedoch die Wochen auch verlängern oder verkürzen, je nach Gutdünken, und weil die Einen langsamer, die Andern rascher zum Ziele gelangen. Das erste Exercitium soll um Mitternacht, das zweite Morgens früh nach dem Aufstehen, das dritte vor oder nach der Messe, jedoch noch nüchtern, das vierte gegen Abend und das fünfte vor dem Abendessen vorgenommen werden. Diese Eintheilung der Zeit ist in allen vier Wochen gleich, wiewohl je nach der Individualität auch eine Vermehrung oder Verminderung der Stunden eintreten kann. Näher soll nun vor Allem in den Exercitien das Gewissen erforscht werden. Der Uebende soll seine Sünden erkennen und bekennen. Hier wird nun alles Sündhafte vom Größten bis zum Kleinsten aufgesucht und untersucht und in die innersten Tiefen des Herzens eingedrungen; der Mensch muß möglichst schlecht gemacht werden, um auf der andern Seite um so höher erhoben zu werden. Alle Schauer, die nur erdenklich sind, werden aufgeboten, um den Menschen in seiner ganzen Abscheulichkeit und Strafbarkeit erscheinen zu lassen, um ihm die tiefste Todesangst vor dem göttlichen Gerichte und der Hölle beizubringen. Besonders wird die Hölle mit allen

ersinnbaren Farben geschildert und gezeigt, ärger als sie nur ein Dante zeigen konnte. Dieser Selbstbetrachtung ist das sogenannte Principium oder Fundamentum vorangegangen mit der Erklärung der Bestimmung des Menschen, der erschaffen sei, daß er Gott seinen Herrn lobe und verehre und ihm dienend endlich gerettet werde, (salvus sit), dann folgt eine besondere Prüfung (examen particulare), die man am Morgen, Nachmittag und Abend mit sich anstellt, indem man jedesmal die bis dahin begangenen Sünden mit Punkten an gezogenen Linien anmerkt; auf diese Prüfung folgt dann eine allgemeine Gewissenserforschung, (examen conscientiae generale) zur Reinigung der Seele und zur Beichte der Sünden sehr ersprießlich. Man hat hiezu ein eigenes Sündenregister, zuerst kommen die Gedanken, dann die Worte und zuletzt die Werke. Bei den Gedanken wird hervorgehoben, daß der Mensch deren dreierlei hat, eigene und eingegebene, die entweder von einem guten oder von einem bösen Geist herstammen. Hierauf folgt die Generalbeichte, die nach den Exercitien der ersten Woche am zweckmäßigsten erfolgt und die Communion. Diese Exercitien, die in der ersten Woche vorgenommen werden, nennt man den Reinigungsweg, (via purgativa), es soll hier die Reinigung der Seele von ihren Sünden vorgenommen werden, so daß das Gemüth von der Liebe eines jeden irdischen Gegenstands abgezogen und in dem Hasse und der Verabscheuung der Sünde befestigt werde. Der Uebende überdenkt, wie um einer einzigen Sünde willen die Engel in die Hölle gestürzt worden, für ihn aber, obwohl er weit mehrere und größere begangen, die Heiligen Vorbilder sind, Himmel und Gestirne, Thiere und Gewächse der Erde ihm gedient haben. Um nun von der Schuld befreit zu werden und nicht in die ewige Verdammniß zu fallen, ruft er den gekreuzigten Christus an, er empfindet seine Antworten, spricht mit ihm wie ein Freund mit dem Freund, ein Knecht mit dem Herrn. Der zweite Weg ist der Er-

leuchtungsweg (via illuminativa); er wird in der zweiten und dritten Woche durchwandert und ist der Betrachtung des Erlösers, seines Lebens, Wirkens und Leidens, seiner Vollkommenheit und seines Beispiels gewidmet und zwar geschieht dies so, daß man in der zweiten Woche Christum begleitet mit dem Zweck, ihn als den Weg des Lebens zu wählen. Dieser Weg erstreckt sich bis zum Einzug in Jerusalem. In der dritten Woche wird sodann das Leiden Christi betrachtet. Der Uebende sucht sich besonders an der Betrachtung der heiligen Geschichte zu erbauen. „Ich sehe", heißt es, „wie die drei Personen der Gottheit die ganze Erde überschauen, erfüllt von Menschen, welche in die Hölle fahren müssen: sie beschließen, daß die zweite Person zu ihrer Erlösung die menschliche Natur annehmen soll, ich überblicke den ganzen Umkreis der Erde und gewahre in einem Winkel die Hütte der Jungfrau Maria, von der das Heil ausgeht." So wird in der heiligen Geschichte langsam fortgeschritten von einem Punkt zum andern, man vergegenwärtigt sich die Handlungen nach der Reihe der fünf Sinne; der Phantasie wird der freieste Spielraum gelassen, man vermeint, die Kleidungsstücke der heiligen Personen zu berühren, zu küssen.

Endlich wird die vierte Woche mit Exercitien über die Auferstehung, die glorreiche Erscheinung und Himmelfahrt Christi und den drei Arten zu beten zurückgelegt und so die Reise vollendet. In dieser Phantasie, im Gefühl, wie groß die Glückseligkeit einer Seele sei, die mit göttlichen Gnaden und Tugenden erfüllt worden, kehrt man zur Betrachtung der eigenen Zustände zurück. Hat man seinen Stand noch zu wählen, so wählt man ihn jetzt nach den Bedürfnissen seines Herzens, immer das eine Ziel vor Augen, zu Gottes Lob selig zu werden, indem man glaubt, vor Gottes Angesicht zu stehen. Hat man nicht mehr zu wählen, so überlegt man seine Lebensweise, die Art seines Umgangs, seinen Haushalt, was man den Armen zu

geben hat, Alles, wie wenn man vor dem Tode sein Testament zu machen hätte, ohne etwas Anderes vor Augen zu haben, als Gottes Ehre und die ewige Seligkeit. Verbunden mit den Exercitien sind Gebete. Diese Gebete sind eigentlich auch wieder Meditationen. „Die erste Art zu beten ist herzuleiten aus den zehn Geboten, den sieben Todsünden, den drei Seelenkräften und den fünf Sinnen, weßhalb sie nicht sowohl die Form eines Gebets als vielmehr einer geistlichen Uebung hat, durch welche die Seele unterstützt und das Gebet Gott angenehmer gemacht wird."

„Die zweite Art zu beten besteht darin, daß wir mit gebogenen Knieen oder im Sitzen (je nach der Gewohnheit des Körpers und der Andacht des Gemüths) mit verschlossenen oder auf eine Seite hin gehefteten und mit da und dorthin bewegten Augen das Gebet des Herrn vom Anfang an hersagen und bei dem ersten Worte: „Vater" so lange meditirend verweilen, als uns verschiedene Bedeutungen, Aehnlichkeiten, geistige Genüsse (spirituales gustus) und andere andächtige Regungen (commotiones devotæ) in Bezug auf jenes Wort einfallen werden, und so sollen wir hernach bei jedem einzelnen Wort dieses oder eines anderen Gebets verfahren."

„Die dritte Art zu beten besteht darin, daß wir zwischen einem Athemzug und dem andern einzelne Worte des Gebets des Herrn oder eines andern Gebets aussprechen und dabei zugleich in Erwägung ziehen entweder die Bedeutung des ausgesprochenen Worts, oder die Würde der Person, an welche das Gebet gerichtet ist, oder unsere eigene Niedrigkeit, endlich den Unterschied zwischen dieser und jener." In gleicher Weise ist bei den übrigen Worten zu verfahren. Unter die interessantesten Exercitien gehört das fünfte Exercitium der ersten Woche. Es hat die Betrachtung der Hölle zum Gegenstand und besteht außer dem Vorbereitungsgebet aus zwei Präludien, fünf Punkten und einem Colloquium. Das erste Präludium enthält die Einrichtung des Schauplatzes, indem

sich die Hölle der Länge, Breite und Tiefe nach vor den Augen der Einbildung darstellt; das zweite aber besteht in dem Verlangen nach der vollständigen Begreifung der Strafen, welche die Verdammten leiden, damit wenn mich nicht die Vergessenheit der göttlichen Liebe ergreifen sollte, wenigstens die Furcht vor der Strafe mich von den Sünden abhalten möge. Der erste Punkt ist, das ungeheuere Höllenfeuer und die Seelen gleichsam in feurigen Leibern wie in Gefängnissen eingeschlossen mittelst der Einbildung zu schauen; der zweite das Wehklagen, Heulen, Schreien und die Lästerungen, welche gegen Christus und seine Heiligen losbrechen, einbildlich zu hören; der dritte, auch den Rauch, den Schwefel und Gestank irgend eines Schlammes oder Bodensatzes und der Fäulniß durch imaginären Geruch zu empfinden; der vierte ebenso die bittersten Dinge als Thränen, ranzigen Geschmack und den Wurm des Gewissens zu kosten; der fünfte gleichsam die Feuer zu betasten, durch deren Berührung die Seelen selbst verbrannt werden. Jetzt folgt ein Colloquium. Hiebei sind in einem Gespräch mit Christus die Seelen derjenigen dem Gedächtniß vorzuführen, welche zu den Höllenstrafen verdammt worden sind, entweder weil sie nicht an die Ankunft Christi glauben wollten, oder obgleich sie daran glaubten, doch kein seinen Geboten angemessenes Leben führten und zwar entweder vor der Ankunft Christi oder in derselben Zeit, in welcher Christus auf dieser Welt lebte oder nach dieser Zeit. Schließlich ist demselben Christus der größte Dank dafür zu sagen, daß er mich nicht in irgend ein solches Verderben stürzen ließ, sondern vielmehr bis zu diesem Tag mir, uns, die höchste Liebe und Barmherzigkeit erweist. Nach Hersagung eines Vaterunsers ist das Exercitium beendigt.

Den Exercitien soll nun auf jede Weise Vorschub geleistet, das ist, sie sollen an möglichst Vielen in Anwendung gebracht werden. Es gibt besondere Vorschriften darüber,

wie man die Menschen zu den Exercitien bewegen soll. Man soll die Leute durch süße Worte heranzuziehen suchen, die schicklichste Gelegenheit dazu sei in der Beichte, jedoch müsse man dabei so vorsichtig als nur möglich zu Werk gehen, nicht mit Ungestüm und ohne Veranlassung, damit nicht der Verdacht entstehe, als wolle man für den Orden werben. Außer der Beichte kann es geschehen, wenn man Leute entdeckt, die unzufrieden oder unglücklich sind, entweder wegen äußerer Fatalitäten oder wegen Gewissensbisse. Auch Laster und Verbrechen geben eine bequeme Gelegenheit, den Leuten beizukommen; man kann ihnen dabei die Hölle heiß machen und die Exercitien als Seelencur vorschlagen, um die inneren Krankheiten zu vertreiben. Sodann ist den Leuten zu zeigen, welche Segnungen aus den Exercitien herfließen, Frieden, Seelenruhe, innere Erleuchtung, Erkenntniß des rechten Lebenswegs in jedem Stand; ferner sind Beispiele anzuführen, daß Menschen durch die Exercitien glücklich geworden sind und zur ewigen Seligkeit gelangten ꝛc. ꝛc. Wer nun die Exercitien durchzumachen entschlossen ist, muß einen Exercitienmeister haben, der ihm als Lehrer und Führer auf dieser gefährlichen und hochbedeutsamen Reise zur Seite steht, er darf für diese Zeit sich selbst, seinem eigenen Wissen und Können nicht vertrauen, muß sich ganz dem Führer hingeben als sei ihm derselbe als ein Werkzeug Gottes beigegeben, um ihn zu leiten und auf den Weg zu führen, der zum Leben führt. Gegen diesen seinen Führer muß er durchaus aufrichtig sein, muß ihm genau erzählen, wie sein Denken, Fühlen und Wollen beschaffen ist, wie er sich bei den einzelnen Meditationen befunden hat, wie sie ihm gelungen sind, welche gute oder schlimme Erfahrungen er dabei an sich gemacht, welche gute und böse Begierden er dabei an sich entdeckt, welche Erleuchtungen und welche Zweifel, welche Tröstungen und welche Trostlosigkeiten er dabei erfahren hat. Dem Exercitienmeister soll er dabei ganz genau gehorchen

bis in's Kleinste und sich in den Meditationen vor Allem ganz genau an seine Vorschriften halten, ebenso bei den Bußen und Kasteiungen, die der Exercitienmeister nach Umständen ganz allein vollzieht. Der Exercitienmeister wird dabei mit Tact und Vorsicht zu Werke gehen. Er wird den Uebenden nur langsam einreihen in das, was er durchzumachen hat, er wird, um ihn nicht abzuschrecken, ihn nur von Stufe zu Stufe führen und abwarten, bis er sich nach und nach an Alles gewöhnt, bis der geistliche Geschmack, den er an den Uebungen findet, ihn besser befähigt haben wird, Alles zu ertragen. Erst dadurch wird er dazu gelangen, die Uebungen vollkommen durchzumachen und zur wahren Weise zu gelangen. Die Jesuiten wußten alle diese Mittel auf's schlaufte je nach der Person in Anwendung zu bringen, die sie eben gerade vor sich hatten; bei dem Einen konnte man gröber, bei dem Andern mußte man feiner verfahren, bei dem Einen durch Engels- bei dem Andern durch Teufelserscheinungen, bei dem Einen durch Liebkosungen aufrichtend, bei dem Andern durch Torturen herabstimmend wirken. Denn die Jesuiten hatten den ganzen Engels- und Teufelsapparat in der Hand. Man sieht, diese Exercitien sind nur ein Stück in dem ganzen jesuitischen System, Geister der Menschen zu bannen und einzufangen; es geschah mit allen den raffinirten Künsten, die man erfinden konnte, um den Geist zu mechanisiren und zu fanatisiren. Daß die Wirkungen besonders bei phantasiereichen Naturen, bei Männern, die mehr von der Einbildungskraft beherrscht, als zum Denken geneigt sind, außerordentlich sein mußten, kann man sich leicht vorstellen. Es hat Männer gegeben, die mit der größten Begeisterung davon sprachen. Wer einmal in diese Uebungen eingeweiht war, der war an den Orden ein für allemal gekettet, keine Macht konnte ihn mehr aus seinen Schlingen und Banden befreien. Die stricte Ordnung und Unterordnung, der mysteriöse Zusammenhang im Ganzen und Ein-

zelnen, in Haupt und Gliedern hängt wesentlich mit den Exercitien und den dabei erhaltenen Instructionen zusammen. Insbesondere wurden die Eindrücke der Exercitien immerwährend im Beichtstuhl aufgefrischt. Man kann sich kaum vorstellen, welche sittliche Nachwirkungen diese Exercitien auf die Menschen hervorbringen mußten. Soviel ist klar, daß die Selbstüberhebung, der geistliche Hochmuth, die Werkheiligkeit dadurch nur wachsen konnten. Einer, der die Exercitien erstanden hatte, galt schon für mehr als die andern und war dem Heiligenschein um ein Bedeutendes näher gerückt. Von den Irrthümern und Phantasmagorien, mit denen die Seelen der Uebenden erfüllt werden mußten, wollen wir nicht reden. Das charakterisirt ja, wie wir wissen, den Jesuitenorden ganz besonders, daß er die nüchternste Schlauheit mit der exaltirtesten Phantasterei zu verbinden weiß.

Keine andere Religion als die katholische, kein anderer Orden als der Jesuitenorden konnte die Exercitien hervorbringen; sie sind eigenstes und innerstes Werk und bezeichnen uns seine Tendenz am besten, die keine andere ist, als die Mechanisirung und Beherrschung des Geistes, also das gerade Gegentheil des autonomen Denkens und Wollens, das Widerspiel der Reformation. Hier in den Exercitien findet sich das Vorbild für das ganze jesuitische Verfahren, für ihre Religion, Moral, Politik ꝛc.

Die Theologie der Jesuiten.

Von einer eigenen Theologie des Jesuitenordens kann nicht geredet werden. Die Jesuitentheologie hatte fast durchweg nur eine praktische Seite. Was sie von theologischen Sätzen für sich und ihre Zwecke am besten brauchen konnten, das nahmen sie an, das lehrten und verbreiteten sie. Vor Allem waren sie die Feinde der wissenschaftlichen Untersuchung, die aus dem methodischen Denken, aus der Vernunft und Wissenschaft entspringt. Die Theologie der Jesuiten ist Nichts als die alte Scholastik des Mittelalters. Die Scholastik des Mittelalters ist aber nichts Anderes als das Gebot der Kirche: „das mußt du glauben und das mußt du verwerfen und das darfst du nicht untersuchen." Die größten Gelehrten des Mittelalters, die Doctoren und Mystiker durften über die Grenze des Denkens, die der römische Hof zwischen Wissen und Glauben gesetzt hatte, nicht hinaus; die Anschauungen und Glaubensdekrete der römischen Curie beruhten aber niemals auf den Untersuchungen der Gelehrten, sondern auf eigenem Belieben und eigenem Vortheile. Das Dogma stand absolut fest, war fix und fertig und alles Reflectiren, Systematisiren, Dialectisiren, Commentiren mußte schließlich immer wieder auf das schon zum Voraus fertige Dogma zurückführen. Die Freiheit des denkenden Subjects ging dabei vollständig verloren. Auf den Widerspruch der Vernunft gegen den fixirten Glaubenssatz stand der Tod. Alles war nur Glauben, nicht Denken, nur Autorität, nicht Freiheit. Daher rührt die geistliche Erstarrung des Mittelalters, daher die Opposition des ächten Katholicis-

mus gegen allen und jeden geistigen Fortschritt, daher der Jesuitismus. Der Jesuitismus hat nach seiner theologischen Seite das Dogma, die kirchliche Stabilität nur aufrecht zu erhalten und vor den Einflüssen der Reformation, der Kritik zu schützen versucht, um eine chinesische Mauer zu errichten, gegen den Gedanken. Der Jesuitismus gestattet darum höchstens ein Spiel mit dem Dogma, aber keine geistige Durchdringung desselben. Daher ist er zugleich ein Todfeind nicht blos der protestantischen Theologie, sondern auch der kritischen Philosophie. Denn was die Jesuiten in ihren Collegien Philosophie nennen, das ist nur Formalismus. Man kann sich demgemäß vorstellen, was die Doctoren der Philosophie, die die Jesuiten zu ernennen sich anmaßen, für Ideen im Kopfe herumtragen mögen. Man sieht, hier liegt der Kernpunkt des ganzen jesuitischen Systems verborgen: Fixirung des Dogmas, Feindschaft gegen die Freiheit des Denkens. Damit ist der Jesuitismus wieder identisch mit dem zugespitztesten Papismus, sein erster und stärkster Vertreter, vor dessen Theologie man sich um so mehr zu hüten hat, weil sie eben durch ihre Starrheit die nicht denkenden, starren Seelen, deren es so viele gibt, ergreift und ihnen eine scheinbare Ruhe in dem Nirwana des Nicht-Denkens verleiht.

Wenn man sich ins Gedächtniß ruft, daß die mittelalterliche Scholastik durch die Glaubensdecrete von Trient nochmals fixirt, daß die Schlüsse dieses Concils die allgemein anerkannten Regeln der Rechtgläubigkeit wurden, wenn man bedenkt, daß auf Veranlassung von Pius IV. (1564) die professio fidei Tridentina als verpflichtendes Bekenntniß für Alle ausgegeben wurde, welche eine geistliche oder academische Würde annehmen wollten, daß unter Pius V. (1566) der Katechismus romanus erschien, vorzugsweise zur Belehrung der Pfarrer, wenn man dieses weiß, so hat man die Glaubenssätze vor sich, die die Jesuiten lehrten und meist im persönlichen Verkehr noch verstärkten. An diesen Lehren hat

der Jesuitismus bis auf diese Stunde unverbrüchlich festgehalten.

Die Jesuiten hatten verschiedene theologische Streitigkeiten, die jedoch für die Wissenschaft von keiner Bedeutung waren. Den Jesuiten kam es dabei nicht auf die wissenschaftliche Consequenz, sondern einzig auf die practischen Zwecke an, die sie dabei verfolgten. In Spanien herrschte nebst der Inquisition und den Dominikanern die Theologie des heiligen Thomas, die mehr dem Augustinischen System von der Rechtfertigung und den guten Werken sich zuneigte. Das war auch die von Ignatius den Jesuiten vorgeschriebene Lehre. Die Jesuiten fanden indeß für gut, von derselben ganz offen abzuweichen; die pelagianische Lehre, daß der Mensch wesentlich durch gute Werke selig werden könne, fanden sie weit praktischer und brauchbarer, als die Gnade Gottes und den rechtfertigenden Glauben. Zu dieser Aenderung veranlaßte sie schon der Gegensatz zum Protestantismus und die pelagianische Stimmung der katholischen Welt. Schon auf dem Concil von Trient wich Lainez von der Thomistischen Theologie ab und mußte den Vorwurf des Pelagianismus hören und aus der unter seinem Generalat abgefaßten Declaration zu den Constitutionen (1558) ergab sich, daß die Anhänglichkeit des Jesuitenordens an Thomas höchst zweifelhaft sei, die Kölner Jesuiten sprachen in ihrer Censura vom Jahr 1560 ganz unverhüllte pelagianische Grundsätze aus. Der Widerstreit zwischen Dominikanern und Jesuiten wurde nun offenkundig, besonders in Spanien, wo sie schon vorher durch ihre Verfassung und Wirksamkeit Anstoß erregt hatten. Es konnte nicht fehlen, daß dieser Gegensatz sich noch weiter ausbreitete und größere Dimensionen annahm. Auf der Universität Löwen war durch Michael Bajus die augustinische Theologie über die Thomistische Meister geworden. Pius V. verdammte die Sätze des Bajus; Bajus (1569 bis 1579) und die theologische Fakultät mußten dieselben

ausdrücklich verwerfen, indessen änderte sich darum der Gegensatz der Ansichten nicht. Der General Claudius Aquaviva, der erste Nicht-Spanier, 1581 gewählt, sagte sich in seiner ratio studiorum 1586 ganz entschieden vom Augustinischen System los. Schon im Jahr 1581 wurden die Thesen eines Jesuiten zu Salamanca als pelagianisch angefochten, 1587 verdammte die theologische Facultät in Löwen 34 pelagianische Sätze der dortigen Jesuiten Leonh. Leß und Joh. Hamel. Sixtus V. suchte den Streit durch einen Machtspruch niederzuschlagen (1588). Nun aber brach die Molinistische Streitigkeit aus. Der Jesuit Molina, Lehrer der Theologie an der Universität Evora in Portugal, verkündigte eine Art Semipalagianismus. Nun schlugen die Dominikaner und Jesuiten wieder aufeinander. Die Inquisition mischte sich in den Streit. Nachdem derselbe Jahre lang gedauert hatte und die Begriffe von Sünde und Gnade, Vorherbestimmung und Rechtfertigung auf's Weitläufigste und Spitzfindigste erörtert worden waren, auch eine Congregation auf Befehl Clemens VIII. getagt hatte, um die Frage zu entscheiden, wie sich der Beistand der göttlichen Gnade zur Bekehrung des Sünders verhalte, entließ er endlich im Jahr 1607 die Congregation (sie tagte von 1597 bis 1607) und gebot im Jahr 1611 beiden Parteien ewiges Stillschweigen. In diesen Molinistischen Streitigkeiten zeigte sich deutlich, daß die Päpste den Jesuiten folgten, deren Macht in der Kirche zu einer furchtbaren Höhe gestiegen war. Ein neuer Streit entstand durch das hinterlassene Werk des Bischofs Jansenius von Ypern. Das Buch führte den Titel: Augustinus und kam im Jahr 1640 heraus. Die Schrift machte das größte Aufsehen und wurde wegen ihrer Augustinischen Grundsätze von der Gnade und Rechtfertigung ꝛc. von den Jesuiten auf's Heftigste angegriffen. Das Werk wurde von der Inquisition verboten; im Jahr 1643 wiederholte Papst Urban VIII. in der Bulle in eminenti dieses Verbot. In den Niederlanden

fand die Bulle allgemeinen Widerstand, die spanische Regierung ertrotzte jedoch die Annahme (1651). Die Jansenistischen Streitigkeiten zerrütteten vornämlich die französische Kirche, Jansenisten und Molinisten wurden Parteinamen. Die Jansenisten haßten die laxe Moral und den Werkdienst der Jesuiten, sie drangen auf innere Heiligung, lasen die Bibel, dagegen waren sie nicht frei von trüber Mystik, von übertriebener Ascese und Selbstpeinigung, was sie vielfachem Spott aussetzte. Die Jesuiten kämpften mit allen Waffen gegen die Jansenisten. Die Jesuitenpartei in der Sorbonne war vor Allem darauf aus, einzelne Sätze aus der Schrift des Jansenius zu ziehen und noch besonders vom Papst verdammen zu lassen. Sie erreichte ihren Zweck bei Innocenz X. Dieser verdammte 1653 fünf vorgebliche Lehren des Jansenius, vorzüglich die, daß manche päpstliche Gebote unmöglich von den Gläubigen beobachtet werden könnten, daß die Gnade unwiderstehlich sei, und daß Christus nicht für alle Menschen gestorben sei.

Die Jesuiten wirkten auch in diesen Streitigkeiten nicht mit logischen Beweisen, sondern mit Intriguen. Als die päpstliche Bulle erschien, hatten sie schon die Mehrzahl der Geistlichen und den Cardinal Mazarin für sich gewonnen. Die Jansenisten ihrerseits wichen nicht. Sie erklärten, die vom Papst verdammten Sätze fänden sich nicht in dem Sinne in des Jansenius Schrift, wie sie der Papst aufgefaßt habe, daher müsse das Factum ausgemittelt werden, in welchem Sinn der Papst seine Ausdrücke verstanden habe. Der Streit dauerte fort. Die Jansenisten deckten die moralischen Grundsätze der Jesuiten immer mehr auf. Der Name Pascal's ist durch seine Lettres provinciales 1656 unsterblich geworden. Die Jesuiten erlitten eine ungeheuere Niederlage, die ihren Untergang in der öffentlichen Meinung vorbereitete. Wieder erließ Papst Alexander VII. (1655—67), um den Streit zu schlichten, eine neue Verordnung, worin er diejenigen ver-

dammte, welche zu behaupten wagten, daß die fünf Sätze nicht in dem Sinn des Jansenius verurtheilt seien. Vergebens stellten die Jansenisten vor, daß dies eine historische Frage sei, über welche der Papst nicht zu entscheiden befugt sei. Die Bischöfe nahmen die päpstliche Verordnung an, zwangen die Geistlichen, sie zu unterzeichnen und Jeden, der nicht als Ketzer gelten wollte, sie anzunehmen. Der König stimmte bei, die Jansenisten, sogar die Nonnen von Port-Royal, waren von jetzt an vor keiner Verfolgung sicher, selbst vier Bischöfe nicht, die nicht unterschreiben wollten. Die ganze französische Kirche und Gesellschaft gerieth durch den Fanatismus der Jesuiten in die größte Aufregung und Verwirrung. Die Ruhe wurde wiederhergestellt aber nur äußerlich, innerlich dauerte der Zwiespalt noch lange fort. Die laxe Moral der siegenden Jesuiten hat auf den französischen National-Charakter gewiß nicht den besten Einfluß geübt, denn sie wußten es dahin zu bringen, daß das Kloster von Port-Royal*) im Jahre 1710 zerstört wurde und die Nonnen sich flüchten mußten. Die Verfolgungen durch die Jesuiten dauerten fort unter dem Regenten und unter dem König Louis XV. Verbannung und Einkerkerung warfen alle Hindernisse nieder. Mit solchen Mitteln siegte die Dogmatik der Jesuiten, denn wer nicht durch Beichtscheine beweisen konnte, bei einem Pfarrer seines Kirchspiels zur Beichte gegangen zu sein, der der Staatskirche angehörte, der konnte auch die Sterbesacramente nicht empfangen. Wer nicht an die Bulle Unigenitus glaubte, war verdammt. Endlich hörte der Streit damit auf, daß der Papst Benedict XIV. noch im Jahre 1756 erklärte, nur denen dürften die Sacramente verweigert werden, welche notorische Gegner der Bulle seien.

So endete dieser durch die Jesuiten veranlaßte Streit, der die Corruption des französischen Klerus wesentlich ver-

*) Port-Royal des champs, zum Unterschiede des ihm feindseligen Port-Royal de Paris.

anlaßt hat. Die Jesuitenpraxis war es, die den Hof beherrschte und durch ihren Einfluß bei Hof zu Stellen verhalf. Die Dubois, Lassiteau, Tenoin, Rohan wurden auf diesem Wege Cardinäle. Das Alles geschah durch die Niederlage der edeln Jansenisten und durch die Intriguen und Gewaltthaten der Jesuiten. Das war jesuitisch-theologische Wirksamkeit.

Obwohl die Jesuiten in den jansenistischen Streitigkeiten äußerlich siegten, erlitten sie dabei zugleich bedeutende Schlappen, besonders durch Pascal, den Verfasser der lettres provinciales (1656). Diese Briefe sind Meisterstücke der Satire wie des reinen classischen Styls und wurden in ganz Europa gelesen, sie haben den Jesuiten mehr geschadet als das ernsteste Buch. Denn lange Zeit waren sie die Lieblingslektüre der Nation. Die Jesuiten wurden lächerlich, was ihnen besonders in Frankreich mehr schadete als sonst etwas. Alle Widerlegungen und Gegenschriften fruchteten nichts. Der Unwille gegen die Jesuiten nahm so sehr überhand, daß sogar die Päpste Innocenz XI. (1679) und Alexander VIII. (1690) sich gezwungen sahen, einige ihrer moralischen Sätze zu verdammen.

Welche Begriffe die Jesuiten von metaphysischen Dingen hegten und lehrten, läßt sich wohl am besten abnehmen aus ihrer rohen Auffassung des Jenseits. Himmel, Fegfeuer und Hölle wußten sie mit den sinnlichsten Farben zu schildern. Welchen Gottesbegriff sie somit hatten, ist unschwer zu entdecken. Sie schilderten Gott den Vater, wie er mit dem Sohn, dem heiligen Geist und der Jungfrau ähnlich einem jüdischen Greis jenseits der Wolken thront, umgeben von dem himmlischen Hofstaat, den Engeln, den Heiligen, Seligen, verstorbenen Päpsten, Mönchen ꝛc. Vor Allem wurde der Mariencultus betont. Die unbefleckte Empfängniß Mariä wurde immer entschiedener gelehrt, der Heiligendienst in der rohesten Weise betrieben, um das nichtdenkende Volk zu

gewinnen. Das Ablaßunwesen, das in Folge der Reformation einigermaßen abgenommen hatte, wurde mit der alten Schamlosigkeit wieder aufgenommen, man war mit Indulgenzen verschwenderischer als je zuvor, es kamen oft in einem Jahr mehrere allgemeine Abläße vor. Die Jesuiten waren unerschöpflich in Erfindung neuer Andachten von allen Arten und Formen, in Aufbringung neuer Brüderschaften, Sodalitäten, Gelübden 2c. Die wunderthätigen Bilder, besonders die Marienbilder nahmen ungemessen zu. Vor Allem ausgebildet wurde die Lehre von der Gewalt des Papstes. In dem Papst sollte sich die höchste weltliche und geistliche Macht vereinigen. Die bischöfliche Autorität sollte nur ein Ausfluß der päpstlichen, die Concilien dem Irrthum unterworfen sein, wogegen der Papst nicht irren und nicht fehlen könne; selbst die Sünde, wenn er sie gebiete, werde zur Pflicht. Dadurch wurde der Papst zu einer Art Vice-Gott, zu einem Halbgott hinaufgeschraubt. Im Zusammenhang damit wurde die Herrlichkeit, die bevorzugte ja fast übermenschliche Stellung des Klerus bei jeder Gelegenheit hervorgehoben, man behauptete ohne Scheu, der Klerus sei unabhängig von der weltlichen Macht und es sei das ein göttliches Recht; die Ehelosigkeit der Priester sei von den Aposteln verordnet. Das Alles war vorzugsweise auf das arme Volk berechnet, um demselben eine möglichste hohe Meinung von dem Klerus, von seiner Macht, bei Gott zu vermitteln, beizubringen und dadurch die Menschen in seine Gewalt zu bekommen. Es ist kein Zweifel, daß die Jesuiten des Possenspiels, das sie besonders mit dem ungebildeten Volk trieben, sehr wohl bewußt waren, aber es mußte eben für ihre Zwecke dienen.

Man meint vielleicht, die Jesuiten haben im Lauf der Zeit von ihrer willkürlichen, rein auf Menschenbeherrschung abzielenden Satzungen Etwas nachgelassen, sie seien, wie so manche katholische Theologen und Laien, von dem Geist der modernen Philosophie und Cultur doch einigermaßen beleckt

worden. Von Allen dem ist in ihren Glaubenslehren auch nicht eine Spur zu entdecken. Der Gedanke blieb unveränderlich, die Moral blieb unverbesserlich, der Kirchenbrauch starr wie zuvor. Erst in unseren Tagen konnte man sich wieder davon überzeugen. Der Dogmatiker, der die Anschauungen des Ultramontanismus am präcisesten und mit dem größten Gelehrten-Apparat vertritt, ist der Jesuit Perronne. Er hat ein großes dogmatisches Werk geschrieben, in welchem er die jesuitische Theologie bis in's kleinste Detail auseinanderlegte und besonders gegen den Protestantismus polemisirte. Dieser Jesuit Perronne war es, der den Text der Encyclica des Papstes Pius IX. entworfen und bearbeitet hat. Im Jesuitencollegium zu Rom ist diese Encyclica ausgebrütet worden. Man kann sich darum einen Begriff machen von der Jesuitentheologie, wenn man sieht, welche Sätze in diesem römischen Aktenstück verworfen werden. Wir wählen aus denselben nur einige aus, die die Jesuitentheologie in ein besonders klares Licht zu stellen geeignet sind.

Verworfen werden unter Anderem folgende Sätze:

„Die menschliche Vernunft ist ohne irgend eine Rücksicht auf Gott der einzige Schiedsrichter über Wahr und über Falsch, über Gut und über Böse; sie ist für sich selbst ihr eigenes Gesetz und genügt durch ihre natürlichen Kräfte für die Sorge um das Wohl der Menschen und der Völker."

„Da die menschliche Vernunft der Religion selbst gleichsteht, so müssen die Materien der Theologie eben so behandelt werden, wie die Materien der Philosophie."

„Alle Dogmen der christlichen Religion ohne Unterschied sind Gegenstand der Naturwissenschaft oder der Philosophie, und nur die von der Geschichte unterrichtete menschliche Vernunft kann durch ihre natürlichen Kräfte und ihre Prinzipien zur Wissenschaft selbst über die abstractesten Dogmen in dem Augenblick kommen, wenn diese Dogmen als Object der menschlichen Vernunft unterbreitet werden."

„Die Philosophie kann sich weder, noch darf sie sich der Autorität unterwerfen."

„Die Decrete des apostolischen Stuhls und der römischen Congregationen hemmen den freien Fortschritt der Wissenschaft."

„Die Methode und die Prinzipien, vermittelst deren die alten scholastischen Gelehrten die Theologie cultivirt haben, passen nicht mehr zu den Anforderungen unserer Zeit, noch zu dem Fortschritt der Wissenschaft."

„Die Philosophie muß studirt werden ohne irgend einer übernatürlichen Offenbarung Rechnung zu tragen."

Hiemit wäre also das gesammte moderne Denken und die Philosophie verworfen und jedem Fortschritt des Geistes das Licht ausgeblasen, damit die römischen Dogmen und Statute, die doch auch nur von Menschen zusammengestellt wurden, allein gelten, nicht aber die Logik, die Wissenschaft.

Verworfen werden ferner folgende Sätze, die die Kirche betreffen:

„Es kommt der bürgerlichen Gewalt zu, zu bestimmen, welches die Rechte und die Schranken der Kirche sind, zwischen denen sie ihre Rechte ausüben kann."

„Die geistliche Macht darf ihre Autorität nicht ohne die Erlaubniß und Zustimmung der bürgerlichen Regierung ausüben."

„Die Kirche hat nicht das Recht, sich der Gewalt zu bedienen, noch überhaupt eine directe oder indirecte weltliche Macht."

„Die römischen Hohenpriester und die öcumenischen Concile haben die Gränzen ihrer Macht überschritten, haben die Rechte der Fürsten usurpirt und haben selbst Irrthümer in der Erklärung der Gegenstände der Glaubens- und Sittenlehre begangen."

„Außer den dem Episcopat innewohnenden Machtvollkommenheiten ist ihm noch eine andere weltliche Macht von

der bürgerlichen Gewalt entweder ausdrücklich oder stillschweigend eingeräumt worden, und kann dieselbe ebendeßhalb von der bürgerlichen Gewalt, sobald es ihr beliebt, widerrufen werden.

„Die Kirche hat kein natürliches und legitimes Recht, zu erben und zu besitzen."

„Die Diener der heiligen Kirche und der römischen Hohenpriester müssen absolut ausgeschlossen sein von jeder Sorge und Herrschaft in Bezug auf weltliche Dinge."

„Es gehört keineswegs durch irgend ein ihrem Wesen eigenes oder einwohnendes Recht zur geistlichen Gerichtsbarkeit, die Doctrin der Theologie zu leiten."

„Die Lehre derjenigen, welche den Pontifex mit einem freien und in der gesammten Christenheit herrschenden Fürsten vergleichen, ist eine Lehre, welche nur im Mittelalter geherrscht hat."

„Nationale Kirchen können außerhalb des römischen Hohenpriesterthums von demselben getrennt und organisirt werden."

„Die Wissenschaft der philosophischen und moralischen Dinge und die Civilgesetze können und müssen sich von der göttlichen und kirchlichen Autorität befreien."

„Es ist ein weises Gesetz in einigen katholischen Ländern, daß den Andersgläubigen freie Ausübung ihres eigenen Cultus gestattet wird."

„Der römische Pontifex kann und muß sich mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Civilisation aussöhnen und vertragen."

Diese Sätze wurden nebst einer Anzahl anderer, in denen sich die gesammten philosophischen, theologischen und kirchlichen Anschauungen der europäischen Menschheit seit Jahrhunderten darstellen, in der römischen Encyclica verworfen. Die römische Encyclica ist aber das Werk der Jesuiten. Man sieht also hieraus deutlicher, als je zuvor

aus einem früheren Actenstück der päpstlichen Curie, wie die Anschauungen, Statuten und Dogmen derselben unabänderlich die gleichen, und wie sie mit den exorbitantesten Lehren der Jesuiten identisch sind. Der Jesuitismus regiert die katholische Christenheit. Er ist ihr Quellpunkt, ihr Herz, ob es auch viele katholischen Christen nicht glauben mögen. In diesen Lehren und Anathemen aber liegt eben eine solche Feindschaft gegen die ganze Entwickelung der Menschheit, gegen Alles, was Geist und Leben und Freiheit heißt, daß man die Jesuiten, die die Urheber, Verbreiter, Lehrer und Verfechter solcher Sätze und Verdammungsurtheile sind, ohne Scheu als Feinde des menschlichen Geschlechtes bezeichnen darf.

Die Moral der Jesuiten.

Durch seine Moral ist der Jesuitenorden berühmter geworden, als durch irgend eine andere seiner Manifestationen. Die Jesuitenmoral wurde zum Sprichwort unter allen Völkern der Erde. Es ist eine wahre Schandsäule, die sich die Jesuiten durch ihre Lehren auf diesem Gebiete gesetzt haben. Diese ihre Lehren waren nicht blos falsch, unlogisch, vor dem Richterstuhl des gesunden Menschenverstandes verwerflich, sondern sie waren wirkliche Eingriffe in die Gebiete von Gesetz, Pflicht und Gewissen, sie waren eine Reihe von Verbrechen, aber sie waren schlimmer als jedes Verbrechen, weil sie die Sünde und das Verbrechen entschuldigten, ermuthigten und dadurch wieder zu tausend Verbrechen Lust erregten und Veranlassung gaben. Die Ordensglieder selbst, wie wir weiter unten sehen werden, und Tausende, die von ihnen lernten und ihre Moral praktisch anwandten, sind der lebendige traurige Beweis hievon. Jahrhunderte lang hat diese Jesuitenmoral die Jesuitenanstalten, die katholischen Facultäten, die Höfe, die Ministerien beherrscht und jetzt noch herrscht sie vielfach, denn sie ist gar zu angenehm und verführerisch.

Die Jesuitenmoral ist im Beichtstuhl entsprungen. So wie man sie im Beichtstuhl am Bequemsten brauchen konnte, wurden die moralischen Lehren formulirt und festgesetzt, und demgemäß die Gewissen behandelt. Die Jesuiten hatten, wie wir wissen, vor Allem das Bestreben, Einfluß zu gewinnen, Leute für sich einzunehmen; dazu mußte ein Haupt-

mittel sein eine bequeme Moral, eine angenehme Art, seines Sündenbewußtseins, seines bösen Gewissens ledig zu werden. Die Jesuiten wußten diesen Weg zu entdecken, und zugleich die Menschen, denen sie sich angenehm machten, in ihren Netzen zu fangen. Ja, die Jesuiten rühmten sich laut ihrer Verdienste um die Moral, sie behaupteten, dieselben Verdienste in dieser Branche sich erworben zu haben, wie die Scholastiker in der Theologie, und die Leute glaubten es gern, denn sie fühlten, wie bequem es die Jesuiten ihnen zu machen wußten.

Um diesen Zweck, die Herrichtung einer bequemen Moral zu erreichen, mußte man vor Allem den Begriff der Sünde möglichst beschränken. Die Jesuiten fingen daher schon sehr früh an, zu erklären, die Sünde bestehe wesentlich in der wissentlichen und freiwilligen Uebertretung des göttlichen Gesetzes, sodann stellten sie die Behauptung auf, die Forderung einer den ganzen Menschen umfassenden Sittlichkeit gehe den Menschen in diesem Leben Nichts an; wer Alles leiste, was an ihm liege, leiste dem Gebot hinreichend Genüge. Die Jesuiten erklärten die Sünde für die freiwillige Abweichung vom Gebote Gottes und setzten die Freiwilligkeit in vollständige Einsicht in die Natur des begangenen Verbrechens und vollständige Beistimmung des Willens. Seien diese beiden Seiten nicht zusammen vorhanden, so sei auch keine Sünde begangen; vollbringt Jemand äußerlich eine That, ohne sie innerlich und für sich mit allen ihren Folgen beabsichtigt zu haben, so ist er gerechtfertigt. Das Gewissen wurde so der Tummelplatz der heuchlerischesten Sophistik, welche die Welt je gesehen. Leidenschaft, Gewohnheit, böses Beispiel sind bedeutende Entschuldigungsgründe. Die Jesuiten hatten, wie man sieht, einen unerschöpflichen Vorrath schmerzstillender Mittel für verwundete Gewissen. Nur das gesunde Gewissen der Völker konnte mit der Zeit vor der umsichgreifenden moralischen Pest bewahren.

Jedermann sieht, daß damit jedes ideale sittliche Streben zum Voraus vernichtet wurde. Wenn der Mensch nicht zur vollen Pflichterfüllung angehalten wird, wenn er nur dieses oder jenes Gebot erfüllen, nicht dem Sittengesetz schlechthin genügen soll, dann ist nicht abzusehen, worin etwa noch das sittliche Princip, das den Menschen bewegen muß, bestehen soll. Das Ideal der Sittlichkeit wird dadurch zur niedrigsten Gemeinheit herabgesetzt, die eben thut, was sie will, was ihr gefällt, und sich im Uebrigen absolviren läßt. Ein Jesuit Namens Le Moine hat ein Buch geschrieben: La devotion aisée 1625, zu deutsch: die bequeme Frömmigkeit. Dieses Buch wurde von einer jesuitischen Commission durchgesehen und durch den Vorsteher des Ordens in Frankreich bestätigt. Dieses Buch überhebt den Menschen ausdrücklich des sittlichen Kampfes, die Schwierigkeiten sich selbst zu überwinden, werden entfernt, Entsagung zu üben im Leben, wird für unnöthig erklärt, diejenigen, die es thun wollen, werden lächerlich gemacht; sie mögen es immerhin thun, wenn ihr Temperament dazu geneigt sei, es gebe eine bequemere Frömmigkeit, die Gott mindestens ebenso wohlgefällig sei, als die Entsagung. Ja, es wurde in desem Buch sogar gezeigt, wie es schwieriger sei, dem Laster als der Tugend zu dienen. Das ist nun offenbar das gerade Gegenstück zu dem Worte des Stifters der christlichen Religion: „Der Weg ist schmal und die Pforte ist eng, die zum Leben führt." Ausdrücklich wurde noch erklärt, man müsse die Dinge nicht zu ernst nehmen, man müsse sie vielmehr leicht zu nehmen und zu betrachten suchen, man solle sich über Sünden keine zu großen Bedenken machen; haben ja doch auch Heilige gefehlt und auch der Adler sinke aus dem Fluge herab. Auf diese Weise wurde die Moral zu einem bequemen Kopfkissen für faule Gewissen, der höhere ideale strenge Maaßstab für die Sünde, für das Unrecht wurde aufgegeben und willkürliche Regeln traten an dessen Stelle. Vor Allem mußte hierbei von Wirkung sein, daß

Niemandem mehr, sondern Jedem weit weniger zugemuthet wurde, als er zu leisten vermag. Auf diese Art wird das Sittengesetz in seiner Unbedingtheit und Nothwendigkeit aufgehoben, und die einzelnen Vorschriften, wie man in dem oder jenem Falle verfahren könne oder solle, treten an seine Stelle. Alles wird auf diese Art ungewiß und läuft auf Meinungen, Launen oder auf den Rath des Priesters hinaus. Wir wollen hier gleich einige Beispiele hersetzen. Durch Verleumdung und andere Mittel einen Gegner aus seinem Amte bringen, wäre z. B. an sich allerdings eine böse Handlung, hat man aber das Bewußtsein, den Platz besser auszufüllen, als der Andere, so thut man dennoch recht. — Das Duell ist verboten, läuft man aber Gefahr, für feig zu gelten, so darf man es ohne Bedenken vollziehen. Der Gantmann konnte seine Gläubiger verheimlichen, der Dienstbote mit dem Silberzeug davon laufen, der Kuppler Briefe hin- und hertragen. Die Italiener wurden belehrt, daß sie hinter Hecken hervor auf ihre Feinde schießen dürfen, dem Betrug wurde eine Freiheit gegeben, daß alle Zeugnisse und Verträge unnütz wurden. Es ist ein Gebot: du sollst nicht stehlen! Die Jesuiten geben das zu, aber dem stellen sie ihre Regel entgegen, daß wer eine Arbeit leiste, auch dafür eine angemessene Forderung machen dürfe; ein Dienstbote also, ein Arbeiter, der zu geringen Lohn empfangen, dürfe sich von dem Gut des Arbeitgebers soviel aneignen, als zu seiner Befriedigung erforderlich sei, es sei das kein Diebstahl, sondern nur eine rechtliche Forderung. Ebenso sei es einem Diener, wenn er finde, daß ein Anderer unter ähnlichen Verhältnissen mehr Lohn erhalte, als er, gestattet, soviel von dem Eigenthum seines Herrn zu nehmen, bis der Unterschied ausgeglichen sei, dadurch begehe er keinen Diebstahl, vielmehr mache er ein Unrecht gut. Aehnlich sprachen sie sich aus über den Ehebruch oder die Beihilfe dazu; wenn Jemand von einem Ehebrecher abhängig ist, und dieser bedroht ihn, so darf er ihm dabei behilflich sein,

denn er hat das Recht und die Pflicht, sich selbst vor Schaden zu hüten, nur muß er im Stillen in seinem Innern die That des Andern mißbilligen. In diesem Fall darf der Beichtvater dem Gehülfen die Lossprechung nicht verweigern.

Ueberall, wo ein System der Moral aufgestellt wurde, hat man dasselbe auf das in der Menschenbrust wohnende Sittengesetz und auf die Vernunft gebaut; die Protestanten gründeten ihr System der Moral auf die heiligen Schriften des alten und neuen Testamentes, weil ihnen dieselben die Offenbarung göttlicher Weisheit und Ordnung sind. Die Jesuiten dagegen gründeten ihr Moralsystem auf Autoritäten, also auf die Meinungen und Ansichten dieser oder jener Menschen. Nicht das eigene, jedem Menschen von Gott verliehene bessere Wissen und Gewissen, nicht die Stimme im Innern, die für das Gute und gegen das Böse spricht, sollte also entscheiden, sondern die Meinung dieses oder jenes Gelehrten oder Theologen. Wer diese Männer, die als Autoritäten galten, waren, läßt sich leicht ermessen: es waren wieder Jesuiten. Dem Jesuiten war natürlich jeder Jesuit wieder ein Gewährsmann, denn die Jesuiten waren immer von einer ganz enormen Einbildung auf ihren Orden und dessen gelehrte und gewichtige Mitglieder heimgesucht. Wer einer solchen Autorität eines Theologen, eines Jesuiten, folgt, — es braucht nur eines einzigen Namens dazu — der beschwert sein Gewissen nicht, selbst dann nicht, wenn er vom Gegentheil dessen überzeugt ist, was seine Autorität ihm sagt, oder wenn er eine andere Meinung für sicherer hält. Man fragte also in moralischen Dingen einfach, ob eine Meinung in einem Gewissensfall probabel sei, das heißt ob Gründe von einigem Gewicht, vor Allem, ob Autoritäten für sie sprechen. Das ist das sogenannte Probabilitätssystem. In einem zweifelhaften Fall dürfe man für die wahrscheinlich wahre die wahrscheinlich falsche Bestimmung ergreifen oder auch einer Meinung folgen, von der man nicht selber

überzeugt sei, vorausgesetzt, daß sie von der Autorität eines gewichtigen Schriftstellers vertheidigt werde. Als Heilmittel gegen etwaige hieraus entspringende Gewissenszweifel empfahl der Jesuit Busenbaum zunächst die Verachtung derselben und sodann die Befolgung der mildesten Auffassungen, auch wenn sie weniger evident als andere sein sollten. Ein Meineid kann ohne Anstand geschworen werden, wenn man den Schwur nur nicht innerlich leistet, so daß er immerhin dem andern Theil Lüge sein mag, nicht aber mir, der ich meine heimliche Reservation kenne. Es ist leicht zu erkennen, was ein solches System für Folgen haben mußte. Das, was dem Wissen und Gewissen des Menschen absolut gewiß — nicht sein mußte, sondern ist, — wird zum Gegenstand der Meinung gemacht; es löst sich in Gegensätze auf, zwischen denen man wählen kann, in Wahrheiten, die, je nachdem man sie ansieht, wahrscheinlich und recht sind, oder nicht. So ist es aber in sittlichen Dingen nicht; was wahr ist, steht absolut fest, das läßt sich nicht drehen noch deuteln; dieses System, die Aussprüche des besseren Wissens und Gewissens je nach Meinungen, nach Autoritäten oder vielmehr, wenn man offen sprechen will, nach Wahrscheinlichkeit zu beurtheilen, mußte zu dem empörendsten Selbstbetrug führen. Aus diesem Selbstbetrug entwickelten sich dann Sünden und Verbrechen aller Art. Dieser sogenannte Probabilismus hat, wenn auch nicht dem Namen nach, längst vor den Jesuiten existirt, denn schon der Grundsatz, daß der Maaßstab einer sittlichen Handlung nicht im Gewissen des Menschen, sondern in der Entscheidung der Kirche, daher des Priesters ruhe, schon in diesem Grundsatze liegt, daß der Schwerpunkt der Handlung aus der Seele des Menschen hinweg und wo anders hin versetzt ist, daß dieselbe also der Verantwortung enthoben ist. Bei dem Probabilismus, dieser moralischen oder vielmehr unmoralischen Wahrscheinlichkeitsrechnung, ist immer eine Unentschiedenheit, ein Zweifel vorausgesetzt, welchen Weg man

einschlagen solle. Diese Fragen zu entscheiden, diese Zweifel zu entfernen, womöglich auf die angenehmste Art, ist die Aufgabe des Jesuiten. Es kann dabei der Fall eintreten, daß die Gründe und die Gewährsmänner für und wider sich das Gleichgewicht halten; in einem solchen Fall steht es dann Jedem frei, das Eine oder das Andere zu ergreifen, den Weg rechts oder den Weg links einzuschlagen. Hier sieht doch Jedermann deutlich, wie die Wahrheit, die nur Eine, wie das Sittengesetz, das immer dasselbe ist, offenbar verläugnet wird. Ja, es gab Jesuiten, die keinen Anstand nahmen, zu erklären, daß nach Abwägung des Für und Wider man auch auf die Seite sich halten dürfe, die den minderen Grad der Wahrscheinlichkeit des Rechts und der Wahrheit für sich habe.

Ein anderer Grundsatz der jesuitischen Moral und Casuistik besteht in der Methode dirigendae intentionis, das heißt in der Lehre, wie man die Absicht lenken kann. Hier wird Absicht und That auf eine ganz willkürliche Art von einander getrennt, während sie nothwendig zusammengehören und die That nichts anderes als die Folge, die Ausführung der Absicht ist. Daher denn auch unter allen Menschen, die noch einen Funken von Rechtsbewußtsein in sich hatten, die That und der Thäter nach der Absicht beurtheilt wurden. Bei den Jesuiten ist das anders. Man kann nach der Lehre der Jesuiten eine schlechte That thun und doch rechtschaffen und fromm dabei sein; eine an und für sich schlechte That kann doch gut sein, wenn man eine gute Absicht dabei hat. Daß man nun für jede That am Ende einen guten Schein, eine Absicht, einen Zweck auffinden konnte, die sich nicht gerade tadeln ließen, ist klar, denn auch die selbstsüchtige Absicht, die Sorge um die eigene Ehre und das eigene Vermögen konnte man ja als guten Zweck ansehen. Wer einen falschen Eid schwört, um sich zu retten, oder einen Mord, um von seiner Ehre einen Schandfleck abzuwenden, der handelt ja auch in

guter Absicht. Die Jesuiten sagten ausdrücklich, wenn Jemand beleidigt werde und kein anderes Mittel vorhanden sei, seine Ehre herzustellen, als die Ermordung des Beleidigers, so sei der Mord erlaubt, nur müsse dabei nicht die Absicht, zu tödten, sondern die Absicht, die Ehre herzustellen, zu Grund liegen. So vertheidigen sie das Duell. Es wäre eine Sünde, sich zu duelliren, aber Zeit und Ort verabreden, wo man mit Waffen versehen den Gegner treffen kann, am bezeichneten Ort auf- und abgehen, ist keine Sünde und wenn der Gegner kommt und angreift, auch angreifen und sich wehren, das ist keine Sünde. Ein Amt für Geld kaufen ist Sünde. Wenn man aber das Geld dem Verleiher des Amtes gibt, um ihn günstiger zu stimmen, wenn also das Geld kein Kaufpreis für das Amt ist, sondern nur dazu verwendet wird, den Verleiher desselben zu bearbeiten, so liegt keine Sünde vor.

Ein dritter Grundsatz der Jesuiten ist die restrictio oder die reservatio mentalis. Wenn Jemand redet, eine Aussage macht, ein Versprechen gibt, einen Eid ablegt, so kann er sich bei dem, was er *sagt* oder sagen muß, etwas Anderes *denken*, er spricht, verspricht, schwört also in einem anderen als in dem Sinn, in dem man ihn schwören läßt, er kann also seine Aussage, sein Versprechen, seinen Eid oder den Gegenstand desselben je nach seinem Gutbefinden beschränken. Der Andere, der Aussage, Eid, Versprechen entgegennimmt, weiß davon natürlich Nichts, was in dem Innern des Menschen vor sich geht. Ferner kann Jemand insgeheim seine Aussagen oder Zusagen von Bedingungen abhängig machen, die derjenige nicht kennt, dem er sie macht. Diese ganze Manier läuft eigentlich nur darauf hinaus, durch offenbare Hinterhaltung der Wahrheit, durch zweideutige Ausdrücke Andere irre zu führen, um das eigene Interesse zu wahren. Man sieht, hier wird die Unterscheidung zwischen Absicht und Handlung, Innerem und Aeußerem zur reinsten Heuchelei, zur offenbaren Lüge — und diese Methode wurde von den

Jesuiten ausdrücklich als erlaubt gelehrt, gepredigt und empfohlen. Welche Corruption dadurch in die Herzen, in den Verkehr der Menschen unter einander kommen mußte, läßt sich schwer beschreiben.

Wir lassen nun hier Aussprüche und Entscheidungen von Jesuiten über Fragen der Moral in bunter Weise folgen. —

„Wenn sich in Beziehung auf mein Benehmen zwei gewißlich probable Meinungen begegnen, so ist man nicht genöthigt, immer die probabelste und sicherste zu befolgen. Es ist daher manchmal erlaubt, in Gemäßheit der minder probabeln und weniger sicheren zu handeln."

„In moralischen Dingen muß man nicht absolute Gewißheit suchen; so soll der Aengstliche, gestützt auf diesen Grundsatz, das als sicher annehmen, daß er mit aller Gewissensruhe seinen Zweifeln gegenüber handeln kann, so es eine probable Meinung der Lehrer gibt, welche ihnen widerspricht. Ein Jeder kann sich für einen weniger probabeln Satz erklären und ihm folgen, ohne sich um einen ungleich mehr probabeln zu kümmern."

„Derjenige, welcher schwankt zwischen zwei Grundsätzen von gleichem Werth und Zweifel hegt über die Todsünde, welche er zu begehen im Begriff ist, kann diesen Zweifel abwerfen und in einen probabeln Beschluß verwandeln, der besagt, daß er eine Todsünde nicht begehe."

„Der vorsichtig Handelnde sündigt nicht; einer also, der nach einer probabeln Meinung handelt, handelt vorsichtig und klug und sündigt daher nicht."

„Ein Beichtiger oder jede andere unterrichtete Person kann demjenigen, der ihn um Rath fragt, Antwort geben und zwar in Gemäßheit der für die andere Person passenden Meinung, während er selbst seine eigene richtigere und bessere Ansicht verschweigt."

„Es würde wahrlich die Gewissen unerträglich drücken und einer Menge von Gewissenszweifeln die Thüre öffnen,

wenn wir immer die richtigste Meinung überall aufsuchen und befolgen müßten."

„Bei zwei mit Gründen der Wahrscheinlichkeit belegten, sich jedoch entgegenstehenden Meinungen, ob irgend eine gewisse menschliche Handlung erlaubt sei oder nicht, kann Jeder in der Anwendung derselben derjenigen folgen, welche ihm am besten gefällt, wenn er sie schon in Gedanken als die minder richtige betrachtet."

Besonders schöne Grundsätze haben die Jesuiten bezüglich der Keuschheit. So sagt ein Jesuit: „Aller Angst los wäre Susanna gewesen, wenn sie der Gewalt und der Furcht vor Beschimpfung und Tod nachgegeben und den Ehebrechern gestattet hätte, ihre Lust zu büßen, jedoch das Alles, ohne daß sie eingewilligt und mitgewirkt, sich vielmehr blos passiv verhalten hätte. Durch ihr Geschrei sich selbst zu beschimpfen und in Todesnoth zu stürzen, war sie nicht gezwungen, um ihre Keuschheit zu bewahren, weil ja die Erhaltung des Körpers in seiner Reinheit geringeren Werth hat, als guter Ruf oder gar das Leben selbst."

Ausdrücklich wird die Frage aufgeworfen, was und wie viel das Weib für den Gebrauch ihres Körpers zu begehren berechtigt sei und dann wird die Antwort je nach Stand, Schönheit, Alter, Ehrbarkeit, Ruf beantwortet und noch hervorgehoben, es komme darauf an, ob ein Frauenzimmer sich dabei ehrbar benehme, Niemandem lästig falle u. dgl.

„Von ihrem Körper darf ein Mädchen jeden beliebigen Gebrauch machen; verboten ist nur Verstümmelung und Selbstmord."

„Die Leibesfrucht abzutreiben ist Frauen und Mädchen erlaubt, wenn darin das einzige Mittel besteht, öffentliches Aergerniß zu vermeiden." „Verträgt es sich, während der Messe die Frauen mit wollüstigen Gedanken zu betrachten? Den göttlichen Willen erfüllt man selbst in solcher Stimmung, wenn man nur auf das Aeußere Rücksicht nimmt."

„Jede Person, welche nicht auf rechtmäßige Weise gefragt wird, kann antworten, sie wisse Nichts von dem, was man von ihr erfragen wolle, hinzu denkend nämlich: so lange du mich nicht auf die Weise fragst, auf welche ich Antwort geben muß."

„Ein Zeuge kann für die Bezeugung der Wahrheit Nichts annehmen, aber für den Nachtheil, der ihm davon droht, kann er seinen Lohn fordern."

„Zu einem wirklichen Eid ist erforderlich, daß man die Worte: „ich schwöre" als gleichbedeutend mit Schwur ausspricht. Wer sich jedoch dieses Ausdrucks so bedient, als bedeute er Nichts, der schwört gar nicht (wie man im gemeinen Leben sagt: ich schwöre darauf, ohne dabei an einen Eid zu denken) er thut darum auch keinen falschen Eid, obwohl er die Absicht hat, seinen Schwur nicht zu halten."

„Wenn man aus Unwissenheit einen Meineid als unschuldig, ungefährlich, ja ehrenvoll ansieht, darf man, ohne zu sündigen, falsch schwören."

„Der Doppelsinn in der Rede ist nicht immer eine Lüge er ist also nicht innerlich vom Uebel und man begeht keinen Meineid oder innerliches Uebel, wenn man auf solche Weise irgend Etwas eidlich bestätigt. Durch die Doppelsinnigkeit wird der Meineid aufgehoben. Die Lüge ist Etwas gegen den Gedanken dessen selbst, der spricht, Gesagtes, denn er soll seine Worte seiner Ansicht gleichstellen und er ist Nichts weniger als gehalten, sich nach der Ansicht dessen zu richten, der ihn hört."

„Es ist keine Sünde, wenn man einem Andern etwas heimlich nimmt, was dieser selbst geben würde, so man ihn darum bäte, wenn er auch nicht will, daß man es ihm heimlich nehme, und es ist nicht nothwendig, es wieder zu geben."

„Derjenige, welcher kein Unrecht beging, indem er eine ihm nicht gehörige Sache nahm, weil sie der Eigenthümer

gar nicht benützte, ist nicht verbunden, sie zurückzugeben, wenn sie nur für den Besitzer von keinem Nutzen ist."

„Dienstboten, denen ihre Herrschaften nicht genug Lohn reichen oder ihn schuldig bleiben, ist es erlaubt, heimlich eine Ausgleichung herzustellen, wenn sie diese einer gerichtlichen Klage vorziehen."

„Ein Sohn, der seinem Vater Dienste leistet, darf außer dem, was ihm als Mitglied der Familie zugehört, seinem Vater heimlich so viel Geld nehmen, als derselbe einem Fremden für dergleichen Dienste zahlen müßte."

„Wer einen bedeutenden Diebstahl begangen hat, ist nicht verbunden, Alles zu erstatten, um eine Todsünde abzuwenden, es ist genug, daß der dem Nächsten zugefügte Schaden nicht mehr beträchtlich ist."

„Wenn Vater oder Mutter sich weigern, den dringenden Bitten ihrer Kinder nachzugeben, so können diese ihnen so viel nehmen zu ihren kleinen Vergnügungen und Freuden, als Gebrauch und Stand erfordern."

„Wenn dir kein anderes Mittel bleibt, um zu entfliehen, so kannst du schon im Voraus den tödten, der sich bereit macht, dich zu tödten, denn das ist Selbstvertheidigung."

„Wenn ein Ehebrecher, selbst ein Geistlicher oder Ordensmann, wohlberichtet von der Gefahr, zu der ehebrecherischen Frau eingetreten ist, und er nun, überrascht von dem Gatten, diesen tödtet, um Leib und Leben zu vertheidigen, so scheint er keiner Irregularität zu unterliegen."

„Du willst gegen mich ein falsches Zeugniß ablegen, auf welches hin mir das Leben abgesprochen wird und kann ich nicht anders diesem entgehen, so ist mir erlaubt, dich zu tödten, gerade wie einen Menschen, der sonst mich tödtet, denn wohl gemerkt, es ist kein Unterschied, ob du mich mordest mit eigenem Eisen oder durch das Schwert des Andern, nämlich des Henkers."

„Einen verrätherischen Mord darf man nur den nennen, bei welchem der Gegner den Angriff durchaus nicht vermuthen

konnte; deßhalb hat man seinen Feind nicht immer verrätherisch gemordet, obgleich man ihn heimlich oder aus dem Versteck eines Gebüsches umbrachte."

„Einen Verläumder zu tödten, ist dem Priester nicht nur in gewissen Fällen erlaubt, sondern sogar seine Pflicht."

„Ein Lohn, den ein Mensch für einen begangenen Meuchelmord empfängt, gefährdet sein Seelenheil auf keine Weise."

„Es ist erlaubt, den Tod des Nächsten zu wünschen und sich darüber zu freuen, wenn nämlich daraus ein großer Vortheil, selbst zeitlicher, für das Publikum oder die Kirche entspringt, welcher außerdem nicht hätte stattfinden können."

„Ein Sohn ist nicht verpflichtet, einen ketzerischen Vater in der höchsten Noth zu erhalten, wenn dieser sich anstrengt, seinen Sohn zur Glaubensabtrünnigkeit zu verleiten. Letztere Ansicht ist streng beizubehalten, denn die katholischen Kinder sind verpflichtet, ihren Vätern oder sonstigen der Ketzerei verfallenen Verwandten abzusagen, selbst wenn sie wüßten, daß ihre Väter deßhalb den Flammen übergeben würden."

„Dem Papst steht das Recht zu, den Königen und Fürsten weltliche Strafen aufzuerlegen; er darf sie des Thrones entsetzen und aus ihren Staaten vertreiben, wenn sie sich des Verbrechens der Ketzerei schuldig machen; ebenso darf er ihre Unterthanen des Eides der Treue entbinden."

„Ein Geistlicher ist keinem Könige oder Fürsten unterworfen und kann sich folglich auch niemals des Verbrechens der Majestätsbeleidigung schuldig machen, selbst dann nicht, wenn er sich gegen den Herrscher des Landes empört, in welchem er lebt, und Andere, seien diese auch Unterthanen, dazu aufreizt, dem Könige oder dem Fürsten Gehorsam und Abgaben zu verweigern."

„Der Papst hat das Recht, ketzerische und rebellische Fürsten und Könige ihres Thrones für verlustig zu erklären. Wenn dessen ungeachtet ein so enthronter Fürst darauf beharrt, ferner seine Krone zu bewahren, so wird er dadurch Tyrann und Usurpator; er darf deßhalb als Feind des öffentlichen Wohls betrachtet werden und es steht dem Ersten Besten frei, ihn zu tödten."

„Was ist ein Aufruhr? Die Zwistigkeit der Bürger, welche ein spezielles Vergehen gegen die Liebe ist; beabsichtigt sie die Abwendung eines Staates von dem Gehorsam gegen die Befehle des Fürsten, so ist dies ein Majestätsverbrechen. Wenn sie nur die Absetzung der Magistrate beabsichtigt, so ist dies ein Aufstand, wenn derselbe aber gegen einen Tyrannen gerichtet ist, so ist er weder Sünde noch Aufstand, weil eine tyrannische Regierung nicht zum allgemeinen Besten besteht."

Die Jesuiten erstaunten selbst zuweilen über ihre Lehren, wie leicht das Joch Christi durch sie werde.

Dergleichen Lehren wurden vorgetragen von den beberühmtesten Jesuiten. Emanuel Sa, ein Portugiese † 1596, Cardinal Toledo, ein Spanier † 1596, Thomas Sanchez † 1610, Franz Suarez † 1617, beide Spanier, Filliocio, ein Italiener † 1622, Leonhard Fest, ein Niederländer † 1623, Stephan Bauny, ein Franzose † 1694, zwei Deutsche Namens Caymann und Busembaum † 1668 und der Spanier Escobar † 1669 trugen dergleichen Lehren in ihren Schriften, auf den Kathedern und in den Beichtstühlen vor. Sie sind aber nur die Hauptvertreter dieser Richtung. Eine Menge Jesuiten, deren Namen vergessen sind, verbreiteten dergleichen Lehren überall unter dem Volk; über hundert Jahre hörte man diese ruchlosen Vorschriften und Regeln und jetzt noch wirken sie fort. Noch jetzt machen die Jesuiten in ihren Anstalten und im Beichtstuhl davon Gebrauch. Man darf die Schuld hievon nicht von dem Orden auf seine einzelnen Glieder abwälzen

wollen. Dieser Versuch ist umsonst. Der Jesuitenorden als solcher hat diese Lehren und Lehrer niemals desavouirt oder verworfen. Dem Orden mußte bei seiner strengen Disciplin und Organisation die Schriftstellerei seiner Lehrer wohl bekannt sein. Gleichwohl hat er es fortwährend geduldet, daß dieser abscheuliche Samen ausgestreut wurde. Auch die Päpste, die römische Curie, die das Alles ebenso wissen mußten, verwarfen die Lehren der Jesuiten nicht, vielmehr wurden ihre Schriften von Rom aus sogar approbirt. Einzelne Schriftsteller erhoben sich zwar gegen die Lehren der Jesuiten. Ein Schriftsteller des Ordens, Raymund Boncel, protestirte in seiner theologischen Moral 1638 gegen die Auswüchse des Ordens in seinen Lehren, aber gegenüber der Masse anderslehrender Jesuiten kommt er nicht in Betracht.

Der Benedictiner Mabillon klagte, daß die heidnische Sittenlehre solche christlichen Theologen beschäme und daß die Gewissen so erschlafft seien, daß man jedes Verbrechen zu entschuldigen wisse.

Wenn man sich die Handlungsweise der Jesuiten gegen die Protestanten, die ganze damalige Cultur, den Macchiavellismus in der Politik, die Barbareien im 30jährigen Krieg vor Augen hält, so findet man einen Hauptgrund in den verderblichen Lehren der Jesuiten. Welche Greuel und Schandthaten auf die Rechnung dieser schwarzen Herren mehrere Jahrhunderte hindurch zu schreiben sind, das läßt sich nur in allgemeinen Umrissen andeuten, wie sie die Geschichte aufweist, aber wie Vieles wird in Folge unsittlicher Lehren insgeheim versündigt und verschuldet, was niemals zur Kenntniß der Menschen kommt, wie vieles wurde bei der Disciplin und Schweigsamkeit des Ordens verborgen. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen der Jesuitenorden wegen seiner Greuel allgemein verhaßt und verrufen, diese vielleicht da und dort auch übertrieben wurden.

Es ist nöthig, daß wir nun noch einige der Hauptgreuel aus der Sittengeschichte des Ordens anführen. So sehr es uns auch anwidert, wir müssen unsern Lesern zeigen, daß die Sünde bei den Jesuiten nicht blos Theorie blieb, sondern praktisch ausgeführt wurde. Wir werden weiter unten auf die Greuel des Ordens zu sprechen kommen.

Erziehungswesen.

Schon von Anfang an wurde die Jugenderziehung von den Jesuiten ins Auge gefaßt. Ignatius selbst hat sich lebhaft damit beschäftigt und selbst in Ansprachen und Catechesen sich vielfach mit Kindern befaßt; bis auf diese Stunde ist die Vorliebe für den Jugendunterricht in dem Orden lebendig geblieben. Erziehen und Lehren sind Hauptbeschäftigungen des Ordens. Es läßt diese Tendenz, die den ganzen Orden durchdringt, sich leicht erklären. Für die römische Kirche, für den Papst, vor Allem für den Orden selbst mußte man brauchbare Werkzeuge haben und zwar bedurfte man deren eine nicht geringe Zahl, um so mehr als der Orden für seine überaus mannigfaltigen Zwecke und Arbeitsgebiete, die schließlich in einem Ziele zusammenliefen, die verschiedensten Persönlichkeiten verlangte und zahlreicher Talente bedurfte. Alles was diesem Zweck der Vernichtung der Andersgläubigen und Andersdenkenden, der „Herbeibringung" der Ketzer und Heiden, der Stärkung der Hierarchie und der Macht des Ordens dienen konnte, wurde benützt und in Anwendung gebracht, dazu mußte man seine Leute haben. Man brauchte seine Leute in der Kirche, auf der Kanzel, am Altar, im Beichtstuhl, im Kloster, bei den Exercitien, in der innern und in der äußern Mission, in der Schule, vorzugsweise in der gelehrten Schule, in den Gymnasien, auf Universitäten, in Pensionaten, in der Politik, an Fürstenhöfen und in den Hütten, in den Cabinetten und Rathssälen, in den demokratischen Clubbs, in Kirchen und in Volksversammlungen, man

brauchte sie in der schönen Literatur, in der Philologie zur Erklärung der Klassiker, in der Geschichtschreibung zur Nutzbarmachung der Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart, vor Allem in der polemischen Literatur zur Widerlegung der Gegner, zur Abfassung von Streit- und Schmähschriften ꝛc. Kein Wunder, daß aus dem Jesuitenorden die verschiedensten Köpfe und Werkzeuge hervorgegangen sind. In alle Gebiete mischten sie sich ein, auf allen Punkten entwickelten sie eine ungemeine Rührigkeit, wie sie sich denn neben ihrer äußeren Thätigkeit auch der Muse der Poesie, der Gelehrsamkeit und anschaulichen Meditationen überließen.

Wir werden sogleich sehen, wie weit die Jesuiten zu ihrem Ziele gelangten.

Schon im Jahre 1552 ertheilte ihnen Papst Julius III. die Erlaubniß, überall Schulen errichten zu dürfen; ausdrücklich fügte dann Pius V. die Ermächtigung hinzu, auch an Universitäten Vorlesungen halten zu dürfen. Nun erstanden, wo sie immer erschienen, Collegien, Gymnasien, Lyceen, Athenäen, Seminarien, Pensionate. Die Hauptstädte und Sitze wissenschaftlichen Lebens wurden vor Allem dazu ausgewählt. In Rom wurde noch unter dem Generalat des Ignatius die Pflanzschule des Ordens, das Collegium romanum, und zum Zweck der Einwirkung auf Deutschland das Collegium germanicum gegründet. Gregor XIII. hat allein zweiundzwanzig Jesuitencollegien in's Dasein gerufen; er verwendete nicht weniger als zwei Millionen Scudi auf die Unterstützung junger Leute in ihren Studien. In Coimbra in Portugal, in Barcelona, Valencia, Alcala, Salamanca in Spanien erstanden Collegien. In Belgien ließen sie sich nieder zu Courtray, Ypern, Brügge, Gent, Antwerpen, Brüssel, Löwen, in der Schweiz zu Luzern und Freiburg. In Frankreich fanden sie nur langsam Eingang; zu Paris im Anfang nicht als Orden, sondern unter dem Titel Collegium

von Clermont, in Lyon erhielten sie ein prachtvolles Collegium; von hier verbreiteten sie sich über ganz Frankreich, in Toulouse, Bordeaux, Pont a Mousson, Eu, Aix, Pau. Die königlichen Prinzen gingen bereits in ihre Schulen. Zwar wurden sie wegen des Attentats von Châtel auf Heinrich IV. verbannt, aber von demselben Könige, der sie fürchtete, doch wieder aufgenommen. Vor Allem nahm sich Ludwig XIV. ihrer an, sie durften ihren Namen College de Clermont mit dem nachher so berühmt gewordenen College de Louis le grand vertauschen. Im Anfang des 16. Jahrhunderts hatten sie bereits 200, im Jahr 1570 669 Schulen in Frankreich. Kinder aus allen Ständen, vorzüglich aber aus den vornehmen, gingen bei ihnen in die Schule. Eine Verstärkung in ihren pädagogischen Bestrebungen erhielten sie durch die frères ignorantins, die ganz ihrem System folgten, sich aber vor Allem auf unentgeldlichen Volksunterricht beschränkten. In Deutschland fanden sie zuerst Eingang in Wien durch Kaiser Ferdinand, sodann in Bayern, Franken, Tyrol, Schwaben, den Rheinlanden, Böhmen, Mähren, in Ingolstadt, Dillingen, Augsburg, Cöln, Prag, München, Innsbruck, Olmütz, Brünn, Trier, Mainz, Speier, Aschaffenburg, Braunsberg, Heiligenstadt, Paderborn, Münster, Würzburg, Fulda. In Rom verlangte man vor Allem die in Folge des Restitutionsedicts zurückfallenden Güter für sie zur Errichtung von Seminarien, Schulen und Collegien und war höchst ungehalten darüber, als Kaiser Ferdinand dieser Forderung nicht in dem gewünschten Grade nachkam, obwohl er sie überreichlich mit dem Eigenthum der Protestanten beschenkte. Sicherlich hätten sich die Jesuitenschulen auch weiter nach Norddeutschland verbreitet, wenn ihnen nicht das Vordringen Gustav Adolfs einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. In Polen machten sie bedeutende Fortschritte besonders unter dem jungen Adel. Vorzugsweise gediehen sie unter dem „Jesuitenkönig" Sigmund III. und Johann Casimir,

der selbst Mitglied des Ordens war. Sie errichteten Schulen zu Braunsberg, Pultusk (mit bald 400 Zöglingen), in Posen, Wilna, Krakau, Grodno, Thorn; in Ungarn entstand ein Collegium zu Tyrnau, in Rußland zu Polozk. Vor Allem richteten sie in all' diesen Ländern ihr Augenmerk darauf, nicht blos eigene neue Lehrinstitute zu errichten, sondern die protestantischen mit allen Mitteln zu verdrängen und es ist ihnen leider auch in hohem Maße gelungen.

Seit Wiederherstellung des Ordens haben die Jesuiten vornehmlich wieder Eingang gefunden in Italien. Nach wenigen Monaten hatten sie im Kirchenstaat wieder neue Collegien; zu Genua, Turin und andern Orten erhielten sie prachtvolle und zahlreich besuchte Collegien; in Turin leitete Rothaan 1824 und die folgenden Jahre das Collegium St. Francesco de Paula, das von der aristokratischen Jugend besucht war. 1845 besaßen die Jesuiten auf Sicilien fünfzehn, auf dem neapolitanischen Festland vier Collegien. In Spanien wollte es ihnen nicht gedeihen. König Ferdinand berief sie zwar zurück, 1820 wurden sie aber von den Cortes wieder ausgewiesen, 1824 setzte sie Ferdinand VII. wieder ein, 1835 verbannte sie die Regentin Maria Christina wegen ihrer Parteinahme für Don Carlos. Dennoch konnten sie nie ganz vertrieben werden. Aus Portugal wurden sie von Don Pedro vertrieben, nachdem sie Don Miguel 1829 aufgenommen hatte. In Oesterreich fanden sie nach und nach wieder Eingang unter dem Namen Ligorianer; im Jahr 1820 errichteten sie mehrere Collegien in Galizien, zu Tarnopol, Lemberg und an andern Orten. Durch die Erzherzogin Sophie erhielten sie seit 1838 eine unbeschränkte Zulassung auf dem Gebiet des Unterrichts, errichteten Collegien zu Innsbruck, Graz, Linz, Feldkirch u. s. w. In England besaßen sie schon 1841—44 Collegien und Häuser, unter denen das Collegium zu Shonghorst besonders bemerklich wurde. In Frankreich fanden sie Eingang, wenn auch keinen gesetz-

lichen unter Ludwig XVIII. und Karl X., sie wurden vom Hofe vielfach begünstigt und bekamen den Jugendunterricht besonders der aristokratischen Familien und die Leitung der kleinen bischöflichen Seminarien, also den Unterricht des Klerus in die Hände. Die bedeutendste dieser Anstalten war zu Montrouge, eine halbe Stunde von Paris.

Die Bourbonen wurden wesentlich durch die Jesuiten in's Verderben gestürzt, sie theilten daher dasselbe Schicksal; die Jesuiten wurden mit den Bourbonen vertrieben, ihre Collegien zu St. Achent und Montrouge sowie ihr Missionshaus zu Paris wurden demolirt, der Orden verboten. Unter der Juliregierung wußten sie sich wieder einzunisten, besonders seit 1841, wo die Bischöfe für Unterrichtsfreiheit zu agitiren anfingen, während sie eigentlich nur die Zulassung der Jesuiten wollten. Gleichwohl brachte es die öffentliche Stimme und die Deputirtenkammer dahin, daß sie vom römischen Stuhl abberufen und die Collegien zu Paris, Avignon, Lyon und St. Achent wieder aufgelöst wurden. Louis Bonaparte hat ihnen jedoch wieder Eingang verschafft, die für die geistlichen Seminarien beschränkenden Verordnungen vom Jahr 1828 wurden aufgehoben und durch das Gesetz vom 15. März 1850 den religiösen Genossenschaften d. h. besonders den Jesuiten die ausgedehnteste Freiheit zur Errichtung und Leitung ihrer Schulanstalten ertheilt, ausdrücklich wurde dabei bemerkt, man müsse sich über kleinliche Befürchtungen und unbegründete Vorurtheile hinwegsetzen und „diesen Orden unterstützen", der die Jugend zum Dienste dessen, was wahr und recht ist, am vollkommensten zu erziehen vermöge, der allein die Geheimmittel besitze, in dem Geist unserer Gebildeten wieder Sinn für sittliche Interessen, Ordnung und Hochachtung zu erzeugen. Die bedeutendsten Fortschritte machten die Jesuiten in Belgien. Die Revolution von 1830, die durch eine Verbindung der liberalen und ultramontanen Partei zu Stande gekommen war, brachte vollkommene Freiheit des Cultus und Unter-

richts. Die Jesuiten wußten das alsbald auf's beste zu benützen; in allen größeren Städten errichteten sie ihre Seminare, Collegien und Pensionate; elf Anstalten von bedeutendem Umfang und meist mit Pensionaten verbunden bekamen sie in die Hände, zu Alop, Antwerpen, Brüssel, Gent, Lüttich, Löwen, Namur, Tournay. In Antwerpen haben sie sogar eine Handelsschule inne. Die belgischen Jesuitenschulen wurden sehr stark von Söhnen des französischen Adels besucht. In der Schweiz nahm der Orden schon sehr bald seine alten Collegien in Sitten und Brieg wieder ein, 1818 fanden sie in Freiburg wieder Eingang, sie erhielten die Lehranstalten des Cantons mit einem Fonds von einer Million Schweizer-Francs in die Hände; ein prachtvolles Collegium und Pensionat wurde ihnen erbaut, eine Menge Schüler strömte herbei aus den vornehmsten Familien und aus aller Welt Enden, Engländer, Russen, Ungarn, Polen, Griechen, Aegypter, Deutsche, Amerikaner, besonders aber Franzosen. Aus Frankreich erhielten sie auch bedeutenden Zuschuß an Lehrkräften; wie denn die französischen Jesuiten eine ganz besondere Gewandtheit entwickeln sollen. Im Jahr 1836 räumte der Canton Schwyz dem Orden ein Collegium, ein Pensionat und eine Secundärschule ein. Im Jahre 1844 wurden die Jesuiten nach Luzern berufen, das Lyceum und Priesterseminar kam in ihre Hände. Diese Thatsache erregte jedoch einen solchen Sturm in der ganzen Schweiz, daß in den Jahren 1845—47 die bekannten Freischaarenzüge gegen Luzern organisirt, der Sonderbund errichtet, und darauf die Jesuiten im Sonderbundskrieg vertrieben wurden.

Die Bewegungsjahre 1848—49 erschütterten den Orden bedeutend; überall, sogar in Italien, sogar im Kirchenstaat, in Steiermark, im Erzherzogthum Oesterreich wurden sie vertrieben nebst den Redemptoristen, unter deren Decke sie sich steckten; ihre Collegien aufgehoben und zerstört Der General des Ordens fand nur in einem protestantischen Lande, in Eng-

land, eine Zuflucht. Aber wenn sie auch vorn hinausgeworfen waren, so kamen sie immer mit der Reaction von hinten wieder herein. In Italien, mit Ausnahme von Sardinien, fanden sie wieder Eingang, besonders in Neapel und Sicilien. Hier wurden sie im Unterrichtswesen geradezu Herren und Meister; im Jahre 1853 hatten sie zu Palermo ein Collegium mit 16 Lehrern und 790 Schülern, ferner eine Art Ritteracademie, das collegio nobile oder convitto reale Ferdinando mit 40 Pensionären von 7—12 Jahren. Die Revolution hat aber auch dem wieder ein Ende gemacht. Am bedeutendsten sind immer noch die Fortschritte des Ordens in Oesterreich, wozu das Concordat und die Reaction wesentlich beitrug. In Linz, Leitmeriz, Innsbruck, Lemberg, Staraviz, Tyrnau erhoben sich Jesuitenanstalten, eine Reihe der ersten Gymnasien kam in ihre Hände. In Preußen hatte der König Friedrich Wilhelm III. durch eine Cabinetsordre vom 13. Juli 1827 den Besuch auswärtiger Jesuitenlehranstalten seinen Unterthanen verboten, im Jahr 1852 erneuerte das Ministerium Raumer-Westphalen das Verbot des Besuchs des Collegium romanum zu Rom und anderer auswärtiger Jesuitenlehranstalten, dieser Erlaß wurde auf Beschwerde der katholischen Fraction in der Kammer zurückgenommen. Auch hier haben die Jesuiten die sogenannte Religionsfreiheit nach Kräften benutzt und zu Paderborn ein Seminar, in Münster, Bonn und Gorheim (in Sigmaringen) Noviziate errichtet, sie haben die sogenannten marianischen Sodalitäten eingeführt und wissen durch Unterricht, Beichtstuhl, Missionen und Exercitien die Bevölkerung in die Hände zu bekommen.

Werfen wir nur noch einen Blick auf die Verbreitung der Erziehungsanstalten des Ordens, so finden wir, daß sie im Jahr 1626 36 Seminarien, im Jahr 1710 157 Pensionate und Normalschulen, 59 Noviziate inne hatten, und an 24 Universitäten Unterricht und academische Grade er-

theilten. In der Mitte des 18. Jahrhunderts hatten sie 176 Seminare. Mit der Ausbreitung des Ordens ging selbstverständlich auch die Ausbreitung seiner Lehrinstitute Hand in Hand, denn diese letzteren galten immer als die Hauptsache. Von der Ausbreitung sprechen wir jedoch in einem andern Capitel.

Wir kommen nun auf das Unterrichts- und Erziehungswesen der Jesuiten des Näheren zu sprechen, nachdem wir gesehen haben, in welchem Umfange sie dasselbe zu betreiben verstanden. Das Unterrichts- und Erziehungswesen des Ordens ist heute noch dasselbe, wie von Anfang an. Der älteste Lehrplan des Ordens heißt: ratio et institutio studiorum societatis Jesu. Diese ratio studiorum kam schon unter dem General Aquaviva zu Stande. Nach der Wiederherstellung des Ordens im Jahr 1814 erklärte die Generalcongregation des Ordens im Jahr 1820, man solle an der ratio studiorum nichts Wesentliches ändern, wohl aber Modificationen vornehmen, die sich auf die veränderten Zeitumstände beziehen. Die Aenderungen betrafen hauptsächlich die sogenannten Fakultätswissenschaften, für den Gymnasialunterricht blieb Alles beim Alten. Man erkennt schon hier die Zähigkeit und Stabilität des Ordens, und wenn diese im Jugendunterricht zum Ausdruck kommt, so ist sie gewiß am schlimmsten angewendet.

Nach dieser ratio studiorum sind nun die jesuitischen Unterrichtsanstalten in allen Theilen eingerichtet. Die Schulen bilden einen Theil des Ordens selbst — Unterricht und Erziehung der Jesuiten ist nicht Sache des Gutdünkens und der Wahl des einzelnen Lehrers, sondern Alles ist genau und präcis vorgeschrieben. Es herrscht darin ein vollständiges System und der einzelne Jesuit hat sich genau darnach zu richten. Es ist eine Pflicht des Gehorsams, die er erfüllt, wenn er die Jugend im Sinn und nach der Schablone des Ordens unterrichtet und erzieht. Daher überall, wo

Jesuiten-Anstalten bestehen, immer dasselbe System befolgt wird.

Der Orden bildet so eine besondere Welt für sich. Der Orden ist hinsichtlich seines Erziehungs- und Unterrichtswesens ganz selbstständig, nur dem Papst unterworfen, keiner andern kirchlichen oder weltlichen Gewalt unterthan. Daher ist jede Staatsaufsicht, jede Unterwerfung unter die Gesetzgebung eines Staats, jede Prüfung der jesuitischen Lehren zu verwerfen, sie hängen von Niemand ab, als von dem General, der sie prüfen und visitiren läßt. Noch der Jesuitengeneral Becx hat es gegenüber dem österreichischen Kultusministerium erklärt, „daß die Leitung der der Gesellschaft Jesu anzuvertrauenden Gymnasien den Ordensobern nach den Statuten und Regeln des Ordens überlassen sei und daß es den Ordensobern ungehindert freistehe, ihre Untergebenen ohne vorhergehende Lehrfähigkeitsprüfung zu Directoren, Rectoren, Präfecten und Professoren zu bestimmen, sie von ihrem Amte zu entfernen und andere an ihre Stelle zu setzen, je nachdem sie dies vor Gott als das beste erachten." Man sieht, wie hierin die Wurzel des Verhaltens der Jesuiten gegenüber dem Staat enthalten ist, ihre Widersetzlichkeit gegen alle Ordnungen und Maßregeln, die nicht von ihnen selbst ausgehen. Der Ordensprovinzial, der an der Spitze der Ordensprovinz steht, hat nun wieder die Oberaufsicht über den Präpositus des Profeßhauses, über den Magister novitiorum und über die Rectoren der Collegien; jedem einzelnen Haus oder Collegium steht ein Rector vor, Alle haben ihm zu gehorchen und sollen ihn als Stellvertreter Jesu Christi verehren, unter ihm steht zur Leitung der Studien der Studienpräfekt, in größeren Anstalten zwei für die höheren und niederen Studien. Die Jesuiteninstitute heißen Collegien, in diesen wohnen die Ordensglieder und zwar Coadjutoren und Scholastiker zusammen, auch ist eine Lehranstalt damit verbunden. Diese Anstalten dürfen Vermögen besitzen, kein

Collegium soll übernommen werden, das nicht ein Haus, ein Schulgebäude, eine Kirche und eine Dotation an Geld und Gütern für mindestens 14 Personen besitzt. Dagegen ist der Unterricht unentgeldlich, was dem Orden natürlich einen großen Zulauf verschaffte. Diese Unentgeldlichkeit darf man jedoch nicht so verstehen, als ob der Orden keine Geschenke angenommen hätte, im Gegentheil flossen ihm solche in Menge zu, in der Form von Schenkungen und Vermächtnissen. Der Reichthum des Ordens ließe sich sonst nicht erklären, auch wäre es nicht möglich gewesen, die sehr bedeutenden Lehrkräfte zu erhalten, denn ein Collegium I. Klasse sollte 20, ein Collegium II. Klasse 30, ein Collegium III. Klasse oder eine Universität mindestens 70 Lehrer oder „Regenten" haben. Kleinere Anstalten ohne hinreichende Lehrkräfte achtete man nicht der Mühe werth. Mit den Collegien sind meist Pensionate oder sogenannte Internate, Alumnate, Convicte verbunden, in welchen junge Leute, vornehmlich aus vornehmen Familien, Wohnung, Kost und Beaufsichtigung finden, natürlich gegen Bezahlung; ferner gehören zu den Collegien in den meisten Fällen Seminarien, die zur Erziehung junger Kleriker bestimmt sind, auch eigentliche Ritterakademien und Pensionate für Adelige hängen damit zusammen. Diese haben aber dann immer einen eigenen Rektor. Dem sogenannten Internat entspricht das Externat, d. h. es dürfen auch junge Leute, die nicht in der Anstalt wohnen, an dem Unterricht Theil nehmen, müssen aber den Satzungen gehorsam sein.

Die Ausbildung des Lehrerpersonals ist für den Orden ganz charakteristisch; nicht blos sämmtliche Lehrer mußten Jesuiten sein, sondern auch sämmtliche Ordensglieder mußten eine Zeit lang Lehrer sein. Nach einem zweijährigen Noviziat mit geistlicher Betrachtung, Gebet, Gewissenserforschung, Lesen frommer Bücher, Kirchenbesuch 2c. tritt der Jesuit in ein Collegium und wird Scholastiker, als solcher studirt er Rhetorik, Literatur, dann Mathematik und Physik, das dauert

5 Jahre, dann hat er als Magister oder Professor 4—6 Jahre lang Unterricht in den Gymnasialfächern durch alle Classen zu geben; nun folgen wieder 4—6 Jahre Studium der Theologie; nun erst erhält er die Priesterweihe und legt die Gelübde ab und wird Coadjutor oder Professe der vier Gelübde, wobei der Coadjutor Spiritualis noch Hingabe an den Jugendunterricht gelobt. Jetzt erst entscheiden die Vorgesetzten, ob der Jesuit Priester, Missionär oder Lehrer wird.

Man kann sich vorstellen, wie ein Jesuit, der diese Laufbahn durchgemacht hat von seinem 15. oder 17., bis zum 31. Jahre wie er für die Ordenszwecke hergerichtet wurde, wie er eine reine Maschine werden mußte. Hiezu kommt die oberflächliche Manier der Behandlung des Stoffs, die leichtfertige Controle der Studien und die vielfache Unterbrechung durch ascetische Uebungen, Betrachtungen, Kirchenbesuch, Erholung. Wenn so Rhetorik, Literatur, Mathematik, Physik, Philologie, Philosophie, Theologie, ascetische Uebung, Lernen und Unterrichten durcheinander lief, so konnte unmöglich Etwas Vernünftiges dabei herauskommen, von eigentlicher Wissenschaftlichkeit nicht zu reden. Es war Alles nur ein oberflächlich zusammengestoppeltes Sammelsurium von Kenntnissen. Was das vollends für eine Philosophie und Theologie war, werden wir an einem andern Orte sehen. Verfasser hat seiner Zeit einen blutjungen Jesuiten gesehen, der bereits Doktor der Philosophie und Theologie war, zu einer Zeit, wo es ihm wahrlich noch sehr angestanden wäre, sich in die Wissenschaft zu vertiefen.

Hauptlehrgegenstand in den Jesuitenschulen ist die lateinische Sprache. Muster des lateinischen Styls ist Cicero, „wie in den Studien der Theologie der göttliche Thomas, in der Philosophie Aristoteles, so wird in den Humanioren Cicero als eigentlicher und vornehmster Doctor zu verehren vorgestellt.“ Schon hier liegt eine ungemeine Einseitigkeit vor, aber eben das Starre der lateinischen Sprache, sodann

der Gedanke, daß sie die Kirchensprache auf der ganzen Erde sei, war es, was sie den Jesuiten empfahl. Die Themata zur Composition, die Pensen zum Memoriren sollten möglichst kurz sein, man soll niemals über eine oder gar über zwei Stunden ununterbrochen oder angestrengt mit Lesen oder Schreiben zubringen, ohne einige Zeit nachzulassen. Die so kluge Beschränkung der Anforderungen an die Schüler war weislich darauf berechnet, ihnen den Unterricht angenehm, das Lernen bequem zu machen. Darum richteten die Jesuiten ihre Handbücher und Compendien so ein, daß sie der Jugend nicht zuwider waren, brachten die Wissenschaft in möglichst kurze und übersichtliche Formen, verfaßten Chrestomathien, Auszüge in möglichst verständlichem Latein und Griechisch. Auf diese Weise wußte man Schüler und vorzugsweise Schüler aus vornehmen Familien anzulocken.

Hiezu kam die Kunst der Einübung, welche die Jesuiten ganz besonders wohl verstanden. Es wurde Alles eingetrichtert, dem Gedächtniß eingeprägt, das Selbstdenken dagegen auf jede Art und Weise verhindert. So bestand der ganze Unterricht von Morgens bis Abends, Jahr aus Jahr ein in einem fortwährenden Einexerciren, Repetiren, Examiniren. Das Ganze war aber nur ein mechanischer Proceß, eine Art militärisches Exercitium nach vorgeschriebener Regel, um die jungen Leute brauchbar zu machen. Daß dadurch der Unterricht etwas ungemein Mechanisches und Steifes bekommen mußte, läßt sich denken. Die Menschen wurden nach der Schablone unterrichtet, weil man eben Schablonenmenschen wollte. Die Menschen abzurichten verstanden die Jesuiten sehr gut, aber sie zu bilden, ihren Geist zu entwickeln, das war nicht ihre Sache, die Studien wurden in den Jesuitenschulen nur sehr oberflächlich und nebenher betrieben; vor Allem wurden außer der lateinischen Sprache noch betont der Religionsunterricht und die Tradition. Als Religionsbücher wurden gebraucht die Summe der christlichen Lehre

oder der Katechismus des Pater Canisius, daneben das „griechische Evangelium", die Apostelgeschichte oder die Panegyrici des heiligen Chrysostomus. Auf den religiösen Unterricht kommen wir unten des Näheren zu sprechen; hier wollen wir nur noch erklären, was die Jesuiten unter Tradition verstanden. Es ist das eigentlich nicht leicht zu sagen, weil sie alles Mögliche damit meinten. „Die Tradition", sagten sie, „muß aus der Historie und den Sitten der Völker, aus der Autorität der Schriftsteller und aus jeglicher Doctrin, aber etwas sparsam nach der Fassungskraft der Schüler erholt werden." Die Schüler sollten also von Allem Etwas wissen, um einen gebildeten Anstrich zu bekommen.

Die größte Rolle in dem jesuitischen Erziehungssystem spielt die Reizung des Ehrgeizes. „Wer die Aemulation geschickt zu reizen weiß, der hat dadurch das geschickteste Hilfsmittel auch im Lehramt, welches beinahe einzig hinreichend ist, die Jugend auf's Beste zu unterrichten. Der Präceptor schätze daher die Waffe hoch und erforsche fleißig die Wege, auf welchen er sie erlange und wie er dieselbe am meisten und wirksamsten brauchen könne." Lob und Tadel, Prämien, Wettkämpfe mußten die Schüler und die Einzelnen in Bewegung und Aufregung setzen und zum heißesten Wetteifer anspornen. Die Magister wußten oft die jungen Leute in einer Weise wider einander aufzuhetzen, daß sie nahe daran waren, sich zu packen und in's Gesicht zu fahren. Der Magister hatte ausdrücklich die Weisung, diese Art Uebungen nicht als ein bloßes Spiel, sondern als sein eigenstes und wichtigstes Geschäft zu betreiben. Um den Wettstreit zu vervollständigen, wurden eigene Magistrate, Prätoren, Censoren, Decurionen gewählt, je nach den Resultaten, die am Ende des Monats sich herausstellten. Wer am besten Latein geschrieben hatte, erhielt die höchste Magistratswürde. Zuweilen theilte man die Schulen in zwei Parteien, Römer und Carthager, Griechen und Trojaner, jede hatte dann ihre besonderen An-

führer und Vorsteher, jeder Schüler seinen Mann, seinen Nebenbuhler. Die höchsten Obrigkeiten nahmen natürlich den ersten Platz ein, sie zeichneten sich aus durch einen vergoldeten Schlüssel, der an einem schönen Band über die Brust herabhing, sowie durch eine kostbar gebundene Matrikel. Die Concertationen oder Wettstreite bestanden nun vor Allem darin, daß die Nebenbuhler sich gegenseitig Fragen vorlegten, förmliche Herausforderungen fanden dabei statt, wobei dann ein einfacher Schüler den andern oder ein Magistrat den andern fragte, worauf er dann, im Falle des Sieges, dessen Würde oder einen andern Preis als Siegeszeichen erhielt. Wer in drei Fächern prämiirt wurde, war dabei so glücklich, mit einem Tusch begrüßt zu werden, den die Zöglinge in dem Pensionat zu Freiburg nach Schweizer Sitte zum Zeichen ihrer Zustimmung mit einem donnernden Füßestampfen begleiteten. Diese Wettkämpfe wurden soweit ausgedehnt, daß sie zwischen ganzen Klassen geführt wurden, sie hatten ihre bestimmten Stunden und Tage und wurden besonders vor Festen gehalten. Außerdem wurde der Wetteifer gereizt durch Aufzeichnung besserer Leistungen auf besondern Tafeln zum ewigen Ruhm, durch monatliche Ablesung dessen, was gut ausgefallen ist, durch Eintragung von Fehlern in besondere Censurbücher, aus denen die Namen zu Zeiten abgelesen werden, durch Aufstellung der sogenannten Höllenleiter, einer Art Schandbank. Hiezu kamen noch großartige Prüfungen und Preisvertheilungen; am Schluß des Studienjahrs im September ist jedesmal die öffentliche Preisvertheilung, die vor allem Volk mit größtem Pomp gehalten wird, ihr geht ein Schauspiel voraus, die Aufführung einer von einem Lehrer geleiteten Tragödie oder Comödie. Die Namen der Sieger werden öffentlich verkündigt. Ein eigenthümliches Prämium besteht neben den Ehrenstellen in der Schule in der Befreiung von gewissen Strafen oder Aufgaben, in dem Recht, für Mitschüler Fürbitte einzulegen u. dgl.

Man sieht, wie hier die absichtliche Anstachelung einer niedrigen und verderblichen Leidenschaft als Hauptunterrichtsmittel gebraucht wird. Auf diesem Wege mußten die Herzen der Zöglinge von vornherein aufs schlimmste verderbt werden. Es wurden dadurch die bösen Geister des Neides, der Mißgunst, der Eitelkeit und Menschenverachtung in den Herzen der Knaben und Jünglinge erweckt, die Wahrheit und Wissenschaft wurde dadurch von ihrer erhabenen Höhe herabgerissen und zu einem gemeinen Mittel erniedrigt, durch das man zu äußerlicher Ehre und Auszeichnung gelangen konnte. Kein Wunder, daß unter den Schülern selbst ein zutrauliches und freundschaftliches Verhältniß nicht Platz greifen konnte, freilich wollten das die Jesuitenhäupter selbst nicht, vielmehr sollte jeder Jesuitenschüler immer und überall der Aufpasser des andern sein. Man kann sich vorstellen, welchen schlimmen Einfluß die Aufreizung des Ehrgeizes auf die Gemüther der Jesuiten und ihrer Zöglinge noch weit über die Schule hinaus im Leben haben mußte. In ihren kirchlichen und politischen Streitigkeiten und Intriguen ist die Ehrsucht und Herrschsucht immer des Breitesten hervorgetreten.

Man kann sich denken, wie es unter solchen Umständen mit dem Unterricht in religiösen und moralischen Grundsätzen stehen mußte. Die Religion bestand und besteht den Jesuiten vor Allem in den sog. guten Werken, denn diese machen ja die katholische Frömmigkeit wesentlich aus. Wallfahrten, Marienandachten, Kasteiungen, Messehören, Theilnahme an Bruderschaften (Sodalitäten), Bilderverehrung, Reliquiendienst, waren die Punkte, auf die man am meisten Gewicht legte. Nur muß dabei bemerkt werden, daß es mit den Kasteiungen nicht so ernstlich gemeint war; sintemalen man die vornehmen jungen Herren mit Büßungen nicht allzusehr plagen wollte, höchstens wurden hie und da Selbstgeißelungen angewendet, die aber schmerzlos waren und mehr nur als Form und zum Schein vorgenommen wurden. Auf was also

besonders gesehen wurde, das war die Abrichtung zu den guten Werken. Diese Abrichtung wurde dann auch im ausgedehntesten Maße betrieben, und je nach der Fertigkeit darin die Frömmigkeit des Jünglings bemessen. Die Jesuiten haben in diesen Dingen sogar viele neue Ceremonien und Formen wieder eingeführt, die veraltet waren; bis auf die geringsten Kleinigkeiten wurde dabei Rücksicht genommen. Der Unterricht in der christlichen Religion selbst bestand in Eintrichterung und Auswendiglernen der katholischen Glaubenslehren und Satzungen, die immer und immer wieder vorgenommen und einexercirt wurden. Die Erläuterung des Gegenstandes war immer die Nebensache, das Dogma sollte einfach angenommen, geglaubt und festgehalten werden. Ein Nachdenken oder gar ein Zweifeln oder Philosophiren darüber war nicht gestattet, an einer Anregung dazu fehlte es vollends ganz. Daß unter solchen Umständen die Lehren nicht belebend auf die Herzen, nicht stärkend auf den Willen wirken konnten, braucht nicht erst gesagt zu werden. Es handelte sich immer nur um ein starres Wissen, das eben wie ein Kieselstein unverdaut in dem Magen der Schüler liegen blieb. Aecht katholisch ist es daher nach dem Bisherigen, daß die Jesuitenschüler täglich dem Gottesdienst beiwohnen mußten, der bei allen feierlichen Gelegenheiten in einer so sinnenreizenden Weise eingerichtet war, daß er nothwendig auf jugendliche Gemüther einen bezaubernden Eindruck machen mußte. Die überladene Pracht der Jesuitenkirchen ist bekannt. Die schönsten Jünglinge bildeten den Levitenchor; es war ein Vorzug, zu demselben zu gehören. Im Pensionat zu Freiburg hatten sie an gewissen Tagen ihre eigenen Uebungen. In der Kirche erschienen sie in langen rothen Talaren, in der Mitte der Ceremonienmeister; ein Meer von Kerzen umstrahlte den Altar, auserwählte Sänger- und Musikchöre begleiteten den Gottesdienst, den ein hochstehender Jesuit oder wohl der Bischof selbst leitete.

In und außer dem Gottesdienst hatten sie bestimmte Gebete an Gott und die Heiligen zu richten und zur Vermeidung des Ekels bald aus dem Buch, bald aus dem Gedächtniß zu recitiren, bald sogar im Geiste denkend zu vollziehen. Allen Gebeten ging die sogenannte Krone, das Officium und die Litanei der seligsten Jungfrau voran; es wurde nicht blos am Anfang und Schluß, sondern auch während der Schule, z. B. beim Schlag der Uhr, gebetet. Auch hier fand wieder die Reizung des Wetteifers und Ehrgeizes Platz; wer am meisten betet, wird ausgezeichnet, die Nachlässigen müssen länger beten, einer weiteren Messe beiwohnen u. dgl. Die sogenannten Marianischen Sodalitäten waren wesentlich auf das gemeinsame Beten gerichtet. Diese Gebetsgemeinschaften erstrecken sich vom Collegium romanum über alle Länder und erhalten auch noch die abgegangenen Schüler in der Gebetsgemeinschaft. In den Gebeten selbst spielte, wie sich versteht, die Anbetung der Heiligen die größte Rolle.

Vor Allem wurden natürlich die Heiligen verehrt, die als Patrone der Jugend galten, der hl. Joseph, die hl. Katharina, der hl. Cassian, Nicolaus, unser hl. Vater Ignatius, der hl. Aloysius, der hl. Stanislaus. Ueber allen aber stand, wie eine Göttin, die seligste Jungfrau Maria. Die Marienandachten waren immer am zahlreichsten. In der Kapelle des Jesuiteninstituts zu Freiburg war im Altar der Mutter Gottes ein Stücklein von ihrem Hemde zur Verehrung aufbewahrt. Am Fußgestelle des Bildes waren die Worte zu lesen: Mariae immaculatae conceptioni.

Die verschiedenen Abtheilungen oder Divisionen in den Jesuitenanstalten hatten wieder ihre besonderen Bruderschaften oder Congregationen; diese Congregationen hatten wieder ihre besonderen Andachten. Im Institut zu Freiburg bildete die erste Division der Zöglinge die Congregation zur hl. Mutter Gottes, die zweite die Congregation zum hl. Aloysius, die dritte die Congregation zu den hl. Schutzengeln. Die Con-

gregation der hl. Jungfrau hatte ihre eigene kleine, aber äußerst elegant geschmückte Kapelle. Alles strahlte in Damast, Seide, Sammt und Vergoldung, kostbare Teppiche bedeckten den Fußboden, Altar und Muttergottesbild waren mit Glanz und Pracht überladen. Wollte Jemand in die Congregation aufgenommen werden, so mußte er bereits drei Monate lang in der Pension gewesen sein; während dieser Zeit, in welcher der Präses, die Assistenten und Mitglieder der Congregation ihn genau beobachteten und erforschten, mußte er sich wohl aufgeführt haben. Zur Aufnahme war absolute Stimmenmehrheit erforderlich. Nach Anhörung der Messe und einer Exhortation Seitens des Pater-Minister knieten die Aufzunehmenden nieder mitten in der Kapelle. Sie schwuren, Maria zu verehren und gleiche Verehrung von allen ihren zukünftigen Untergebenen zu fordern; sodann wurden sie von dem Präses mit Handschlag und Umarmung in den Bund aufgenommen und empfingen aus der Hand des Pater-Minister die geweihte Hostie zur Besiegelung ihres Schwures. Die Mitglieder dieses großen Bundes hatten sich gegenseitig zu überwachen. Jede Gesetzesübertretung und unfromme Aeußerung wurde in den Versammlungen der Congregation vor dem gegenwärtigen Jesuiten-Minister aus Gewissenspflicht zur Anzeige gebracht. Es galt für entehrend, nach längerem Verweilen in der Pension der Congregation nicht anzugehören, man wurde darüber von den Andern mit scheelen Blicken betrachtet; nur Einzelne wurden nicht aufgenommen oder wollten nicht aufgenommen sein.

Die Congregation der heiligen Jungfrau Maria genügte jedoch den frommen Vätern nicht. Sie hatten noch eine andere gestiftet, die Congregation vom heiligen Scapulier. In diese wurden nur erprobte Pensionäre von reiferem Alter aufgenommen. Diese Bruderschaft gehörte zum Carmeliterorden; die Carmeliter tragen nämlich über ihrem weißen Talar einen breiten schwarzen Tuchstreifen, der vorn und

auf dem Rücken herabhängt und den Namen Scapulier führt. Diesen Streifen hat man für die Bruderschaft so beschnitten, daß er selbst nur noch aus zwei viereckigen Läppchen von der Größe eines Quadratzolles besteht, welche durch Bänder zusammenhängen und unter den Kleidern so zu tragen sind, daß das eine Läppchen auf die Brust, das andere auf den Rücken fällt. Von dem Tage der Aufnahme an hatte man weiter nichts zu thun, als die zwei Läppchen zu tragen und dafür zu sorgen, daß der Talisman nicht abfiel; man konnte das Scapulier von Zeit zu Zeit auch durch ein neues erneues ersetzen; außerdem hatte man alle Tage eine bestimmte Anzahl Ave Maria zu beten. Ueber den Ursprung dieser Bruderschaft spricht sich der Pater Maurel in einem zu Lyon mit Genehmigung des Erzbischofs vor wenigen Jahren erschienenen Buche also aus: „Die Verehrung, welche wir unserem Ordensgewande zollen, schreibt sich auf eine glänzende Erscheinung der Mutter Gottes zurück, mit welcher der Ordensgeneral der Karmeliter, der heilige Simon Stock, am 16. Juli des Jahres 1251 zu Cambridge in England begnadigt wurde. Die heilige Jungfrau weihte ihm ein Ordensgewand, das sie in ihren Händen hielt und sprach: „Mein Sohn, nimm dieses Gewand als Zeichen meines Ordens und zum Schutz gegen alle Gefahren. Jeder, der mit diesem Gewande bekleidet stirbt, wird der höllischen Verdammniß entrinnen." Gemäß dieser Offenbarung glaubten die Jesuitenzöglinge, daß Alle, die im Augenblick des Todes dieses Ordensgewand tragen, bei Gott begnadigt seien und den ewigen Flammen entgehen. Die Jesuiten fühlten sich nach ihrer eigenen Aussage glücklich, ein solches Schutzmittel gegen die Hölle zu besitzen, und jeden Abend vor Schlafengehen überzeugten sie sich, ob beide Scapulierläppchen noch fest an ihren Bändern hingen. Den Zöglingen zu Freiburg erzählte man folgende Geschichte, um sie, trotz dieser Sicherheitsmaßregel, fromm zu erhalten: Ein Jesuitenzögling war, nach-

dem er die Pension verlassen, in Ausschweifungen verfallen und hatte die edlen Grundsätze des Ordens vergessen. Seine Verirrungen kamen auch zu den Ohren der Jesuiten, die ihre Zöglinge auch nach ihrem Austritt noch im Auge behalten. So bemühte sich dann einer der Väter um dieses verirrte Schaf, aber vergebens. Der Jüngling wurde endlich schwer krank, der Pater drang in ihn, aber der Todtkranke widerstand ihm hartnäckig und brach endlich in die Worte aus: „Guter Pater, als ich noch in Ihrem Collegium Zögling war, wurde ich in die Bruderschaft vom heiligen Scapulier aufgenommen. Seit der Zeit trage ich das Scapulier sorgfältig und spreche die vorgeschriebenen Ave Maria jeden Tag. Die Väter haben mir damals gesagt, daß, wer mit diesem Scapulier bekleidet stirbt, nicht verdammt werden könne." Der Pater stutzte, dann entgegnete er: „Aber wie, wenn Sie im Todeskampf ringend sich die Bänder des Scapulier abreißen? Der Frevelmuth, den Sie zeigen, verdiente eine solche Strafe des Himmels!" „Wohlan, lieber Pater, da Sie so besorgt um mich sind, will ich von heute an die Scapulierlappen an meiner goldenen Uhrkette befestigt tragen." Wirklich ließ er das Scapulier so befestigen und trug es wie zuvor. Der Pater hörte nicht auf, ihn zu ermahnen, wurde aber ausgelacht. Der Kranke war dem Tode nahe, wollte aber nicht beichten, spottete über die Sterbesacramente und starb ruhig und sanft. Der Pater eilte herbei, begierig, zu erfahren, wie es gegangen sei, denn die Wunderkraft des Scapuliers stand ihm als Glaubensartikel fest; auf der andern Seite konnte er nicht glauben, daß ein solcher Mensch in den Himmel oder auch nur in's Fegfeuer aufgenommen werden könne. Als er sich jedoch zu der Leiche führen ließ, entdeckte er zu seinem Entsetzen, daß die starke goldene Kette zerrissen war und das Scapulier neben der Leiche des Verstorbenen lag. Diese Erzählung wurde von den Zöglingen geglaubt und machte den größten Eindruck. Man konnte da

Aeußerungen, wie die folgende, von der Kanzel hören: „Die Erlösung aus der höllischen Verdammniß ist durch die Verheißung der Himmelskönigin so gewißlich verbürgt, daß man entweder an der Erscheinung des Simon Stock zweifeln, oder zugeben muß, daß nächst den Glaubenswahrheiten es nichts Gewisseres in der Religion geben kann. Wir sind ja durch die Taufe sämmtlich Kinder der Maria geworden, sollten wir darum nicht dem von ihr verliehenen Ordensgewand alle jene Eigenschaften einer vollkommenen Gnadenmittheilung zuschreiben, wie sie nur der Maria zukommen?"

Auch durch Wunder wußten die Jesuiten auf die jungen Leute zu wirken. Wir wollen hier nur ein solches anführen. In dem Jesuitenpensionat zu Freiburg lebte ein junger Engländer, Namens Harry Clifford. Dieser Jüngling erkrankte an einem Fußübel, das Leiden verschlimmerte sich von Tag zu Tag, und die Besuche der Mitschüler bei ihm wurden verboten. Der Rektor verkündete endlich den betrübten Zöglingen, Clifford sei in Lebensgefahr, man beschloß daher, eine dreitägige Marienandacht zu halten, jeder Pater sollte in diesem Sinn eine Messe lesen, alle Zöglinge den Rosenkranz beten, beichten und communiciren. Tiefe Betrübniß herrschte im Hause, nur dann und wann äußerte ein Jesuit: „die Mutter Gottes vermag viel, sie kann und wird auch unserm Clifford helfen." Das heilige Stück Hemde der Gottesmutter wurde jetzt aus dem Altar genommen und von einigen Jesuiten feierlich auf die Krankenstube getragen. Sogleich verbreitete sich die Nachricht, es sei Besserung eingetreten. Gegen Mittag hieß es, Clifford sei genesen, er liege auf den Knieen dankend in der Kapelle der Congregation der Gottesmutter. Während der Recreation nach Tisch erschien Harry auf dem Spielplatz und trieb, um seine Gesundheit zu beweisen, mittelst des vor Kurzem noch kranken Fußes beim Ballspiel den Ballen in die Höhe bis unter das Dach, der ganze Hof hallte wieder von Jauchzen und dem Freudenruf: Vive Marie, vive la

sainte Vierge. Es wird bezeugt, daß Clifford eines absichtlichen Betrugs nicht fähig gewesen wäre; jedenfalls liegt aber hier ein Kunststück der Jesuiten vor.

Ein Hauptmittel der Jesuiten in ihrem Erziehungssystem war die Beichte. Die Jesuitenschüler mußten nämlich jeden Monat einmal und auch sonst bei einem Priester der Gesellschaft beichten. Dadurch kamen die jungen Leute vollständig in die Hände der Ordenspriester, wurden nach Leib und Seele vollständig von ihnen abhängig, ihre Sclaven. Was aber noch weit schlimmer ist, das Beichten wurde eine leere Form, man beichtete nach Büchern und Formularien, ja eine vollständige Schule des Lasters wurde der Beichtstuhl. Denn da erst erfuhren die jungen Leute eine Menge von Dingen, von denen sie zuvor keine Ahnung hatten, vollends wenn die Beichtiger selbst unwürdige Menschen waren, wie es eben leider nur zu oft vorkam. Ein Prediger rief einst in einer Predigt aus: „In ihren verfluchten Beichtwinkeln widerfährt der christlichen Keuschheit und Reinigkeit mehr Nachtheil, denn in keinem Hurenhause der Welt; was das arme unschuldige Kind in seinem Fleisch noch nicht empfunden hat, das wird ihm da eingebildet."

Daß in der Jesuitenerziehung die confessionelle Seite nicht fehlen konnte, ergibt sich von selbst, denn der Kampf gegen alle Andersdenkende war ja Zweck des Ordens. Abscheu und Haß gegen die Ketzer wurde daher den Zöglingen ganz besonders eingepflanzt. Welche Meinung die jungen Leute auf diesem Wege von den Protestanten bekommen, wie sie gegen sie fanatisirt werden mußten als gegen die Feinde Gottes und der Kirche, läßt sich vermuthen. Die Jesuitenzöglinge durften bei keiner Hinrichtung anwesend sein, aber bei der Hinrichtung von Ketzern mußten sie ausdrücklich erscheinen.

Hält man sich das bisher Gesagte lebhaft vor Augen, die ganze mechanische Erziehungsweise, die starre Unterrichtsmethode, den rein dogmatischen Religionsunterricht, die inhalts-

losen Werke, so wird man wahrlich nicht glauben können, daß die Jesuiten aus ihren Zöglingen moralisch gute Menschen gemacht haben. Die laxe Moral der Jesuiten, von der wir an einem andern Orte sprechen, mußte auch hier ihre Früchte tragen. Man wußte die vornehmen jungen Herren so mild als möglich zu behandeln, damit ihnen doch ja Alles recht leicht werde. Die gröbsten Verfehlungen wurden mit auffallender Milde geahndet; ja man hatte sogar das eigene System der Prügelknaben, indem man ärmere Knaben zum abschreckenden Beispiel für Einzelne und ganze Klassen züchtigte. Die Strafen sind fast immer Ehrenstrafen. Bei körperlichen Züchtigungen wurde ein besonderer Correktor verwendet, der aber nicht aus der Gesellschaft sein durfte. Kleinigkeiten wurden zuweilen streng bestraft, aber nur zum Schein, um den Ruf des Ordens zu bewahren, Regel war dies nicht. Die Strafen bestanden in öffentlichen Verweisen, Abschreiben u. dgl. Schulstrafen, sodann in Stockstreichen, Carcer, Relegation. Wenn bei älteren Zöglingen Ermahnungen nicht fruchteten, wurden sie fortgeschickt. In Freiburg und anderwärts wurde die Execution der Stockhiebe in einer dunkeln Dachkammer von einem maskirten Diener vollzogen.

Grundlage der Disciplin war eine polizeimäßige Aufsicht über die Zöglinge bei Tag und Nacht, an allen Orten, in den Arbeitssälen, Lehrsälen und Schlafsälen, beim Spiel und auf dem Spaziergang. Die Schüler selbst mußten einander gegenseitig beobachten und beaufsichtigen und Alles wieder an die Oberen berichten, sich selbst hatte ebenso jeder wieder zu beobachten, um es zu beichten. So wurden die jungen Leute vorzüglich in der Tugend der Unterordnung, des Gehorsams gewöhnt und dressirt, so in der Selbstdemüthigung, so auch in der Selbstentwürdigung und Angeberei. Der Gehorsam galt den Jesuiten als die erste Tugend. Blind und willenlos, ohne zu denken, ohne zu fragen soll der Jesuit gehorchen; wie ein Leichnam (dieses Wort wurde ausdrücklich

gebraucht), muß er sich dem Befehl des Oberen gegenüber verhalten; nur wenn der Obere eine offenbare Sünde von ihm fordert, darf er den Gehorsam verweigern. Wenn er aber den Befehl gar nicht prüfen darf und „wie ein Cadaver" ist in den Händen des Vorgesetzten, so hat er keine Wahl und muß also auch gehorchen, wenn eine Sünde verlangt wird, denn der Ungehorsam ist eine Todsünde. Man streitet über eine Stelle in den Constitutionen, ob nach derselben der Jesuit auch zu gehorchen habe, wenn ihm eine Sünde befohlen wird. Jedenfalls ist soviel sicher, daß wer wie ein Leichnam sich verhält, wer einem Stabe gleich sein soll in den Händen seines Oberen, daß der auch Sünden thut und thun muß aus Gehorsam. Der Gehorsam des Jesuiten sollte ferner nicht blos ein Gehorsam der That nach, sondern eine vollkommene Unterordnung des Denkens und Wollens sein, des Urtheils und des Wissens; wenn der Untergebene Etwas besser versteht und besser weiß, soll er es doch nicht wissen, geschweige geltend machen, wenn es der Obere nicht will. Man sieht, daß durch diese Uebung des Gehorsams systematisch jede Persönlichkeit, alle Freiheit, alles eigene Wollen und Denken vernichtet wurde. Der Jesuit wird so nicht blos ein Werkzeug in den Händen des Ordens, sondern er muß selbst mit der Zeit innerlich völlig blind werden. Es ist hier ein zugleich geistlicher und soldatischer Gehorsam. Um diesen Gehorsam zu Stande zu bringen, wurden alle nur erdenklichen Mittel angewendet. Man kann sich vorstellen, daß sich nicht wenige Novizen und Schüler anfangs nicht fügten. Aber die Jesuiten wußten gleichwohl Alles zu Stande zu bringen, Weichliche abzuhärten, Träge anzustacheln, Hartnäckige lenksam, Unschlüssige fest zu machen, sie wußten die Leute mit einem wahren Zauber zu umstricken. Hiebei lasse man nicht aus den Augen, daß sie die Leute immer und überall nach derselben Schablone, nach ihrer eigenen Ordnung, nach sich selbst bildeten, unterrichteten und dressirten, und daß

sich aus diesen Schülern und Novizen eine ganze große Armee in allen Welttheilen immer wieder von Neuem rekrutirte. Bei Allem dem war die Disciplin in den Jesuitenanstalten keineswegs übertrieben streng, wie wir schon oben gesehen haben. Die Dressur, nicht die gute Sitte, das äußere, nicht das innere Gesetz war Alles. Schon die bloße Willenlosigkeit, die Erdrosselung alles Selbstdenkens und Selbstwollens ist eine Unsittlichkeit und mußte unsittliche Menschen machen. Der Sittenzustand, der in dem Jesuitenorden herrschte und noch herrscht, wird daher immer als ein höchst bedenklicher bezeichnet. Nicht blos Herrschsucht, Ehrgeiz, Frömmelei, Angeberei wurde groß gezogen, noch weit ärgere Laster wurden dort gehegt. Die Sünde der Knabenschändung soll in den Jesuitenanstalten zu gewissen Zeiten in grauenerregendem Grade geherrscht haben. Schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurde behauptet, Päderastie sei ein Vergehen, das täglich vorkomme, sämmtliche Collegien seien davon befleckt. Von Ritter Lang in seinem Büchlein Jacobi Morelli S. J. Amores, München 1815, sind unwiderlegliche Beweise des scandalösesten Mißbrauchs von Jesuitenzöglingen beigebracht. Die Mißbrauchten trugen meist bekannte adelige Namen. Die Schriftstücke, die Ritter Lang beibringt, sind von den bei den Scandalen mitagirenden Personen unterstützt und bitten sie darin ausdrücklich, daß die Väter der Gesellschaft ihres Rufes schonen und ihre Namen verschweigen möchten. Ritter Lang zählt eine lange Reihe von Jesuiten auf mit Angabe von Namen und Datum vom Jahr 1650 bis 1723, die wegen Unzucht, vor Allem aber wegen Knabenschändung bestraft wurden und erklärt ausdrücklich in der Vorrede, daß er noch Hunderte von derartigen Verbrechern anführen könnte. Man schaudert, wenn man diese Berichte liest, man weiß nicht, soll man staunen über die Frechheit und Abscheulichkeit der Jesuiten, die die ihnen anvertrauten Söhne mißbrauchen oder soll man sich betrüben über die Schande, Jammer und Verderben, die

sie über die jungen Leute brachten, von denen sie immer die schönsten am ehesten für ihre Schändlichkeiten mißbrauchten. Knaben sagten aus, daß die Jesuiten oft unmittelbar nach dem schändlichen Act die Messe dargebracht und das Allerheiligste in Händen gehabt, sie ihrerseits befürchtet hätten, der Blitz vom Himmel werde sie erschlagen. Sogar Opfer wurden den Geschändeten versprochen und Sühne am Altar, wenn sie sich hingeben und schweigen. Natürlich wurde von den Jesuitenoberen alles Mögliche aufgeboten, um das Aergerniß zu verschweigen. Ja die Mißbrauchten wagten es meist gar nicht, zu sprechen, weil sie vergiftet oder wie sie ausdrücklich sagten, massacrirt zu werden fürchteten. Man kam und kommt jetzt noch dergleichen abscheulichen Greueln nur langsam auf die Spur, weil die katholischen Priester im Beichtstuhl eine ungeheuere Gewalt über die Menschen, besonders über die jungen Leute erhalten und ihnen die Hölle heiß genug zu machen wissen, wenn sie nicht schweigen. Indessen hat man von Zeit zu Zeit Spuren der Greuel entdeckt, die in den Jesuitencollegien getrieben werden. In neuester Zeit sind dergleichen Abscheulichkeiten unter den Ignorantelli in Italien entdeckt worden. Diese Ignorantelli, in Frankreich frères ignorantins, in Deutschland Brüder der christlichen Lehre und Schulen genannt, sind ein Zweig des Jesuitenordens, sie haben die Aufgabe, hauptsächlich die künftigen Volksschullehrer zu bilden und das niedere Volk unentgeldlich zu unterrichten, besonders in den Lehren der katholischen Kirche. In unsern Tagen haben sie eine große Anzahl Häuser, besonders in Frankreich, inne, auch in Deutschland schleichen sie umher, um überall für den Jesuitismus und Rom Anhänger, vor Allem unter dem unwissenden Volk zu werben. Nicht weniger als zwanzig Zöglinge der Ignorantelli haben neuestens gegen sie die compromittirendsten Aussagen gemacht. Im höchsten Grade gravirend ist die Aussage eines derselben, den seine Eltern aus der Anstalt zurückzogen, nachdem sie schon vorher von

dem wüsten Treiben der Brüder benachrichtigt worden waren. Bevor der junge Mensch das Convict verließ, wurde er von den frommen Brüdern in die Kirche gebracht, wo sie ihn in priesterlicher Kleidung mit angebrannten Kerzen umgaben und ihn, die Hand auf dem Evangelium, schwören ließen, daß er nie und nimmer etwas sagen wolle von dem, was zwischen ihm und einem oder mehreren der Brüder vorgekommen sei. Auch aus der Jesuitenanstalt zu Freiburg mußten seiner Zeit Zöglinge entlassen werden wegen dieser Sünde. Besonders waren es die leichter erregbaren Franzosen, die dazu hinneigten.

Es läßt sich begreifen, daß die Jesuiten und ihre Oberen diese schändlichen Verbrechen auf jede Weise zu vertuschen und zu verbergen suchten, geradezu empörend ist es jedoch, wenn man erfährt, mit welcher Milde sie dergleichen Vergehungen gewöhnlich bestraften. Die Strafe bestand einfach in Versetzung in eine andere Anstalt. Der Pater Adam Herler zu Constanz wurde überwiesen, sieben Knaben geschändet zu haben, dafür wurde er in ein anderes Collegium geschickt, wo er seine Laster fortsetzte. Nun wurde er zwar aus dem Orden entlassen, aber nur, um in den Orden der regulirten Augustiner-Chorherren einzutreten. (So geschehen im Jahr 1657.) Ein Jesuit Namens Victor Wagner wurde wegen zahlreicher Knabenschändungen, die er zu München verübt, nach Luzern geschickt, um die Stelle eines andern Jesuiten Namens Ignatius Morell einzunehmen, der wegen desselben Verbrechens entlassen worden war. In Luzern aber erfrechte er sich, nicht weniger als neun Knaben auf dem Katheder zu schänden, während die andern zusahen, und noch dazu öffentlich zu lehren, es sei das keine Sünde. Der Pater Rector wußte die Sache zu vertuschen, der Knabenschänder mußte dem heiligen Franz Xaver geloben, täglich ein Cilicium zu tragen. Das war die ganze Strafe. (So geschehen im Jahr 1678.) Wenn auch ein Jesuit wegen solcher Schändlichkeiten aus dem Orden entlassen wurde, so geschah dies

nur zum Schein. In Kurzem wurde er wieder aufgenommen. Der obgenannte Pater Jakob Morell, der im Jahr 1698 aus dem Orden gestoßen wurde, war im Jahr 1725 doch noch wirkliches Mitglied desselben. Man wollte eben nur dem schlimmen Eindruck begegnen, im Uebrigen scheint man sich nicht viel aus diesen Abscheulichkeiten gemacht zu haben.

Fragt man sich, wie die Jesuiten die zum Opfer ausersehenen Knaben so weit bringen konnten, sich ihren wilden Gelüsten hinzugeben, so entdeckt man, daß sie sie zunächst anleiteten, sich aneinander selbst zu vergehen, um dann selbst an sie kommen zu können. Sodann erläuterten sie ihnen, daß hier keine Sünde vorliege, denn man dürfe sich jeder sinnlichen Regung und Lust hingeben, ohne daß man deßwegen sündige, so lange der Wille nicht einstimme. Es ist dies die Lehre vom Quietismus, die der Orden angenommen hatte, weil sie für seine Zwecke sehr bequem war.

Wenn die Zuchtlosigkeit innerhalb des Jesuitenordens einen solchen Höhepunkt erreichen konnte, daß alle Scheu und Scham aufhörte, und die Schüler diesen und jenen ihrer Comilitonen offen als Demoiselle vor diesem oder jenem Magister bezeichnen konnten, so wird man Schlüsse machen können auf den sonstigen moralischen Zustand unter den Zöglingen. Die Zucht war nur andressirt und darum äußerer Schein und Firniß. Bei jeder Gelegenheit brach daher die innere Zuchtlosigkeit und Unbändigkeit hervor. Die Bescheidenheit und Sittsamkeit der Zöglinge war ein Lack, mit dem sie übertüncht waren, der keinem Versuch zu widerstehen vermochte. In der That wurde den Zöglingen auch geradezu Alles zugelassen außerhalb der Schule, so pedantisch sie in dieser behandelt wurden. Das Publikum, das mit ihnen in Berührung kam, hat sich daher stets auf's bitterste über sie beklagt, konnte aber nie Ruhe oder Satisfaction bekommen, weil die Oberen die jungen Leute stets schützten,

oder in einer Weise straften, die keinen Eindruck machte, vielmehr wußten sie, wie ein schlechter Vater, auch den empörendsten Muthwillen ihrer Zöglinge stets zu bemänteln.

Im Jahr 1665 hatte die Zuchtlosigkeit der Schüler in den Jesuitenanstalten in Bayern in einer fürchterlichen Weise überhand genommen. Excesse aller Art wurden begangen, besonders in Folge des ungebührlichen Waffentragens; bei Tag und Nacht war man vor dem Unfug der Jesuitenbuben nicht sicher. Endlich erließ der damalige Kurfürst Ferdinand Maria an den Pater Provinzial den Befehl, alle schlimmen Subjekte aus den bayerischen Gymnasien seines Ordens auszuweisen, das half aber Nichts; vielmehr mußte der Erlaß in Kurzem wieder erneuert werden. Das Domkapitel zu Augsburg sah sich im Jahre 1681 veranlaßt, dem kurpfälzischen Prinzen Alexander Siegmund, der von ihm zum Coadjutor des Bischofs Johann Christof erwählt war, in der mit ihm abgeschlossenen Kapitulation auch die Bedingung vorzulegen, daß die Patres der Universität und des Convicts zu Dillingen ermahnt werden sollen, im Verein mit den bischöflischen Behörden nachdrücklichst daran zu arbeiten, daß das tägliche und nächtliche Lärmen, die gefährlichen Tumulte, das Zusammenlaufen, wie auch andere Excesse abgestellt und die Schuldigen bestraft werden, damit endlich den unleidlichen Mißbräuchen und Ausschweifungen ein Ende gemacht werde. Studenten, die bei einem Tumult oder andern aufrührerischen Vorgängen ertappt werden, sollen von den Dienern des Bischofs gefangen, mit Stricken gebunden und ins Gefängniß geworfen werden, ja mitten aus der Akademie sollten sie herausgeholt werden. Ausdrücklich wurde dabei bemerkt, man habe die Erfahrung gemacht, daß die diesen Anstalten von Kaisern und Päpsten verliehenen Privilegien zum Nachtheil der akademischen Disciplin übel ausgelegt und ungebührlich ausgedehnt worden, und daß die Akademie und das Convict zu Dillingen auswärts durch die

Tumulte und aufrührerischen Vorgänge in den übelsten Geruch gekommen seien.

Noch im Jahr 1718 verübten die Jesuitenschüler in Augsburg, wo sie ein Lyceum und Gymnasium hatten, fürchterliche Excesse gegen einen Wirth, widersetzten sich den Behörden und dem herbeigerufenen Militär, so daß von den Waffen Gebrauch gemacht werden mußte. Ein Jesuitenzögling blieb todt auf dem Platze, mehrere wurden verwundet, die übrigen verhaftet oder zersprengt, der gemeine Pöbel hatte sich an diesem Exceß betheiligt und Häuser demolirt. Nur mit Mühe konnte man nach drei Tagen, nachdem sogar Kanonen aufgeführt worden waren, des Unfugs Meister werden. Solches konnte geschehen, ohne daß die Oberen der Jesuitenschüler Miene machten, dem Unfug zu steuern. Eine ganz besondere Brutalität entwickelten die Jesuitenschüler in Polen gegen die Protestanten. In den Jahren 1606 und 7 kamen zu Krakau, 1611 und 1616 in Posen die schändlichsten Excesse vor und zu dem schändlichen „Blutgericht zu Thorn" im Jahr 1724 hat ebenfalls ein jesuitischer Schulknabe die erste Veranlassung gegeben. Die Jesuitenschüler fingen mit Schülern des protestantischen Gymnasiums bei Gelegenheit einer Procession Händel an. Daraus entstanden die größten Ausschweifungen, die die ganze Bevölkerung in Aufruhr brachten. Die Jesuiten hatten die Uebermacht und wußten die Regierung in ihr Interesse zu ziehen, die nun die Protestanten in barbarischer Weise bestrafte, eine Reihe von Hinrichtungen und Confiskationen vornahm ꝛc. Daher der Namen: Blutgericht von Thorn. Alle diese Greuel hatten ihren letzten Ausgangspunkt in den Jesuitenschulen.

Man könnte meinen, es stimme dieses Verhalten schlecht überein mit der jesuitischen Disziplin, die doch sonst nicht blos ziemlich steifer und pedantischer Natur war, sondern Bescheidenheit und Anstand ausdrücklich forderte. Der

Jesuit sollte sich einer schönen Aussprache befleißen, sich angenehm zu benehmen wissen, eine schöne Handschrift schreiben, den Kopf mäßig vorgebeugt halten, die Lippen nicht zusammenpressen, die Unterlippe nicht herunterhängen lassen, auf Spaziergängen nicht laut reden oder lachen. Gleichwohl war es Grundsatz der Väter, nie zu große Strenge zu üben. Es wurde daher auch mit vollem Bedacht für das Wohlbehagen und Vergnügen der Zöglinge gesorgt. Mummereien, Spiele, gymnastische Uebungen, Musik, Tänze, Fecht- und Reitübungen, sogar Ruderübungen wurden vorgenommen. Fast jedes Kollegium hatte ein geräumiges Landhaus zum Sommervergnügen. Den jungen Adel suchte man auf jede Weise anzuziehen und erlaubte ihm daher auch die adeligen Vergnügungen und Passionen. Die Kost, die ihnen gereicht wurde, war vortrefflich und alle übrigen Lebensbedürfnisse in reichem Maße vorhanden, die Zimmer vielfach mit verschwenderischem Luxus ausgestattet. Die Kleidung war meist nicht blos reinlich und hübsch, sondern sogar glänzend und auf die Eitelkeit berechnet. In Palermo trugen die Zöglinge des collegio nobile blaue Uniformen, seidene Strümpfe, kurze weiße mit Gold besetzte Beinkleider, einen dreieckigen Hut; die ausgezeichneten Schüler trugen ein blaues Band, eine Lilie am blauen, oder als höhere Auszeichnung eine Lilie am rothen Band. Man versuchte Alles, um den Zöglingen ihren Aufenthalt angenehm zu machen, zugleich aber auch ihnen Lebensart und Gewandtheit im Auftreten beizubringen. Hiezu diente ganz besonders das Schauspiel. Beim Schluß des Schuljahrs oder auch sonst bei festlichen Gelegenheiten fanden solche Aufführungen öffentlich vor dem Publikum statt. Der Text war immer lateinisch. Diese Dramen waren von den Jesuiten selbst verfertigt, jeder Scholastiker mußte als specimen eruditionis, als Probe seiner Gelehrsamkeit, ein solches verfertigen und dem Studienpräfekten vorlegen. Danach wurde er beurtheilt. Man kann sich vorstellen, was dabei

für Dramen zu Stande kamen. Der Inhalt bezog sich meist auf die biblische Geschichte, Heiligen- und Märtyrerlegenden, später kamen auch eigentliche Lustspiele, Possen und Opern auf, auch die Tagesgeschichte wurde hereingezogen. Die Schauspiele enthielten oft sehr wunderliche Dinge; so wurde noch im Jahr 1753 ein Schauspiel aufgeführt, unter dem Titel: „Toma oder der zu Ehren der Mutter Gottes abgeschnittene und derselben zu einer Perrücke verehrte wunderschöne Haarzopf." In den Stücken traten Drachen und Teufel auf. Die Hölle spielt eine große Rolle; schon im Jahr 1577 entlehnte die Bürgerschaft zu Speyer die Hölle der Jesuiten, die sie in ihren Comödien gebrauchten; bei der Aufführung soll dann die Hölle wirklich in Feuer aufgegangen sein und ein armer Teufel, der sich nicht schnell genug davon machte, das Ohr verloren haben. Dann sollten die Bürger von Speyer den Jesuiten eine neue Hölle machen, worüber viele Klagen entstanden. Im Uebrigen war der Inhalt durchweg äußerst schaal und leer. Das Ganze war Nichts als eine Mummerei, bei der man mit Dekorationen, Tänzen, Maskeraden und geistlichem Maulheldenthum zu glänzen und zu imponiren suchte. Es ist gar nicht denkbar, daß durch diese Spiele ein erhebender Eindruck auf die Seelen der Zöglinge gemacht worden wäre. Es war eben nur die höchste Potenz des Blendwerks, das bei den Jesuiten durch Alles hindurchging. Daß die Jesuiten auch in der Kunst nur innerlich hohle Gebilde zu Stande zu bringen vermochten, ist ein neuer Beweis der Flachheit, die ihnen in Allem anhängt.

Fragen wir nach den Erfolgen und Resultaten der jesuitischen Erziehung, so werden dieselben freilich von den Freunden derselben unendlich hoch angeschlagen. Die Freunde sind, wie sich versteht, Anhänger der Reaktion, der Autorität und Hierarchie und solche gibt es bekanntlich auch unter den Protestanten. Man sollte den Eifer der Jesuiten, ihre Kunst,

die Jugend anzuziehen, den Unterricht angenehm zu machen, ihre Sprachfertigkeit, die Vermeidung jedes Uebermaßes geistiger Arbeit für Lehrer und Schüler, die Uebung des Gedächtnisses, die Beachtung des Anstands, die Ordnung in ihren Anstalten, die Wohlfeilheit in denselben 2c., ihre Methode, ihre literarischen Erfolge, ihre Gelehrsamkeit, ihre Frömmigkeit, ihre Kirchlichkeit, ihren Conservatismus anerkennen; man wußte hervorzuheben, daß sie sich nicht blos als Theologen, Philosophen, Asceten ausgezeichnet haben, sondern auch als Alterthumsforscher, Geschichtschreiber, Uebersetzer, Journalisten, Dichter, Mathematiker, Mechaniker, Astronomen, Chemiker, Botaniker 2c.; man wußte die Namen berühmter Männer aufzuzählen, die aus dem Orden hervorgegangen sind. Geister wie Descartes, Corneille, Crebillon, Fontenelle, Molière, Voltaire, Balde, Mariana, Lamoignon, Seguier, d'Argenson, Montesquieu, Molé, Flechier, Bossuet, Fleury, Tencin, Villars, Luxenburg, Montmorency, Rohan, Bouillon, Condé, Broglio. Vor Allem hat man, wie sich versteht, die Thätigkeit der Jesuiten hervorgehoben, die sie durch ihren Unterricht gegenüber dem Protestantismus entwickelten, ja man hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Jesuiten eine Macht geworden seien, nicht blos gegenüber dem Protestantismus, sondern auch gegenüber dem Unglauben; als sein größtes Verdienst galt aber immer, daß er die katholische Kirche neu gestärkt und vor Erschlaffung bewahrt habe. Man konnte seiner Zeit bei der Aufhebung des Ordens Stimmen vernehmen, die da zu behaupten wagten, die Welt, vor Allem die Schulen und die Kirche haben durch die Aufhebung des Ordens einen unersetzlichen Verlust erlitten und das Erziehungswesen habe sich seit ihrem Sturz nie mehr erholt.

Im Jahr 1625 erschien zu Bordeaux eine Schrift unter dem Titel: de las enfermedades de la Compania de Jesus. Diese Schrift, in spanischer Sprache herausgegeben,

wurde in die französische, italienische und lateinische Sprache übersetzt und dem berüchtigten spanischen Jesuiten Juan Mariana † 1624 zugeschrieben. Dieser Jesuit sagt u. A.: In keinen Orden treten so viele treffliche Köpfe und in keinem hat man so viel Muse zum studiren, dennoch werden nur sehr wenige Glieder desselben tüchtige Gelehrte. Er hat keinen ausgezeichneten Prediger, keinen großen Theologen, keinen Humanisten aufzuweisen. Daß in Spanien so große Barbarei herrscht, ist besonders dem Erziehungssystem der Jesuiten zu danken. Wüßte man, welchen großen Schaden dieses verursacht, man würde uns Jesuiten aus den Schulen jagen.

Der Jesuitenorden war auf keinem Gebiete schöpferisch, am wenigsten auf dem der Jugenderziehung. Man hat so viel von der Unterrichtsmethode der Jesuiten gesprochen; aber nicht einmal in diesem Punkt haben sie Neues geleistet. Alles war Dressur. Sie haben sich einfach an die mittelalterliche Methode angeschlossen, an das Trivium: Grammatik, Rhetorik und Dialectik, und von den protestantischen Humanistenschulen des 16. Jahrhunderts aufgenommen, was in ihr System paßte. Daher kommen auch die Berührungspunkte zwischen den Jesuitenschulen und den ursprünglichen protestantischen Gymnasien und Lyceen, obwohl der Unterschied in Wahrheit so groß war, wie der zwischen Protestant und Jesuit.

In den Jesuitenschulen war eine ungeheure Gedankenleere. Ja, diese Leerheit war sogar wohl berechnet. Denn es wurde nie das Denken und die vernünftige Anschauung der Dinge geübt. Trotz allem Fleiß, sogar in ihren gelehrtesten Werken, kamen sie über diese Leerheit nie hinaus. Daher kam die geistige Verödung und der dem Katholicismus ohnedies eigene Formalismus obenan, wo sie hinkamen. Ganze Länderstriche haben sie auf diese Weise durch ihre eigene innere Leerheit und ihren Formendienst geradezu ver-

heert. Nichts aber ist schrecklicher, als die Oede der Seele. Rechnet man wirklich Alles zu Allem, was die Jesuiten geleistet haben, so ist das Ergebniß ein äußerst geringes, trotz dem ungeheuren Staub, der aufgeworfen, und den Bibliotheken, die von den sog. Gelehrten des Ordens zusammengeschrieben wurden.

Die Politik der Jesuiten.

Dem Jesuitenorden war, wie wir wissen, jedes Mittel recht, das zum Ziel der Verherrlichung der Hierarchie führen konnte; erklärlich daher, daß sie sich unter solchen Umständen nicht blos im Gebiet der Kirche und ihrer Satzungen hielten, sondern auf das Gebiet des Staates, der Politik, übertraten. Die Jesuiten wurden Handelsleute und Soldaten; in allen Weltgegenden trieben sie Klein- und Großhandel, im dreißigjährigen Kriege schnallten sie den Cuiraß über die Soutane und fochten, ausgerüstet mit mathematischen Kenntnissen, als Ingenieure. Aber dabei blieben sie nicht stehen, sie mischten sich in die großen und kleinen Staatsactionen, wußten sich in den Cabinetten und Salons einzuschleichen und festzusetzen und aus den Boudoirs der Fürstinnen und Maitressen ihre Netze zu werfen. Ihre Wirksamkeit, die sie als Beichtväter der Fürsten solchergestalt entfalten konnten, liegt auf der Hand. Die größten Herrscher Europas, die Ferdinande von Oesterreich, und die Ludwige von Frankreich lagen zu ihren Füßen. Wie sie sich auf diese Weise Einfluß und Macht zu sichern verstanden, so wußten sie auch ihre Grundsätze in ein System zu bringen, ein System, das immer wieder auf die Hebung der Hierarchie zielte, das sie darum bis auf diese Stunde in all ihren Schriften und Vorträgen, je nach Bedarf, Zeit und Umständen, conservativ oder radical, zu wenden verstanden.

Beichtvater bei Kaiser Matthias war der Pater Razmann, Pater Schemer bei Maximilian, Statthalter in Tyrol;

Martin Becanus, Johann Weingartner, Wilhelm Lamormain bei Ferdinand II., Parsammer bei Maria Theresia, la Chaise und la Tellier bei Louis XIV. Unter Kaiser Ferdinand II. waren allein in 250 Städten Jesuiten. Unter Maria Theresia hatten sie die Censur in Händen.

Schon die Päpste hatten ganz eigenthümliche Grundsätze aufgestellt über die Fürsten und Obrigkeiten, am absonderlichsten waren ihre Grundsätze über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, Papst und Kaiser, Pfaff und Fürst. Man erinnere sich an die Streitigkeiten der Päpste mit den deutschen Kaisern, den französischen und englischen Königen, vor Allem an das Verhalten Gregor VII. und den ganzen Verlauf des sog. Investiturstreites. Bruno, der den Krieg zwischen Heinrich IV. und den Sachsen beschrieben hat, sagt bei Gelegenheit des Reichstags von Forchheim, auf welchem Rudolf von Schwaben gegen Heinrich IV. zum Kaiser gewählt wurde. „Auch das wurde einstimmig gebilligt, und durch das Ansehen des Papstes festgesetzt, daß die königliche Gewalt Keinem durch Erbfolge, wie es bisher festgesetzt war, übergeben werde, sondern daß der Sohn eines Königs, und wäre er noch so würdig, vielmehr durch freie Wahl, als durch Succession zum Throne gelange. Wenn aber der Sohn eines Königs nicht würdig wäre, oder das Volk wollte ihn nicht, so solle das Volk die Macht haben, zum Könige zu machen, welchen es wolle." In diesen Worten ist bereits einerseits die päpstliche Macht über die fürstliche, andererseits die Macht des Volkes an die Spitze gestellt, dem die Entscheidung überlassen wird. Die Jesuiten bildeten nun die mittelalterliche Vorstellung von der Gewalt der Kirche über die Fürsten und dem blos menschlichen Rechte der Fürsten dahin aus, daß die höchste weltliche Gewalt im Volke wurzle, von diesem den Fürsten übertragen sei, deshalb auch zurückgenommen werden könne und, im Fall der Ketzerei, zurückgenommen werden müsse. Consequent kamen

sie auf den Tyrannenmord. Schon Lainez, der zweite General der Jesuiten, gelangte in einer 1562 auf dem Concil zu Trient gehaltenen Rede zu dem Schlusse, daß die Kirche zwar ihre Gesetze von Gott habe, die Gesellschaften der Menschen hingegen sich ihre Regierung selbst gestalten. „Es ist, sagte er, ein großer Unterschied, ja selbst ein Gegensatz, zwischen der Kirche Jesu Christi und den Gesellschaften der Menschen: diese besitzen ihr Wesen von Anfang an und gestalten sich dann ihre Regierung; daher sind sie frei und ist die Quelle aller Gewalt bei den Gemeinheiten, welche dieselbe ihren Obrigkeiten mittheilen, ohne sich dadurch dieser Gewalt selbst zu berauben. Die Kirche dagegen hat sich nicht selbst gemacht und auch ihre Regierung nicht gebildet, sondern ihr Fürst und Monarch hat von Anfang an Gesetze, wie sie regiert werden soll, gegeben. Diesem Ursprunge gemäß war die Kirche in Knechtschaft geboren, ohne irgend eine Art von Freiheit, Macht und Gerichtsbarkeit. Da nun Christus seine Kirche auf Petrus, den Felsen, gegründet hat, da dieser sein Stellvertreter auf Erden sein sollte, so ging also auf Petrus und dessen Nachfolger alle Kirchengewalt über." Mit dieser kühnen Aeußerung wird die Macht der Bischöfe auf den Papst und die Macht der Fürsten auf das Volk zurückgeführt.

Der Jesuit und Cardinal Bellarmin weicht zwar von Lainez ab, indem er die fürstliche Gewalt von Gott ableitet: Die fürstliche Macht ist zwar im Allgemeinen von Gott, aber nicht im Einzelnen, sofern sie nämlich Monarchie, Aristokratie oder Demokratie ist, denn sie folgt nothwendig aus der Natur des Menschen, folglich stammt sie von dem, der die Natur gebildet hat. Aber das Naturrecht ist das göttliche Recht, folglich ist die Staatsgewalt durch göttliches Recht eingeführt, und das scheint eigentlich der Apostel zu wollen, wenn er (Röm. 13) sagt: „Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung." Bellarmin

fährt fort und sagt ausdrücklich: Die Staatsgewalt ruht in der gesammten Menge als in ihrem Subject. Denn diese Gewalt ist göttliches Recht; das göttliche Recht aber hat keinem einzelnen Menschen die Gewalt gegeben, folglich der Gesammtheit. Außerdem, wenn man vom politischen Recht absieht, ist kein größerer Grund da, warum aus vielen Gleichen Einer vor dem Andern herrsche; also gehört die Gewalt der Menge, der Gesammtheit. Endlich soll die menschliche Gesellschaft vollkommen sein; also muß die Gesammtheit das Recht haben, sich selbst zu erhalten."

Ferner sagt Bellarmin: „Es hängt ab von dem Uebereinkommen der Menge, ob sie Könige oder Consuln oder andere Obrigkeiten über sich setzt; daraus folgt nun, daß, wenn ein giltiger Grund da ist, die Menge (Gesammtheit) ein Königreich in eine Aristokratie oder Demokratie, oder auch umgekehrt, umwandeln könne, wie es die Römer thaten." Es ist interessant, hier gelegentlich zu sehen, wie Bellarmin von der Macht des Papstes denkt; er sagt: „Sobald die weltliche Macht den kirchlichen Interessen zu nahe tritt, muß die geistliche sie zügeln auf jede Art und Weise, die nothwendig ist." Ferner: „Der Papst kann Herrschaften ändern, Einem nehmen und dem Andern geben, als der höchste geistliche Fürst, wenn er dies zum Heil der Seelen für nothwendig ansieht." Mariana hebt die Volkssouveränität besonders stark hervor. „Wir ziehen", sagt er, „zwar die Monarchie der Republik vor, jedoch mit der Einschränkung, daß der König die besten Bürger zu Rathe ziehe, in einen Saal versammle und nach deren Ermessen öffentliche und Privatsachen verwalte. So wird er mit der königlichen Majestät die Optimaten vereinigen, was die Alten eine Aristokratie nannten; so wird er sein Reich glücklich machen, während kein Verderben größer ist, als wenn der König nach seinen Privatneigungen oder nach dem Gutdünken seiner Höflinge öffentliche und Privatgeschäfte verwaltet." „Was

ist verderblicher", fährt er fort, „was scheußlicher, als dem Spiel des Glücks einen Staat überlassen? als einen Jüngling von bösen Sitten, einen Knaben, der noch in der Wiege wimmert und, was noch schlimmer ist, ein Weib an die Spitze eines Reichs stellen, ihnen Heere, Provinzen und Schätze unterzuordnen? Die allzu große Macht der Könige, der Sclavensinn der Völker, die dem Willen ihrer Fürsten schmeichelten und nachgaben, hat die Erbfolge eingeführt, und es hat auch nicht an gelehrten Männern gefehlt, welche mit großen Scheingründen diese Erbfolge als dem Recht und der Billigkeit entsprechend darstellten." Ferner: „Die Fehler eines Fürsten können besonders in zartem Alter, durch gute Erziehung gebessert werden. Gelingt diese nicht, so muß das Volk sie ignoriren, so lange es das öffentliche Wohl erlaubt und die verderbten Sitten der Fürsten nur Privatsachen betreffen. Wenn er aber dadurch das Wohl des Staates gefährdet, wenn er die väterliche Religion verachtet und sich nicht bessern will, so muß man ihn, meines Erachtens, absetzen und einen Andern an seine Stelle setzen, was in Spanien (Mariana spricht als Spanier) häufig geschehen ist. Wie ein wildes Thier muß er durch die Geschosse Aller angegriffen werden, da er unmenschlich und ein Tyrann ist." „Die Gesetze der Erbfolge", fährt er fort, „müssen durchaus fest sein, und Keinem soll es zustehen, ohne den Willen des Volkes etwas daran zu ändern; denn vom Volke sind die Rechte der Herrschaft abhängig. Wenn aber an der Art der Erbfolge etwas geändert werden soll, so steht dies dem Volke zu. Denn was um des allgemeinen Besten willen durch die Uebereinstimmung Aller bestimmt worden ist, warum sollte das nicht durch den nämlichen Willen des Volkes wieder abgeändert werden können? Oder sollten wir in einer so wichtigen Sache Aller (der Menge, Gesammtheit) ungerecht gegen dieselben entscheiden wollen, zumal da doch die Rechte der Herrschaft weit mehr dadurch erblich geworden sind, weil

das Volk es übersah und sich dem Willen der Fürsten nicht anders zu widersetzen wagte, als durch den ausgesprochenen Willen und die Uebereinstimmung Aller, die dabei erforderlich gewesen wäre. Einen guten König charakterisirt er u. A. in folgender Weise: „Ein guter König hat seine Gewalt vom Volk empfangen, er übt sie mit Mäßigung, ist Niemand beschwerlich, als den Schlechten, herrscht über seine Unterthanen nicht als über Knechte, sondern als ihr Freund. Er hat seine Gewalt vom Volk, daher sorgt er vorzüglich, daß er sein Leben lang nach dessen Willen herrsche, und daß er das Lob seiner Unterthanen, vor Allem der Guten, gewinne. Er wird den Unterthanen keine großen und ungewöhnlichen Abgaben auflegen und, sollte Unglück und Krieg ihn nöthigen, so wird er es nur mit ihrer Einwilligung thun, welche dazu erfordert wird. Er wird sich nicht für den Herrn des Staates und der Einzelnen halten, sondern nur für einen Vorstand, der von den Bürgern besoldet wird. Einen Tyrann bezeichnet er als einen solchen Menschen, der die höchste Gewalt, welche im Volke ruht, mit Gewalt an sich gerissen, oder die ihm durch's Volk übertragene gewaltsam ausübt." Mariana fährt fort: „In Staaten, wie in Aragon und die ihm ähnlich sind, steht das Ansehen des Staates unbezweifelt über dem des Königs, denn sonst könnte ja das Volk die Macht der Könige nicht zügeln und sich ihrem Willen widersetzen. Es fragt sich also, was in Betreff anderer Staaten, wo die Macht des Volkes geringer ist, zu halten sei. Die Meisten geben zu, daß der König das Haupt und der Lenker des Staates sei, in Führung der Dinge das größte und höchste Ansehen habe, gelte es einen Krieg zu führen oder Gesetze zu geben, und sie zweifeln nicht daß die Herrschergewalt des Einzigen größer sei, als die der Völker. Doch behaupten sie auch, daß, wenn das ganze Volk oder seine Abgeordneten, die Ersten aus allen Ständen, sich versammeln und einstimmig ihren Willen erklären, der König

nicht mehr die ganze Gewalt zu befehlen habe. Wenn sie ihm Widerstand leisten, so wird man viel mehr ihrem Ausspruch, als dem Willen des Königs beitreten. Dies gilt, wenn es sich darum handelt, Abgaben aufzuerlegen, Gesetze zu geben, einen Nachfolger zu krönen, die Erbfolge zu übertragen. Denn das sind Sachen, die auch das Volk, nicht blos den König angehen. Wie könnte ferner ein Volk einen König, der durch böse Sitten den Staat quält und der zu einem offenbaren Tyrannen ausartet, züchtigen und ihn, wenn nöthig, der Herrschaft und des Lebens berauben, wenn das Volk nicht die größere Gewalt für sich zurückbehalten hätte, als es dem König einen Theil abtrat? Ferner ist es nicht wahrscheinlich, daß sich alle Bürger ganz ihrer Gewalt berauben und sie auf einen Andern, ohne Ausnahme, Vernunft und Klugheit, haben übertragen wollen; daß sie, was gar nicht nothwendig war, bewirkt hätten, nämlich, daß ein Fürst, welcher der Verderbniß und Schlechtigkeit ausgesetzt ist, eine größere Gewalt habe, als Alle, so, daß das Kind über dem Vater, der Bach über seiner Quelle stehe. Und wer möchte der Meinung sein, daß das Volk, welches viel größere Kräfte, viel größere Heilmittel besitzt, als der mächtigste Fürst, nicht auch größeres Ansehen besitze im Fall eines Zwistes zwischen ihm und dem König?" Ferner: „Was die Auflegung von Abgaben, den Erlaß oder die Aufhebung von Gesetzen und Bestimmungen über die Erbfolge betrifft, da steht, wenn das Volk sich widersetzt, das Ansehen des Königs nach; dies ist auch mit Allem der Fall, was die Gesammtheit sich vorbehalten." „Endlich", fährt er fort, „und das ist die Hauptsache, hat das Volk die Gewalt, einem schlechten Fürsten Einhalt zu thun. Wer könnte einen König bessern, wenn der Staat ihm durchaus unterthan wäre? Nicht einmal den Papst darf man ausnehmen. Denn, wiewohl sein Ansehen das größte ist, so unterwerfen ihn doch viele kluge und gelehrte Männer einer allgemeinen Kirchenversammlung,

ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir nicht entscheiden, sie thun es aber, wie es bei den Königen geschieht." Ferner: „Der König glaube nicht, daß er weniger unter dem Gesetz stehe, als jeder Unterthan, besonders da es Gesetze gibt, die nicht von dem Fürsten, sondern vom ganzen Volk gegeben sind, dessen Ansehen und Gewalt im Befehlen größer ist, als die des Königs." „Ja, das Volk kann den König zwingen, die Gesetze zu erfüllen, die es erlassen hat, und es hat die Befugniß, den Ungehorsamen vom Throne zu stürzen und ihn mit dem Tode zu bestrafen, wenn es nöthig ist." Mariana erörtert sodann die Frage: darf man einen Tyrannen tödten? Er stellt zwar die verschiedenen Meinungen sich gegenüber, fährt aber dann bejahend fort. Er sagt: „Gewiß kann der Staat, dem die Könige ihre Gewalt verdanken, den König vor seinen Richterstuhl laden und ihn, falls er sich nicht bessern will, der Regierung entsetzen. Denn der Staat hat dem Fürsten die Gewalt nicht so übertragen, daß er sich selbst nicht sollte eine größere vorbehalten haben. Außerdem sehen wir, daß Tyrannenmörder jeder Zeit hochgepriesen worden sind, wie Thrasyllus, Hermodius und Aristogiton, Cassius, Chaea, Stephanus (der Mörder Domitians), Martialis (der Mörder Caracallas), und die Prätorianer, welche den Heliogabalus erschlugen. Wer hat je ihre Kühnheit getadelt und sie nicht des höchsten Lobes würdig erachtet? Und es gibt ein allgemeines Gefühl, gleichsam eine Stimme der Natur, die in unser Herz gelegt ist, ein Gesetz, das in unsere Ohren tönt, vermöge dessen wir das Schändliche vom Anständigen unterscheiden. Dazu nehme man, daß ein Tyrann einem reißenden wüthenden Thiere gleicht, welches allenthalben Verwüstungen anrichtet, raubt, brennt und mordet. Soll man darüber wegsehen? Soll man es nicht vielmehr loben, wenn Jemand mit Gefahr seines Lebens den Staat von ihm errettet? Man darf behaupten, daß gegen die Tyrannen die Geschosse Aller gerichtet werden müssen,

als gegen ein grausames Ungeheuer, das sich auf die Erde gelegt hat, um zu würgen, so lange es die Glieder regen kann. Wenn du siehst, daß dir die theure Mutter oder Gattin vor deinen Augen mißhandelt wird, und du eilst ihr nicht zu Hülfe, so verdienst du den Tadel schmachvoller Feigheit und Gottlosigkeit, und das Vaterland, dem wir mehr als den Eltern schuldig sind, solltest du der Quälerei eines Tyrannen preisgeben dürfen? Fort mit solchem Frevel, mit solcher Feigheit! Selbst mit Gefahr des Lebens, des guten Rufes und des Vermögens müssen wir das Vaterland aus der Gefahr befreien und vom Verderben erretten."

Mariana gibt sofort seine eigene Entscheidung und sagt: „Darin sehe ich sowohl Theologen als Philosophen übereinstimmen, daß ein Fürst, der mit Gewalt und Waffen einen Staat in Besitz genommen hat, ohne ein Recht darauf zu haben, ohne daß die Bürger es genehmigen, von einem Jeden getödtet werden dürfte. Seiner entledige man sich auf jede Weise und beraube ihn der mit Gewalt angemaßten Macht, wie es Ehud machte, der durch Meuchelmord den König der Moabiter, Eglon, niederstreckte und dadurch sein Volk achtzehnjähriger Sklaverei entriß." Wenn aber ein Fürst mit Beistimmung des Volks oder durch Erbrecht herrscht, so muß er seine Fehler und Lasten so lange tragen, bis er die Gesetze des Anstandes und der Zucht, woran er gebunden ist, hintansetzt. Denn nicht leicht muß man mit den Fürsten wechseln, um sich nicht größeren Uebeln auszusetzen und innere Unruhen zu veranlassen. Aber wenn er den Staat zu Grunde richtet, das Glück des Staats und der Einzelnen mit Füßen tritt, die öffentlichen Gesetze und die heilige Religion verachtet, dann muß man es nicht länger tragen. Jedoch muß man nicht erwägen, wie man sich eines solchen Fürsten entledigen soll. Der leichteste und sicherste Weg ist, daß sich die Stände, wenn es angeht, versammeln und berathen, was zu thun sei, ihrem einstimmigen Entschluß muß Folge geleistet werden.

Und dabei sollen sie nach folgenden Stufen verfahren. Sie müssen den Fürsten ermahnen und zur Besserung zurückführen. Wenn er Folge leistet, dem Staate Genugthuung gibt und sich bessert, dann sollen sie von Weiterem abstehen und keine härteren Mittel anwenden. Wenn er aber die Heilung verschmäht und keine Hoffnung der Besserung gibt, so steht es dem Staat zu, das Urtheil über ihn zu sprechen und ihn der Regierung zu entsetzen; und da hieraus nothwendig ein Krieg entsteht, hat der Staat ferner das Recht, Anstalten zu demselben zu treffen, sich zu rüsten, Steuern auszuschreiben und wenn es die Sache mit sich bringt, wenn der Staat nicht anders geschützt werden kann, nach demselben Vertheidigungsrecht und mit noch größerer Befugniß, den Tyrannen für einen öffentlichen Feind zu erklären und ihn mit dem Schwerte zu tödten. Dasselbe Recht hat auch jeder Privatmann, der sein Leben für das Heil des Staates wagen will.

„Aber was ist zu thun, wenn die Nation nicht zusammenkommen kann, wie wohl oft vorkommen mag? Wenn der Staat verhindert wird, sich zu versammeln, darf Jeder den Entschluß fassen, an dem Fürsten Rache zu nehmen, und wer, hier den öffentlichen Wünschen entsprechend, ihn zu ermorden versucht, der thut meines Erachtens ein gutes Werk. So ist die Rechtsfrage entschieden, daß es erlaubt sei, einen Tyrannen zu tödten. Und in der That würde es vortrefflich mit den Angelegenheiten der Menschen stehen, wenn es viele Menschen mit starker Faust gäbe, die kein Bedenken trügen, für die Errettung des Vaterlands Leben und Glück aufs Spiel zu setzen, aber die Meisten hält die Begierde nach Sicherheit von so großem Wagnisse ab. Deswegen kann man unter den Tyrannen des Alterthums so wenige finden, die den Streichen ihrer Unterthanen erlegen sind. Und in der That ist es ein heilsamer Gedanke, wenn die Fürsten sich überzeugen, daß sie, falls sie den Staat unterdrücken, und sich durch Laster unerträglich machen, in einer solchen Lage

leben, daß, sie zu ermorden, nicht nur für recht, sondern für lobenswerth gilt. Solchen Ruhm hat sich u. A. der Königsmörder Clement erworben." Er vertheidigt und lobt sodann noch ausdrücklich den Tyrannenmord durch Gift. „Der Mord durch Gift ist mit weit weniger Gefahr und größerer Hoffnung auf Straflosigkeit verbunden; er trübt die öffentliche Freude nicht, da der Tyrann vertilgt, der Urheber, der dadurch entstandenen öffentlichen Freude gerettet wird. Wir aber untersuchen hier nicht, was die Menschen thun, sondern was die Gesetze der Natur erlauben und nach diesen ist es geradezu einerlei, ob du mit Dolch oder Gift mordest, besonders da ja List und Trug beim Tyrannenmord gestattet sind, und viele Beispiele, alte sowohl als neue, den Tyrannenmord in dieser Weise bestätigen."

Der Jesuit Wilhelm Rainold (eigentlich Rossens) tritt besonders fanatisch auf gegen die beiden Könige Heinrich III. und Heinrich IV. Eine bestimmte Regierungsform habe weder Gott noch die Natur angeordnet, sondern nur der Wille, die Willkür und die freie Einsetzung der Völker. Wenn Einige gegen den Willen des Volks durch Gewalt, List und böse Künste die Herrschaft an sich gerissen, wie Pisistratus, Nearch, Dionysius, Gelo und so viele andere, so haben die Philosophen und Gesetzgeber solche immer als grausame Tyrannen und Gewalthaber verabscheut und verdammt, und durch ausgesetzte Belohnungen und Ehren jeden Bürger aufgefordert, sie zu ermorden. „Mögen wir nun nach dem rechten Ursprung der Herrschaft forschen oder die verschiedenen legitimen Regierungsformen betrachten, so muß man immer auf das Ansehen der Gesammtheit und des Volkes, als auf ihre wahre und eigentliche Quelle zurückkommen." „Wer ist wohl von der gesunden Vernunft so verlassen, daß er dem Staat die Macht abspräche, sich gegen innere und äußere Feinde selbst zu vertheidigen? Zu den letzteren gehören blutige, grausame und ungerechte Fürsten, welche eine Pest der mensch-

lichen Gesellschaft sind. Was also bei kleinen Gefahren erlaubt ist, das ist gewiß bei größeren erlaubt. Wenn der König sich nicht um das Recht bekümmert, so hat das Volk das Recht, sich selbst zu helfen. Wie viel mehr ist es seine Schuldigkeit, gereicht es ihm zu Ruhm und Ehre, des Königs Wahnsinn zu bändigen und durch Unterdrückung des Einen die Sicherheit Aller zu begründen, wenn er gegen den Staat frevelt, die vaterländischen Gesetze verletzt, die Religion verletzt und freie Völker wie seine Sclaven entwürdigt. Erst der Staat, dann der König. Ein Volk braucht sich nicht allen Gefahren auszusetzen, um Einen zu erhalten; welcher vernünftige Mensch hat so etwas behauptet! Hingegen ist es die Pflicht des Königs, mit edler Gesinnung selbst einem gewissen Tod entgegenzugehen, um das Volk zu retten." Rainold beweist ferner aus der Geschichte, daß jedem Volk das Recht zustehe, frei und willkürlich, je nachdem es Gründe habe, seine Regierungsform zu wählen. In Folge der „unvertilgbaren Volksgewalt" haben die Römer die Tarquinier verjagt. „Hatten die heidnischen Völker eine solche Gewalt — um wie vielmehr die christlichen! Denn die Gnade hebt das Naturrecht nicht auf, sie vergrößert es vielmehr und gibt ihm eine Stütze." Rainold setzt dann auseinander, daß zwischen den christlichen Völkern und ihren Königen ein Vertragsverhältniß bestehe, der christliche Fürst komme nicht als Herr seines Erbguts, wie der Großtürke, sondern wie der Verwalter eines Landguts auf den Thron — als Einer, der von den Bischöfen, dem Adel und dem Volk durch freien Wunsch zur Regierung des Staates ausersehen und an des Vaters Stelle gesetzt werde. Er hebt hervor: Zwischen Königen und Völkern gelte der Grundsatz des bürgerlichen Rechts: „Ich gebe, daß du gibst; ich verspreche, wenn du hälst; ich bin dein Unterthan, wenn du gerecht und christlich regierst." Ist es nun nicht klar, daß dieser Vertrag aufhört, wenn der eine Theil sein Versprechen nicht hält? Er sagt

ferner: „Wenn Einige frivoles Geschwätz erheben, dieses Alles ziele dahin, die öffentliche Ruhe zu stören, Aufruhr gegen die Könige zu erregen, und durch solche Schreibart würden die Throne erschüttert, so ist das albern und widerlegt sich von selbst. Denn nicht Derjenige, welcher dem Volk seine Gewalt auseinandersetzt, bringt es in Wuth und gibt ihm Veranlassung zur Empörung, und wer den unglücklichen Ausgang der Tyrannei erzählt, wird dadurch gerechten Königen nicht furchtbar, da ja die Gewalt der Gemeinde nicht weniger kräftig ist, Volksaufruhr im Zaum zu halten, als ungerechter Könige Gewaltherrschaft zu zügeln." Ferner: „Wenn wir dem Volk nicht jenes Recht beilegen, unnütze Könige vom Thron zu stürzen, so sind die Könige vieler Jahrhunderte Tyrannen gewesen (Usurpatoren), denn mit welchem Recht haben Karl der Große, Ludwig der Fromme und ihre Nachfolger den Thron Frankreichs bestiegen, wenn nicht Kirche und Volk die Gewalt hatten, das Scepter seines Reichs von dem Geschlechte Clodwigs auf das Karolingische zu übertragen? Welches andere Recht hatten Capet und seine Nachfolger bis auf diesen Heinrich III. herab? Was anders als Tyrannen wären sie, wenn nicht das Volk die permanente Macht besäße, sich gegen zukünftige Stürme zu schützen? Mit welch anderem Recht sind Heinrich VIII. von England und seine ihm nachfolgenden Kinder zum Königthum gelangt, als weil Heinrich VII. ein Recht hatte, gegen Richard III., einen gesalbten und gekrönten König, der aber grausam und tyrannisch regierte, die Waffen zu ergreifen, ihn vom Thron zu stürzen, sich seine Krone auf's Haupt zu setzen und sie auf Kinder und Enkel zu vererben? Und diese That billigten die Stände des Reichs so sehr, daß sie durch freien und nicht erzwungenen Parlamentsbeschluß die Anhänger Richards für Verräther erklärten und „ihre Güter einzogen". — Wer immer läugnet, daß Reiche und Herrschaften aus gerechten Gründen von den alten regierenden Häusern auf neue über-

tragen werden können, wer den christlichen Völkern die Verpflichtung auferlegt, immer Denjenigen zu gehorchen, welche sie einmal an ihre Spitze gestellt haben, der ist nicht nur ein Feind und Verräther der christlichen Völker und Könige, und mit Recht der beleidigten menschlichen Majestät schuldig, sondern er muß auch, wie ein Abtrünniger, angeklagt und zur Hölle verdammt werden, als ein Feind des Christenthums und des christlichen Glaubens, als ein Beleidiger der göttlichen Majestät! — Aus dem, was bisher über den Ursprung und die Gewalt der Könige gesagt wurde, folgt, daß die Macht aller christlichen Könige beschränkt ist, und daß sie den einzelnen Gliedern und dem gesammten Staat in der Weise vorgesetzt sind, daß das Volk ihre Macht erweitern, beschränken, verändern, ja, wenn es die Umstände erfordern, von Grund aus aufheben und eine andere Regierung an deren Stelle setzen kann. Folgt aus dem Gesagten auch, daß die Unterthanen den Königen großen Gehorsam schuldig sind, so ist doch gerade dadurch eben so bewiesen, daß noch größer der Gehorsam sei, den die Könige dem Staat und seinen Gesetzen schuldig sind, da der Staat (das Volk) über den Königen steht."

Die Frage des „Tyrannenmords" wurde von einer ganzen Reihe von Jesuiten erörtert; keiner hat sie verneint, alle haben dafür gestimmt: Bellarmin, Molina, Gretzer, Johann v. Lugo, Hurtado, Solmeron, Philopator, Sanharell, Cornelius a Capide, Tessius, Alagon, Bauny, La Valencia, Bonarjoius, Salas, Tanner, Suarez, Keller, Escobur, Comitolus, Beccanus, Bridgewater, Rainold. Ueberall stützen sich die Väter auf das Princip der Volkssouveränetät. Alle diese Apostel des Tyrannenmords sind voll von Haß gegen die Fürsten, die nicht rechtgläubig sind, da sie der Priestergewalt sich nicht unbedingt unterwerfen, der Fanatismus ist das einzige Princip, das sie leitet. Dabei unterscheiden sie zwischen fremden und einheimischen Tyrannen, die ersteren kommen

ganz besonders schlimm weg, sie sind jedem unbedingt verfallen; die letzteren dagegen sollen vorher gewarnt werden, die Volksvertretung soll das höchste Strafrecht haben. Ist damit nicht zum Ziele zu gelangen, so soll das Recht des Tyrannenmords jedem Bürger zustehen. Die Väter untersuchen, ob man List und offene Gewalt, Dolch und Gift und was sonst noch anwenden dürfe und billigen schließlich alle nur erdenklichen Maßregeln. Die hierarchischen Tendenzen erweisen sich hier zu Allem, auch zum Schrecklichsten fähig und brauchbar, es spielt aber auch ein gut Theil persönlicher Haß, Intrigue und Frivolität mit. Wohin das führte, zeigen die Lobeserhebungen auf die Fürstenmörder alter und neuer Zeit, besonders auf Clement, den Mörder Heinrich III. und Ravaillac den Mörder Heinrich IV. und die Mörder der Oranier, deren Thaten, wie die Bartholomäusnacht mit Tedeums gefeiert wurden. Es ist auf den ersten Blick klar, daß es den Jesuiten bei all' diesen Declamationen und fanatischen Ausfällen gegen die Fürsten nie um die wirkliche Volksfreiheit, sondern eben nur um die eigene Macht und um die Macht des Papstes zu thun war, die immer und überall eine weit ärgere Tyrannei zur Folge hatte, als die Tyrannei der Fürsten. Denn die Geistestyrannei, die dann noch Gift, Dolch und Scheiterhaufen als Mittel zum Zweck gebraucht, ist doch gewiß die schrecklichste Tyrannei; die Jesuiten, die ärgsten Feinde der Freiheit konnten nur ehrlose Freunde der Volkssouveränetät sein. Die Ultramontanen sprechen zwar heute noch von Freiheit, Kirchenfreiheit, Beseitigung des Polizeistaats und des Bureaukratismus, aber darunter ist nicht die wirkliche Volksfreiheit, sondern die Freiheit verstanden, die dem Romanismus der päpstlichen Geistestyrannei, dem päpstlichen Glaubenszwang und der schwarzen Garde des Papstes, den Jesuiten, Thür und Thor öffnen würde. Die Worte, wie Freiheit und Volkssouveränetät im Munde von Jesuiten sind ein wahrer Hohn und ein Fluch für Alle, die sich dadurch täuschen lassen.

Denn unter dem Titel und durch die Vorspiegelung der Freiheit kommen sie in die unwürdigste Knechtschaft, diese Täuschung ist aber die ächte Jesuitenpolitik.

Bei solchen politischen Grundsätzen, wie wir sie bisher dargelegt haben, war natürlich Alles möglich. Gerade in der Einmischung in politische Dinge, die die Jesuiten in einer Weise betrieben, daß man den Orden schon ein politisches Institut genannt hat, bewährten sie am allermeisten, daß sie kein Mittel scheuten, um zum Zweck zu gelangen. Das geschah aber nicht blos, wie wir bisher zeigten, in negativer Weise, also etwa blos um ketzerische Fürsten zu beseitigen, vielmehr suchten sie sich an den Höfen festzusetzen, um in den Cabinetten Einfluß zu gewinnen, um von da aus für ihre Sache manövriren zu können. Ob dann die Fürsten, in deren Rath sie machinirten, Tyrannen waren oder nicht, das war ihnen sehr gleichgiltig, wenn sie dieselben nur für ihre Zwecke benutzen konnten. Da waren sie dann von Freiheit und Volkssouveränetät ganz still, vertheidigten und befestigten vielmehr den empörendsten Despotismus als Gottes Ordnung. Nur für sich wollten sie die Freiheit, sonst für Niemand. In Deutschland hatten die Jesuiten den größten Einfluß auf die bigotten Kaiser. Nachdem sie sich unter den schwachen Nachfolgern Kaiser Maximilians II. festgesetzt hatten und eigentlich Herren im Haus geworden waren, traten sie offen mit ihren Planen hervor. Ganz Deutschland, das ganze protestantische Europa sollte mit Waffengewalt unterjocht und die Reformation erdrückt werden. Der dreißigjährige Krieg ist einem großen Theil nach ihr Werk, und Könige, Fürsten und Generale, die in diesem furchtbaren Kampfe agirten, waren von ihnen geleitet und spielten die von Jesuiten ihnen übertragenen Rollen. Die ganze katholische Aristokratie, die ihre Pfründen zu verlieren fürchten mußte, sämmtliche Bevorrechtete sollten in's Feld geführt werden gegen die Sache des Volkes und gegen die aufstrebende Vernunft, gegen die Autonomie des Menschen-

geistes. Der habsburgischen Dynastie wurde vorgespiegelt, daß sie zur Welt-Herrschaft berufen sei. Man zeigte Deutschland zu den Füßen des Kaisers — Alles auf Grund der Vernichtung des Protestantismus und der Emporhebung des Ultramontanismus. Die beiden Ferdinande II. und III. waren ganz wie gemacht für die Jesuiten, um sich von ihnen brauchen und als Werkzeuge in den Vordergrund rücken zu lassen. Der Haupthofjesuit war der Pater Lämmerman (Lamormain). Die Jesuiten ließen diese Kaiser nicht mehr aus den Augen. Gleichwohl wollten sie das Kaiserhaus auch wieder nur für ihre Zwecke benutzen und die Herrschaft über Deutschland war nur eine Vorspiegelung. Eigentlich sollte doch die Papstmacht die erste sein und Alles beherrschen. Damit also Oesterreich nicht zu mächtig würde, schoben die Jesuiten den Churfürsten Max I. von Bayern vor und vernichteten Wallenstein, weil er die rein katholische Kaisermacht zu errichten im Begriffe stand, was zu Rom nicht gefiel. Denn wenn der Kaiser Herr von Deutschland war, dann lag auch Italien zu seinen Füßen und dann war die Papstmacht nur noch ein Schatten. Dem Papst war es immer zuerst um den Kirchenstaat zu thun, das patrimonium Petri kam vor der katholischen Christenheit. Daher wurde auch der Tod Gustav Adolfs in Rom nicht mit derselben Freude empfunden, wie in Wien, weil man fürchtete, das Habsburgerthum könnte das Papstthum überflügeln. Bei Allem dem wußten die Jesuiten dem Kaiser Ferdinand II. vorzumalen, ganz Deutschland müsse in eine, von Habsburg beherrschte, absolute, erbliche Monarchie verwandelt werden und dies sei auch der einfachste Weg, der protestantischen Ketzerei ein Ende zu machen. Das Alles ließ sich um so leichter in's Werk setzen, da Sachsen und Bayern in den Banden und Schlingen Oesterreichs und der Jesuiten lagen. Die Erhöhung der römischen Kirche und die seines eigenen Hauses war für Ferdinand II. schließlich eins und dasselbe.

Als besonders brauchbares Werkzeug, die Kaiser- und Papstmacht in Deutschland aufzurichten, galt den Jesuiten ihr Zögling Wallenstein, der von sich selbst sagte, daß er Alles, auch den Geist mit den Jesuiten gemein habe. Beide, die Jesuiten und Wallenstein, suchten einander gegenseitig zu benützen und ihren Zwecken dienstbar zu machen. Wallenstein unterstützte sie überall; ihre Anstalten zu Olmütz, Prag und anderwärts dotirte er, stiftete ihre Collegien zu Sagan und Gitschin, den Pater Lamormain hatte er bestochen. Sobald aber Wallenstein seinerseits ihnen über den Kopf gewachsen war, ließen sie ihn fallen. Die Jesuiten waren es auch, die den Kaiser zu dem berüchtigten Restitutionsedict vom Jahr 1629 bewogen. Mit den, den Protestanten entrissenen Kirchengütern wußte er dann nicht blos seine Generale und Günstlinge, sondern vor allem seine Jesuiten zu bereichern. Das Restitutionsedict war häufig der Vorwand zur gewaltsamen Unterdrückung des evangelischen Glaubens und zur gewaltsamen Einführung der Jesuiten. Zugleich mit der Restitution und mit den österreichischen Waffen drangen die Jesuiten vor. Den Kriegsschaaren folgten sie schaarenweise, fochten sogar selbst mit, um rauben und mit Beute beladene Generale zu Vermächtnissen drängen und die armen Protestanten zum Meßopfer herantreiben zu können. Sie waren die hauptsächlichsten Verführer und Aufhetzer der ohnedies grausamen Soldaten im 30jährigen Krieg, die sie zur empörendsten Härte gegen die Protestanten antrieben. Auch von der Studirstube aus hetzten sie die katholischen Heere gegen die Protestanten. Der Jesuit Lorenz Forer, Beichtvater des Bischofs von Augsburg und Professor in Dillingen schrieb an sie: Estote ferventes; sollten Einige das hindern, so soll man brennen, daß die Engel die Füße an sich ziehen und die Sterne schmelzen. Dieses Schreiben war gerichtet an die mit Vollstreckung des Restitutionsedicts in Schwaben beauftragten kaiserlichen und ligistischen Kriegsvölker. Die Jesuiten nahmen sogar per-

sönlich und mit eigener Hand an den Greueln der Soldaten Theil. In einem amtlichen Bericht des Stadtraths zu Oelnitz an den Kurfürsten von Sachsen vom Jahr 1632 wird von einem Jesuiten Namens La Mournay erzählt, daß derselbe bei der damaligen Zerstörung dieser Stadt durch kaiserliche Kriegsvölker drei protestantische Geistliche mit eigener Hand ermordete und einem Kroaten, der eben einem Kind an der Mauer den Kopf zerschmettert hatte, noch mit Blut und Gehirn besudelt war, zum Lohne Absolution von allen seinen Sünden ertheilte. Das ist nur ein Beispiel; es nahmen aber noch viele Jesuiten an diesen Greueln Antheil und stachelten die Soldaten zu immer neuen Verbrechen; das Alles gehörte natürlich auch zur Jesuitenpolitik. Am meisten offenbarte sich der politische Einfluß der Jesuiten bei der bereits erwähnten Ausführung des Restitutionsedicts. In der häßlichsten Weise suchten sie die den Protestanten abgenommenen Kirchen und Kirchengüter an sich zu reißen. Darüber geriethen sie mit den anderen Orden, welche die von früher ihnen gehörenden Kirchengüter zurückforderten, in Streit. Selbst den Kaiser Ferdinand II. brachten sie bei dieser Gelegenheit einmal in Harnisch gegen sich. Sie behaupteten nämlich, der heilige Vater allein besitze nach Maßgabe der Kirchengesetze, ein Recht über Kirchengüter zu verfügen. Am Ende wußten sie immer zu siegen und brachten so eine Menge von Kirchengütern, Kirchen, Klöstern in ihre Gewalt, aus denen sie Mönche und Nonnen oft mit Gewalt hinauswarfen. Besonders schlimm wirkten die Jesuiten während des dreißigjährigen Kriegs am kaiserlichen Hof, indem sie fortwährend den Frieden zu hindern suchten und eine kaiserliche Amnestie verhinderten. Der Jesuitenprovincial Lorenz Forer veröffentlichte im Jahr 1640, als man in Deutschland allgemein nach dem Frieden verlangte, eine Schrift, in welcher die projectirte Generalamnestie als Sünde und Frevel dargestellt und die Fortsetzung des Kriegs gefordert wurde, bis die Ketzer überall ausgerottet seien. Der

fanatische Ketzerhaß, von dem die Jesuiten erfüllt waren, hat die Greuel des dreißigjährigen Kriegs wesentlich verlängert, indem sie hinter den handelnden Personen, den Fürsten und Diplomaten standen und die geheimen Minen legten. Die frommen Väter waren die Urheber des Blutvergießens, sie, die Boten des Friedens hätten sein sollen. Was müssen das für Christen, was muß das für eine Kirche sein, die sich auf Blut und Leichen auferbaut.

Daß die Verfolgungen nach der Schlacht am weißen Berge erst recht ihren Anfang nahmen, davon wollen wir hier noch einige Beweise anführen. Nach dieser Schlacht rückte Herzog Johann Georg von Sachsen, nachdem er die Lausitz bezwungen hatte, als kaiserlicher Commissarius in Schlesien ein. Er hatte zuvor Einwirkung beim Kaiser für die Bestätigung aller ihrer, also auch der kirchlichen Privilegien, und für seine Person noch besonderen Schutz bei der Ausübung der lutherischen Religion versprochen. Diesen Vergleich, welcher der Dresdener Accord genannt wurde, bestätigte Ferdinand ausdrücklich und genehmigte ausdrücklich, daß der Kurfürst die Beschützung der verheißenen Freiheiten Schlesiens übernahm. Aber beide, der Kurfürst und der Kaiser brachen ihr Wort. Den Vorwand für den Kaiser gab, daß sich manche Schlesier an den das Land durchziehenden Mansfelder anschlossen. Alle Protestanten mußten büßen, was diese verbrochen hatten. Man wollte den Protestanten schlechtweg ihre Gewissensfreiheit rauben. Die Gegenreformation wurde beschlossen. Das österreichische Dragonerregiment Lichtenstein erhielt den Auftrag dazu, die Lichtensteiner nannten sich „Seligmacher." Dies sind eigentlich die ersten Dragonaden. Oesterreich hat die Ehre, die Dragonaden eingeführt zu haben, wie es auch zuerst im dreißigjährigen Krieg die Kosaken in's Land rief. Der Burggraf Karl Hannibal von Dohna, früher Protestant und durch den Fürstenhut, zu dem man ihm Hoffnung machte, bekehrt,

gestachelt von dem Jesuiten Lamormain, entwickelte in Gemeinschaft mit den Jesuiten die heftigste Thätigkeit gegen die Protestanten. Die Wiener Verheißungen waren so stark als die Instruktionen. In Glogau wurde der Anfang gemacht. Den einquartirten Jesuiten wurde kein Protestant los, der nicht einen katholischen Beichtzettel als Beweis seiner Bekehrung beibringen konnte. Man mißhandelte die Leute auf's Aeußerste, man ließ sie nicht mehr zur Ruhe, nicht mehr zum Schlaf kommen, bis sie fast außer sich und sinnlos in der Verzweiflung Beichtzettel holten. Man schleppte sie an den Haaren zur Messe und peitschte sie mit Ruthen, bis ihnen das Fleisch vom Leib fiel. Von Glogau verbreiteten sich die Seligmacher über andere Kreise und hausten in derselben Weise. Ueberall nahmen sie den Evangelischen ihre Kirchen, obwohl die Katholiken ihrer geringen Anzahl wegen, dieser Kirchen durchaus nicht bedurft hätten. Man verstand es freilich, die Kirchenbesucher zu vermehren; denn das Widerstreben mußte mit Freiheit, Gut und Blut bezahlt werden. In Glogau wurde ein besonders Widerspenstiger hingerichtet, drei gepeitscht, in Habelschwert alle besseren Bürger eingekerkert, in Grüneberg wurden sie gebunden auf's Rathhaus geschleppt, Viele verwundet, fünf getödtet. Sonderbare Artikel mußten die Leute unterschreiben, die man zum Uebertritt zwang. Wirklich gotteslästerliche Dinge, wie: „Wir glauben von der Jungfrau Maria, daß sie würdiger sei, größere Ehr' und Lob habe, als Gottes Sohn." Trotz all' diesen Bedrängnissen konnte man keine Leute in die Gemeinderäthe bringen, auf die man sich hätte verlassen können. Denn man hatte Allen, die nicht katholisch waren, nur ein Scheinbekenntniß abgepreßt. So geschah es, daß Leute in den Rath kamen, die weder lesen noch schreiben konnten, überhaupt die erbärmlichsten Menschen. So zogen denn viele Tausende aus dem Land, mit der bittersten Noth kämpfend, zogen sie nach Polen, Brandenburg, der Lausitz, blühende Städte verödeten, Gras wuchs auf den Straßen.

Das war der Segen der Jesuiten und des protestantischen Herzogs von Sachsen. Daraus machte man dann eine Ausnahme zu Gunsten des Adels. Der Kaiser gab der niederschlesischen Ritterschaft die Versicherung, daß sie nicht bedrängt werden solle. Der Adel, der zu Wien das Bekehrungswerk leitete, benutzte seinen Einfluß zu Gunsten seiner Standesgenossen, um nicht blos die Ketzerei auszurotten, sondern auch den Trotz der Bürger zu brechen. Der Adel verbündete sich mit der Priesterschaft, der Soldateska und der Hofgunst. Das Alles hat wesentlich zur Niederdrückung des Bürgersinns und zu einer schmählichen Ueberschätzung der Standesvorrechte des Adels beigetragen. Auch nach dem westfälischen Frieden hörten die Bedrängnisse der Protestanten in Schlesien nicht auf. Man trieb die Leute aus dem Land und ließ blos einigen adeligen Herren die freie Ausübung der Religion. Unter der langen Regierung Kaiser Leopold I. machte die Katholisirung Schlesiens außerordentliche Fortschritte. Nach dem 30jährigen Krieg war die Zahl der Katholiken in Schlesien noch sehr gering, hundert Jahre später, zur Zeit der preußischen Besitzergreifung, waren die Parteien sich ungefähr gleich. Das Gewicht der Protestanten war verloren. Die Auswanderung wurde noch jetzt von Wien aus als „gefährliche Empörung und Emigration" dargestellt. Erst als Carl XII. drohte, ließ sich Josef I. zu der Altvorstädter Convention herbei (1707), die ihm die Verpflichtung auflegte, die Religionsverhältnisse in Schlesien auf den Stand des westfälischen Friedens zurückzuführen, den Evangelischen ihre seitdem genommenen Kirchen wieder einzuräumen und sie von öffentlichen Aemtern ferner nicht auszuschließen. Aber auch jetzt hörten die Chicanen nicht auf. Besonders wirkten die Jesuiten durch ihre Missionen, zu welchen sie 1737 vom Kaiser Carl legitimirt wurden. Sie wußten es dahin zu bringen, daß in den Dörfern mehrerer Bezirke Jahre lang kein Paar getraut, welches sich nicht bekehrt hatte, und die Leichname Unbekehrter

auf dem Schindanger verscharrt wurden. Erst durch den großen König Friedrich I. von Preußen änderte sich die Lage, er ließ beiden Kirchen ihr Recht, ja er verlangte nicht einmal, daß Hunderte von Kirchen, die früher den Evangelischen entrissen, ihnen durch den Altvorstädter Vertrag nicht zurückgegeben waren, ihnen jetzt wieder zurückgegeben würden, auch da nicht, wo sie die Mehrzahl bildeten. Nur Bethäuser durften sie da bauen, die nicht einmal den Namen Kirchen führten und Prediger anstellen, die nicht Pfarrer hießen. Maria Theresia handelte anders gegen ihre protestantischen Unterthanen. Die Plackereien in Oberösterreich, Kärnten, Steiermark hörten nicht auf. Ein 1743 der Kaiserin vom Corpus evangelicorum überreichtes Bittschreiben enthält die Worte: Gefängniß und Leibesstrafen, Bande, Schläge, Beraubungen sind noch immer das Schicksal der österreichischen Protestanten. Zu Hunderten werden sie wie Verbrecher nach Siebenbürgen geschleppt, nachdem man ihnen den größten Theil ihres Vermögens und ihre noch nicht confirmirten Kinder genommen. Diese Verwendung blieb ohne Erfolg. Denn Maria Theresia war von den Jesuiten verblendet.

Einen bedeutenden Einfluß übten die Jesuiten von jeher am französischen Hof. Ihre Wirksamkeit unter Heinrich III. und IV. und ihre Attentate gegen diese Fürsten sind an einem andern Orte geschildert. Unbegreiflich ist es, daß Heinrich IV. sie in seinem Reiche wieder zuließ, nachdem sie sich der schändlichsten Verbrechen schuldig gemacht hatten. Er suchte sie dadurch zu gewinnen und unschädlich zu machen; seine Ermordung sollte der Dank für seine Gutmüthigkeit sein. Nach seinem Tode wußten die Jesuiten den edlen Sully, dem der französische Staat so viel zu verdanken hatte, zu verdrängen. Der Jesuite Cutton war von jetzt an eine Hauptperson am Hofe; neue Privilegien waren der unmittelbare Gewinn für sie, vor Allem erhielten sie die Erlaubniß, in allen Wissenschaften öffentlichen Unterricht zu geben. Der

König Ludwig XIII. kam vollständig unter die Leitung des Jesuiten Arnoux. Diesen ihren Einfluß benutzten die Jesuiten vor Allem gegen die Reformirten. Zunächst war es abgesehen auf die Provinz Bearn, welche die reformirte Confession angenommen und die katholischen Kirchengüter eingezogen hatte. Heinrich IV. hatte ihr Religionsfreiheit und sicheren Genuß ihrer Kirchengüter garantirt. Gleichwohl dem Andenken des edlen Königs zum Trotz wagte es der Hof-Jesuit Arnoux, den König in Gegenwart des gesammten Hofs zur Ausrottung der Ketzer aufzufordern. Die Reformirten von Bearn wandten sich dagegen mit einer Vorstellung an den König, in welcher sie sagten: „Unter Anführung des verstorbenen Königs und zu seiner Vertheidigung haben die Reformirten Schlachten gewonnen. Mit Lebensgefahr und mit Hintansetzung unseres Eigenthums haben wir ihn mitten durch die Feinde an der Spitze unserer Schwerter auf den Thron erhoben. Allein von so vielen Arbeiten und Gefahren genießen nun Andere als wir die Früchte." Bezeichnend ist, was sie in ihrer Schrift weiter sagen: „Ew. Majestät werden einst wahrnehmen, daß der Papst unter dem Titel der römischen Kirche nach einer allgemeinen Monarchie auf Erden strebt. Schon hat er den dritten Theil Ihres Königreichs unter seiner Herrschaft und mehr als den fünften Ihrer Unterthanen dem Gehorsam, den Sie Ihnen schuldig sind, entzogen. Die Geistlichen unterwerfen sich nicht mehr Ihrer Gerichtsbarkeit und wollen keinen anderen Souverain, als den Papst, anerkennen. Erlauben Sie, Sire, dasjenige noch beizufügen, was der päpstliche Hof lehrt und zu unserer Zeit auch ausgeübt hat, nämlich, daß man in gewissen Fällen Königen Leben und Krone rauben könne. Er braucht nur noch einen Schritt weiter zu gehen, und er wird behaupten, daß Ihr Königreich ein Lehen des heiligen Stuhls sei." Ueber die Jesuiten machen sie folgende treffende Bemerkungen: „In Ihrem Königreiche, Sire, befindet sich eine Secte von Leuten, die sich von der

Gesellschaft Jesu nennen, als wäre es für sie eine unbedeutende Kleinigkeit, Jünger des Heilands zu sein. Sie schwören ihrem Ordenschef, welcher von jeher ein Unterthan des Königs von Spanien ist, blinden Gehorsam. Als Verführer der Jugend und als Feinde des Staats und des Lebens der Könige sind sie von Ihren Parlamentshöfen verurtheilt worden. Sie lehren, daß der Papst befugt sei, Könige abzusetzen und über Kronen nach Willkühr zu verfügen, und daß ein Geistlicher, welcher im Beichtstuhl Kenntniß von einer Verschwörung gegen Staaten und Monarchen erhält, nicht verpflichtet sei, dieselbe zu entdecken. In Frankreich sowohl als andern Orts hat man die traurigen Wirkungen dieser Lehre vorgefunden. Man hat Schriften, worin dieselbe gerechtfertigt wird, und welche mit Bewilligung und Gutheißung ihres Generals und wahrer jesuitischer Theologen gedruckt wurden, zum Feuer verdammt. In dem Collegio, welches ihnen die Freigebigkeit des verstorbenen Königs, Ihres Vaters, zu La Fleche stiftete, sieht man in dem Speisesaal die Portraits der Märtyrer ihres Ordens, unter welchen sich auch jene befinden, welche mit dem Tode bestraft wurden, weil sie an Verschwörungen wider das Leben des Königs Antheil genommen. Diese Todesstrafe nennen sie ein Märtyrerthum und stellen die Gemälde solcher Verbrecher unter die Augen einer Menge junger Leute, um sie durch Beispiele aufzumuntern, auf ähnlichen Wegen nach der Märtyrerkrone zu ringen. Und diese Jesuiten, die eine solche verruchte Lehre nie widerrufen und die Bücher, die sie enthalten, nie widerlegt haben, sind nun die nächsten bei unsern Königen, die ihnen ihr Ohr und die Geheimnisse ihrer Gewissen anvertrauen. Eben diese Leute, Sire, suchen ihr Privatinteresse darin, die ganze Welt wider uns zu empören. Ihre Intriguen und Cabalen verbergen sie unter einem falschen Religionseifer und sie können auch selbst einen katholischen König nicht leiden, der nicht wenigstens seine eigenen Unterthanen verfolgt und sein König-

reich mit dem Feuer der Zwietracht verheert. „Aber alle diese Vorstellungen fruchteten nicht. Die Jesuiten, die den jungen König beherrschten, stellten die Vertheidigungsschrift der reformirten Bearner als aufrührerisches Libell dar, man schilderte sie als Umstürzer, die man vernichten und mit Gewalt in die römische Kirche zurückführen müsse. Ein königliches Edict stellte die katholische Kirche wieder her und gab die Kirchengüter an sie zurück. Die Reformirten betrachteten dieses Verfahren als einen Eingriff, nicht blos in ihre kirchlich-religiösen, sondern auch in ihre politischen Rechte, weil die Krone nicht befugt war, ohne Beistimmung der Stände Etwas in Sachen der Religion zu verfügen. Aber es half Alles Nichts. Im Jahr 1600 rückte Ludwig XIII. selbst an der Spitze seiner Soldateska in Bearn ein. Die Reformirten vereinigten sich in der Conförderation von la Rochelle. Nun folgte ein vieljähriger Glaubenskrieg, in welchem die empörendsten Greuel verübt wurden. Endlich im Jahr 1629 kam ein Friedensschluß zu Nimes zu Stande, der den Reformirten zwar wenigstens einigermaßen Ruhe, aber keine volle Religionsfreiheit gab. Der Cardinal Richelieu, der in Gemeinschaft mit den Jesuiten das Alles leitete, wußte den Reformirten auch ihre Sicherheitsplätze, die Festungen Montauban und Rochelle zu entreißen. So kamen durch den höfischen Einfluß der Jesuiten die Protestanten in Frankreich um ihre kirchlichen und politischen Freiheiten. — Aber damit hatten die Ultramontanen nicht genug. Der Nachfolger Ludwigs XIII., Ludwig XIV. wurde in religiös-kirchlichen Dingen von seinem Beichtvater dem Pater La Chaise geleitet. Dieser geistliche Herr und seine Consorten lagen dem Könige fortwährend an, die Protestanten auszurotten. Sie stellten ihm vor, welche Verdienste er sich dadurch vor Gott und um die heilige katholische Kirche erwerben würde, sie wußten ihm anzudeuten, daß er durch Vernichtung der Ketzer seine Sünden gut machen würde. Ludwig glaubte im Ernst, seine

fleischlichen Ausschweifungen durch seine Verdienste um die alleinseligmachende Religion aufwiegen und sich mit Ketzerblut rein waschen zu können. So kam es, daß die Jesuiten und die Maitressen sich in die Herrschaft über den ebenso galanten als fanatischen und frömmelnden König theilen konnten. Von diesen unsauberen Mächten war selbst das Ministerium abhängig. Anfangs ging man zwar in dem jesuitischen Bekehrungsgeschäft vorsichtiger und langsamer vor, nach und nach kam aber der Fanatismus immer mehr in's Rollen und schritt zur Gewalt und offener Unterdrückung fort. Zuerst suchte man durch Corruption zu wirken; man bestach mit Geld, mit Aemterverleihungen, man erließ den Neubekehrten Steuern, man verfügte, daß vom siebenten Jahr an jedes Kind befugt sein solle, katholisch zu werden und die Eltern von da an keine Macht über es ausüben dürfen; dann suchte man da und dort die Privilegien der Reformirten zu beschneiden. Die katholischen Beamten suchten sich dem Hof durch Bedrückungen jeder Art gefällig zu zeigen. Endlich schritt man zur Einquartierung von Soldaten bei den Reformirten; sie wurden so lange eingelegt, bis die Leute sich bekehrten. Es sind dieß die bekannten Dragonaden, die der Minister Louvais aufbrachte, der ganz mit den Jesuiten ging. Diese Dragoner mißhandelten die Leute auf's Empörendste, sie wütheten mit dem Pallasch in der Faust gegen Leute, denen ihre Religion lieber als das Leben war, den Männern setzten sie die Pistole auf die Brust, die Weiber nothzüchtigten sie, um sie katholisch zu machen, überall raubten sie, was sie erwischen konnten. Wer sich gegen diese abscheulichen Mißhandlungen beklagte, der wurde eingekerkert, ja man zwang die Uebergetretenen sogar zur Unterzeichnung von Schriften, worin sie trotz allen Gewaltthaten erklären mußten, daß sie aus freien Stücken übergetreten seien. Diese Actenstücke wurden dann an den Hof gesandt. So brachten Louvois und die Jesuiten es dahin, überall die Bekehrung durch

Dragoner einzuführen, sie spiegelten dem Könige vor, der Widerstand gegen den Uebertritt zum Katholicismus beruhe nur auf Trotz und Widerspenstigkeit gegen seinen allerhöchsten Willen. Das Alles mußte zu den schrecklichsten Scenen und zu blutigem Zusammenstoß führen. Denn die armen Reformirten wollten sich nicht mit Bajonetten und Pistolen zur Messe treiben, sie wollten sich nicht die Messe gewaltsam in den Mund stoßen lassen. Auf diese Weise wurde, wie man sieht, das Religionsedict von Nantes illusorisch, es war noch vorhanden, aber längst durch Gesetze und Vergewaltigungen factisch unwirksam gemacht; nicht blos ihre kirchlichen, auch ihre religiösen Rechte verloren die Reformirten. Endlich nachdem man, genau betrachtet, längst zum Aeußersten geschritten war, schritt man auch zur Aufhebung des Edicts von Nantes im Jahr 1685. Das merkwürdige Actenstück, durch welches dieser ganz Europa empörende Schritt gethan wurde und die Jesuiten ihren höchsten Triumph feierten, enthält unter anderen folgende Bestimmungen: 1) Alle Begünstigungen, welche bisher die Reformirten in Kraft königlicher Edicte, Friedensschlüsse, Erklärungen, Arrêts genossen, sollen von nun an aufhören und alle Kirchengebäude und Bethäuser niedergerissen werden. 2) Weder in öffentlichen noch in Privathäusern, unter welchem Vorwand es immer geschehen möge, sollen die Reformirten sich versammeln, um ihre Religion auszuüben. 3) Deßgleichen soll auch kein Gutsherr auf seinem Landsitz sich solcher Religionsübung unterfangen und zwar unter Strafe gefänglicher Haft und Confiscation seiner Güter. 4) In Zeit von fünfzehn Tagen sollen alle reformirten Geistlichen, welche sich nicht bekehren wollen, alle der französischen Herrschaft unterworfenen Länder verlassen, sich alles Predigens, Ermahnens und anderer Seelsorgerverrichtungen enthalten und im Ungehorsamsfall auf die Galeeren geschickt werden. 5) Diejenigen Geistlichen, welche zur katholischen Kirche übertreten, sollen lebenslänglich und nach

ihrem Absterben die hinterlassenen Wittwen von aller Steuer und Einquartierung befreit sein. Außerdem bewilligt ihnen der König eine Pension, die um den dritten Theil stärker ist als jene, die sie als reformirte Prediger genossen. Nach ihrem Tode sollen ihre hinterlassenen Wittwen die Hälfte dieser Pension zu beziehen haben. 6) Alle Privatschulen, worin die reformirte Jugend unterrichtet wurde, sollen aufgehoben und überhaupt Alles verboten sein, was etwa zu Gunsten der Reformirten dienen könnte. 7) Die Kinder reformirter Eltern sollen in Zukunft in den katholischen Kirchen getauft werden. Unter Androhung einer Strafe von fünfhundert Pfund und noch empfindlicherer Strafen sollen Väter und Mütter verbunden sein, ihre Kinder zur katholischen, apostolischen und römischen Religion erziehen und unterrichten zu lassen. 8) Aus königlicher Gnade erlaubt der Monarch denjenigen reformirten Unterthanen, welche vor Bekanntmachung gegenwärtigen Edicts in's Ausland geflüchtet sind, in einem Zeitraum von vier Wochen in ihr Vaterland zurückzukommen, wo sie von ihrem verlassenen Eigenthum wieder ungestörten Besitz nehmen können, dagegen sollen die Güter derjenigen, die binnen dieser Frist nicht zurückkehren würden, dem Fiscus anheimfallen. 9) Die französischen Staaten zu verlassen, soll unter Androhung von Galeerenstrafe für Mannspersonen und Gefangenschaft und Güterconfiscation für Frauenzimmer jedem Reformirten verboten sein. 10) Diejenigen Reformirten sollen im Königreich auch fernerhin bleiben dürfen, die sich aller geheimen und öffentlichen Ausübung ihrer Religion enthalten. Scheinbar sollte diese Verordnung noch mild erscheinen, obwohl sie empörend und ein Verbrechen an der Menschheit ist, aber in Wirklichkeit wurde diese Härte von den Verfolgern der Protestanten noch weit übertroffen. Jetzt befahl Louvois seinen Creaturen, den Intendanten in ganz Frankreich erst recht streng aufzutreten, jetzt gingen die Dragonaden erst recht los. Man sagte ausdrücklich, es sei

der Wille des Monarchen, daß gegen Diejenigen eingeschritten werde, die eine ihm mißfällige Religion bekennen, er wolle, daß diejenigen, welche die thörichte Ehre haben wollen, die letzten Bekenner der reformirten Religion zu sein, auf's strengste behandelt werden. Sofort trieben die Dragoner die Reformirten mit vorgehaltener Pistole und Säbelhieben zur Messe, Scheiterhaufen, Tod und Galgen. Mehr als zehntausend Menschen kamen unter diesen Verfolgungen um's Leben. Eine weit größere Menge von Franzosen wanderte aus, obwohl man die härtesten Strafen auf die Auswanderung setzte und Grenzen und Küsten bewachte. Das Ausland, das die Willensstärke, die Intelligenz, den Fleiß der flüchtigen Märtyrer zu schätzen wußte, nahm sie mit offenen Armen auf und schätzte sich glücklich, durch sie einen neuen Zuwachs von Kräften gewonnen zu haben. Viele nahmen die katholische Religion auch nur zum Schein an, was man meist erst entdeckte, wenn sie in der Todesstunde sich weigerten, das Abendmahl nach katholischem Ritus zu empfangen. Aber auch dagegen erfanden die Jesuiten ein Mittel; man verordnete, daß diejenigen, welche auf dem Todbette sich weigerten, die Sacramente der Kirche anzunehmen, nach ihrem Hintritt in die Ewigkeit unter den Galgen geschleift und ihres hinterlassenen Vermögens verlustig sein sollten; sollte Einer wieder genesen, so solle er Kirchenbuße thun und wenn er eine Mannsperson ist, zur lebenslänglichen Galeerenstrafe, Frauenspersonen zu lebenslänglichem Gefängniß und zur Confiscation ihrer Güter verurtheilt werden. Diese Maßregeln führten zu den fürchterlichsten Auftritten, man sah Leichen zum Einscharren im Triumph durch die Straßen schleppen, Geistliche drangen mit den Sterbsacramenten in die Häuser der Sterbenden, der Prälat vollzog mit eigenen Händen Henkersdienste an den Todten. Die Lebenden trieb man zur Kirche und steinigte sie, wenn sie wegblieben. Obwohl durch diese Greuel Frankreich, das seine besten Bürger verlor, der größte Schaden

erwuchs, hörte man doch nicht auf zu wüthen, denn die Jesuiten, voran sein Beichtvater La Chaise, hatten dem König eingeprägt, daß der höchste Ruhm eines Königs sei, die Ketzer auszurotten. Darin faßt sich die Politik der Jesuiten in Frankreich zusammen. Nachdem der Pater La Chaise den Weg alles Fleisches gegangen war, trat ein anderer Jesuit Le Tellier an seine Stelle. Dieser Mann wußte noch eine weit größere Gewalt als sein Vorgänger sich anzumaßen; er brachte die ganze französische Kirche in Verwirrung und theilte sie in zwei Lager, selbst den Papst und die Gerichtshöfe wußte er einzuschüchtern. Die Opposition gegen die Jesuiten begann jetzt in ihrer eigenen Kirche zu wachsen. Dieser Le Tellier war es auch, der den König in den Jesuitenorden aufnahm. Der Orden wurde seine Zufluchtsstätte vor seinen Gewissensbissen und die Jesuiten ihrerseits rühmten sich, einen König unter den Ihrigen zu zählen. Nie hat ein König mehr für den Orden gethan, als dieser, nie wurde die fürstliche Gewalt schnöder mißbraucht im Dienst des Fanatismus. Kein Wunder, daß die Jesuiten bei der Leiche des Verstorbenen jammerten und heulten und beteten, wie sie es nur bei den Ihrigen thaten. Der scheußlichste Tyrann, der ausschweifendste Mensch, der das Blut und Mark von Tausenden auf dem Altar seiner Wollust und seines Ehrgeizes opferte, war ihr Abgott und zugleich ihr Sclave.

Unter der Regierung Ludwig XV. wurden die Dinge nicht besser, vielmehr eher noch schlimmer. Am 14. Mai 1724 ließ man den 13jährigen königlichen Knaben eine Verordnung gegen die Reformirten unterschreiben, welche den Verfolgungen neue Stärke gab und noch hinausging über die gräßlichen Gesetze Ludwig XIV. Der Urheber war der Bischof von Nantes, später Erzbischof von Rouen, Laverque de Tressou. Durch Nichts glaubte er sich in Rom so beliebt zu machen, als durch gehäufte Leiden der Ketzer. Dadurch hoffte er,

den Cardinalshut zu erlangen. Die Gesetze der vorigen Regierung wurden von Neuem eingeschärft, die evangelischen Geistlichen wurden mit dem Tode, Männer, die ihren Predigten beigewohnt, mit Galeerenstrafen, die Frauen mit immerwährendem Gefängniß bedroht. Dieselben Strafen sollten die erleiden, die einem Geistlichen Zuflucht gewähren oder ihn nicht angeben und dadurch der Hinrichtung entziehen würden. Die edelsten Handlungen wurden dadurch zu Verbrechen gestempelt. Alle Ehen, die nicht von einem katholischen Pfarrer eingesegnet waren, galten für unrechtmäßig, die Kinder aus denselben für Bastarde, unfähig, zu erben. Es gab Pfarrer, die, wenn sie eine Ehe von Protestanten einsegnen sollten, verlangten, daß diese vorher ihre verstorbenen Eltern verfluchten und schwuren, daß sie deren ewige Verdammniß glaubten. Im südlichen Frankreich ereigneten sich wieder die fürchterlichsten Auftritte. Die Häuser der Calvinisten wurden zerstört, ihre Leichname aus den Gräbern gerissen und beschimpft, Soldaten drangen in ihre verborgenen religiösen Versammlungsorte und metzelten nieder, was sie erreichen konnten; Jesuiten dienten ihnen dabei als Angeber und Führer. Bei Nacht und Nebel mußten sie zum Gottesdienst, wie zu einer finsteren That, schleichen, die Frauen Waffen unter den Kleidern tragend. Neben diesen Vergewaltigungen liefen Erpressungen her. Ein reicher Fabrikant in Nimes mußte im Lauf seines Lebens allmälig nicht weniger als 200,000 Livres ausgeben, um sich seine Kinder zu erhalten, deren Wegnahme man ihm androhte. Wie weit die jesuitische Verfolgungssucht reichte, und wie lange sie fortdauerte, läßt sich wohl daraus ermessen, daß im Jahr 1762, in demselben Jahr, in dem Rousseau's Emil erschien, das Parlament von Toulouse Franz Rochette hängen ließ, aus keinem andern Grunde, als weil er geständig war, protestantischer Geistlicher zu sein, und drei Reformirte, die Brüder Grenier, köpfen ließ auf die erlogene Beschuldigung

hin, daß sie zu Rochette's Befreiung einen Aufruhr hätten anstiften wollen. Diese Verbrechen an der Menschheit hörten erst auf, als Voltaire den Justizmord an Jean Calas nachgewiesen und die Rehabilitation seiner Ehre und Unschuld erwirkt hatte. Noch immer kam aber der Raub protestantischer Kinder vor, auch gab man Diejenigen, die man früher auf die Galeeren geschickt hatte, doch nicht frei.

Die Resultate dieser Verfolgungen sind schrecklich. Die Zahl der gewaltsam Bekehrten übersteigt eine Million. Daß sie im Herzen Protestanten blieben, war der katholischen Geistlichkeit gleichgiltig. Man dachte an die folgende Generation, die man um so gewisser in die Hände bekommen werde. Auf Viermalhunderttausend kann man die glücklich Entkommenen anschlagen, die sich über Europa verbreiteten. Ebenso viele kamen durch Soldaten, auf der Flucht, in den Gefängnissen, in den Hospitälern, auf den Galeeren und Blutgerichten um. In der Provinz Languedoc allein sollen während der Verfolgungszeit zehntausend Menschen verbrannt, gerädert, gehängt worden sein. Erst unter der Regierung Ludwigs XVI. wurden die Protestanten durch ein im November 1787 erschienenes Edict als Bürger des Staates anerkannt und ihre Heirathen unter gewissen Bedingungen gestattet. Aber die Bischöfe und Parlamente waren dagegen, daher wurde das Edict nicht beobachtet.

Einen ganz besonderen Einfluß übten die Jesuiten am Hofe von Portugal aus, wo sie die Könige und somit das Land vollständig in ihre Gewalt bekamen. Da sie die Prinzenerzieher waren, mußte ihnen das leicht werden. Die Regententugenden wurden da nicht ausgebildet, sondern alle möglichen Nebendinge. Den Kronprinzen Theodosius bildeten sie ganz nach ihrem Sinn; er kannte keinen höheren Menschen und keinen anderen Rath, als seinen Beichtvater, einen Jesuiten. Seinen Sinn kann man aus folgender Anekdote abnehmen: Als es sich bei einem Turnier darum handelte,

daß er seine Dame angeben sollte, erklärte er, seine Dame sei der Jesuitenorden, dem er sich für sein ganzes Leben angelobe. Erst später, als die Anmaßungen des Ordens einen gar zu hohen Grad erreichten und sie in Amerika zum offenen Aufruhr schritten, nahmen die Dinge eine andere Wendung. Wir werden darauf an einem andern Orte zurückkommen.

Einen ganz besonderen Einfluß übten die Jesuiten lange Zeit am englischen Hof und wurden dadurch das Verderben des Hauses Stuart. Die Jesuiten hatten zwar in England von jeher einen harten Stand, weil das Volk durchweg heftig gegen das Papstthum erbittert war. Gleichwohl schlichen sie sich ein und wußten sich mit der ihnen eigenen Hartnäckigkeit lange zu erhalten. Schon unter Jakob I. wußten sie an den Hof und in die Parlamente ihre Kreaturen zu bringen, trotz des geleisteten Eides; denn den Eid konnte man mit Vorbehalten schwören. Sie verbreiteten ihre Grundsätze insgeheim, ihr Wirken blieb aber nicht verborgen. Das Volk war voll Argwohn und darum sehr auf seiner Hut. Die unkluge Nachgiebigkeit Jakob I. gegen die Katholiken hat seinem Sohn Karl I. sehr geschadet. Karl I. hat stets den Vorwurf der Begünstigung der Ultramontanen hören müssen; der daraus entstandene Haß hat wesentlich zu seiner Hinrichtung am 30. Januar 1649 beigetragen. Man warf ihm vor, er stehe mit den Jesuiten in Verbindung und benutze sie zu geheimen Geschäften und Negociationen. Unter Cromwell verschwanden die Jesuiten; denn er spielte ihnen übel mit, wenn er sie erwischte, wenn er ihnen in Britannien oder auf dem Festlande schaden konnte. Er drohte allen Denen die Todesstrafe, die einem Jesuiten unter ihrem Dach Schutz gewähren würden. Die Patres Robert Betervil, Heinrich Cavet und Johann Basch wurden entdeckt und hingerichtet, sowie der Pater Worshington. Auch in Irland wurden sie verfolgt, aber nirgends ganz ausgerottet. Besonders gut standen

ihre Angelegenheiten unter Karl II. Dieser war insgeheim Katholik, und machte sich nichts daraus, das Abendmahl an demselben Tage nach katholischem und reformirtem Ritus zu empfangen. Er hatte entweder Katholiken oder Freigeister um sich; seine Minister waren offene oder geheime Katholiken, sein Bruder, seine Gemahlin waren katholisch. Sodann war Karl II. in beständiger Geldverlegenheit und in den Händen des Königs von Frankreich und der ihm von diesem zugeschickten Maitressen. Er mußte zu dem Plane die Hand bieten, England nicht blos dem Despotismus, sondern auch dem Papismus wieder zu überantworten. So wurde er ganz der Vasalle der Ultramontanen. Daß das Volk auf's Aeußerste mißtrauisch und erbittert wurde, läßt sich denken; denn daß er als Katholik starb, konnte nicht verborgen bleiben. Damit waren aber die Jesuiten noch weit nicht zufrieden, so lange die Wiedereinführung des Katholicismus in England nicht durchgesetzt war. Der Hauptjesuit an Jakob II. Hof war der Ordensbruder Petre. Dieser Petre war eine Zeit lang Viceprovincial und wurde dann zum geheimen Cabinetssecretär ernannt; er war höflich, ansprechend, wußte fließend zu reden, dabei aber war er eitel und schwach. Er hat vielleicht am meisten zum Sturz der Stuarts beigetragen. Dieser Jesuit hatte einen ganzen Schweif von Jesuiten, geheimer und offener Katholiken hinter sich. Unter solchen Umständen wußten die Ultramontanen Alles durchzusetzen. Die Jesuiten, Petre an der Spitze, hatten alles Ernstes den Plan, den Protestantismus in England auszurotten. So klug sie sonst waren, so waren sie doch von ihrem Fanatismus mit Blindheit geschlagen. Die Rechnung auf die Willfährigkeit des Königs verwirrte ihren Verstand. Die verrückte despotische Natur des Königs glaubte alle Gesetze des Königreichs offen oder auf Schleichwegen illusorisch machen zu können. Er ernannte vier katholische Bischöfe und sandte sie in ihre Sprengel, führte den katholischen Gottesdienst in seiner Hof-

kapelle ein; Mönche in Ordenskleidung erschienen zu Whithall. Nur Katholiken gelangten zu höheren Aemtern, alle politischen Angelegenheiten wurden von Papisten geleitet, den Protestanten wurde alle Polemik gegen den Katholicismus von den Kanzeln verboten, für kirchliche Angelegenheiten wurden besondere Gerichte eingesetzt, die mit Katholischen besetzt waren und alle Geistlichen jeder Kirche vor sich laden, die Statuten aller Universitäten, Collegien, Conventikel untersuchen, verbessern oder vernichten konnten. Die Jesuiten jubelten über das Werk, das sie bei Hof angerichtet hatten, und waren unklug genug, den König in seinen Ueberstürzungen nicht aufzuhalten. Man kann eben nicht sagen, daß die Jesuiten in England ihre sonstige Schlangenklugheit sonderlich bewährt hätten. Dem König schadete außerdem sein sonstiges, grausames, tyrannisches Verhalten gegen sein Volk, sein lüderlicher Lebenswandel neben seiner Andächtelei und Religionsmacherei, der Verdacht, daß er einen Thronfolger unterschoben habe und noch viele andere Dinge. Gleichwohl begriff er so wenig, als seine jesuitische Camarilla den Stand der Dinge unter dem Volk. Die jesuitisch-despotische Cabale brachte es dahin, dem König alle und jede Sympathie, sogar in seiner eigenen Familie und unter dem Hofadel, zu entfremden. Das Volk, das seine Tyrannei und seinen Papismus ohnedies fürchtete, war zum Voraus gegen ihn. Als nun der Sturm hereinbrach und Wilhelm von Oranien nach England herüber kam, empfangen von dem Jubel der Nation, am 4. November 1688 unter dem Wahlspruch: „Ich will behaupten die Freiheiten Englands und die protestantische Religion" (dieser Spruch stand auf seiner Flagge), da stob die Hofcamarilla, die katholischen Bischöfe, Pfaffen und Hofleute auseinander, und die Jesuiten, den Pater Petre an der Spitze, waren die ersten, die die Flucht ergriffen. Auf englischem Boden hatte der Jesuitismus am Hof sein Ziel total verfehlt. Die Hofgunst hatte ihn schwindlig gemacht; er hat

nur den Ruin der regierenden Dynastie bewirkt, und der Nation einen Haß gegen das Papstthum eingestreut, der bis heute nicht aufgehört hat. Nur eine kleine Bewegung bedarf es, um die noch jetzt unter der Asche glühenden Feuerfunken in helle Flammen ausschlagen zu lassen.

Einen besonders verderblichen Einfluß übten die Jesuiten in Polen. Der Untergang dieses Reiches ist einem namhaften Theil nach ihnen zuzuschreiben. Ueberwiegenden Einfluß erhielten sie unter Stephan Bathori, der gewählt wurde, obwohl er Protestant war, sich aber bereden ließ, der Uebertritt zur römischen Kirche sei für ihn nöthig, um seinen Thron zu befestigen. Bathori hielt den Fanatismus der Jesuiten noch einigermaßen in Schranken. Es wurde aber anders, als Sigmund III., der erste König aus dem Haus Wasa, den polnischen Thron bestieg. Diesen hatten seine Eltern, der König Johann von Schweden und die polnische Prinzessin Katharina, öffentlich zum Schein als Lutheraner, heimlich und in Wahrheit zum eifrigen Katholiken erzogen, in spem utriusque regni, wie der Vater sagte, obwohl diese Intrigue nicht zum Ziele führte. Vorerst beförderte man nur Katholiken in Hof- und Staatsämtern, so, daß der ganze Adel katholisch wurde. In den Städten nahm man den Protestanten fast überall ihre Pfarrkirchen unter dem Vorwand, daß sie von katholischen Stiftungen herrührten. Der König hieß nur der Jesuitenkönig, nur durch die Jesuiten konnte man vorwärts kommen. Das Mittel hiezu waren reiche Geschenke, daher der Reichthum des Ordens bald einen hohen Grad erreichte. Vor Allem erreichten sie ihren Hauptzweck, die Erziehung der Jugend, vornämlich des Adels. Endlich brachten sie es sogar zum Ideal ihres Strebens, einen Ordensbruder auf dem Thron zu sehen. König Johann Kasimir aus dem Hause Wasa war, ehe er die Krone erhielt, einige Jahre ein Glied des Ordens und wurde dann Cardinal der römischen Kirche. Daß nun der jesuitische

Fanatismus erst recht um sich griff, daß er jetzt Geschäfte im Kirchen- und Güterraub machen, jetzt erst die Protestanten recht verfolgen konnte, lag in seiner Natur. Obwohl man die Protestanten nicht ausrotten konnte, wußte man doch an die Stelle des protestantischen den Jesuitengeist zu setzen und den Protestantismus als Element im Volksleben zu verdrängen und mit der Wurzel auszureißen. Will man den Geist, der unter Johann Kasimir herrschte, kennen lernen, so darf man sich nur daran erinnern, daß auf den Uebertritt vom Katholicismus zu einer andern Confession die Todesstrafe gesetzt war.

Der sächsische und zugleich polnische König August opferte den Jesuiten willig seine früheren Glaubensgenossen, und ließ es sich als förmliche Hauptbedingung gefallen, keinem Protestanten ein Amt oder eine Würde von Bedeutung zu verleihen. Man ging durchweg darauf aus, die Protestanten auszurotten. Auf Andringen des polnischen Hauptunterhändlers, des Bischofs Syaniowski von Cujovice, garantirte der Czaar neue Beschränkungen der nichtkatholischen Polen; dafür wurde ihm die Reduction des polnischen Heeres von 80,000 auf 18,000 Mann zugestanden. Unter dieser Regierung ereignete sich eine Schandthat, die ganz Europa empörte. In dem damals der Krone Polen unterworfenen Thorn hatten die Jesuiten ein Collegium. Sie erlaubten sich ein freches, beleidigendes Betragen gegen die Bewohner der deutschen, fast ganz evangelischen Stadt, besonders ihre Zöglinge erlaubten sich alle möglichen Unverschämtheiten. Bei Gelegenheit einer Procession im Sommer 1724 mißhandelte ein polnischer Jesuitenzögling evangelische Zuschauer, die nicht niederknien wollten. Der Pöbel rächte sich, indem er das Jesuitencollegium stürmte, Geräthe und einige Marien- und Heiligenbilder zerstörte und verbrannte. Die Jesuiten forderten eine außerordentliche Strafe. Es wurde der Stadt bei dem Assessorialgericht zu Warschau ein Proceß angehängt, in

Folge dessen der erste und zweite Bürgermeister, obschon ihnen nichts zur Last gelegt werden konnte, als daß sie gegen den Auflauf nicht nachdrücklich eingeschritten wären, und außer diesen noch neun andere Bürger zum Tod verurtheilt wurden. Das ließ der Abkömmling glorreicher protestantischer Fürsten, die Alles an die Reformation eingesetzt hatten, ruhig geschehen und vollstrecken, obwohl sich andere Höfe, darunter auch katholische, für die unglücklichen Schlachtopfer nachdrücklich verwendet hatten. Einige wurden erst enthauptet, nachdem ihnen die Hände abgehauen waren. Eine große Anzahl Personen wurde auf andere Art bestraft, ihrer Aemter entsetzt, verbannt, mit harten Geldbußen belegt ꝛc. Die evangelische Hauptkirche mußte den Katholiken abgegeben werden, „zur Versöhnung der in ihren Bildern an ihrer Ehre gekränkten Mutter Gottes", wie es in dem Urtheil heißt. Die Stadt mußte eine ungeheure Summe Schadenersatz an die Jesuiten zahlen. Das ist das Thorner Blutbad, angerichtet von den Jesuiten. Kein Wunder, daß die Unterdrückung Polens erfolgen mußte. Denn Alles sollte nur dazu dienen, die Gewalt der Jesuiten zu erweitern.

In Ungarn nahmen die Jesuiten den Protestanten Kirchen zu Hunderten weg seit den Zeiten Ferdinand II. Folter, Kerker, Galeerensclaverei traf die Protestanten. Jesuiten, von Bewaffneten begleitet, gingen von Haus zu Haus, raubten die Kinder, um sie wohl oder übel im Katholicismus zu erziehen. Katholische adelige Damen ließen ihre evangelischen Unterthanen auf Anrathen der Jesuiten in finstere Kerker werfen und peitschen, bis sie ihren Glauben abschworen. Der ungarische Adel widerstand auf die Länge dem Preise des Abfalls nicht, Bischofstühle, Hof- und Staatsämter winkten ihnen. Auf dem Reichstag zu Oedenburg wurde die Glaubensfreiheit feierlich anerkannt (1681), aber mit Vorbehalt des Rechts der Grundherren, womit Alles verloren war, weil die Herren ihre Unterthanen, die ihrem Glauben nicht folgten,

austreiben konnten. Die Jesuiten richteten durch ihre Bekehrungsmanier Leib und Seele der Reformirten zu Grunde. Die Schlachtbank von Eperies (1687), ähnlich wie das Prager Blutgericht, ist dessen ein fürchterliches Zeugniß. Von jeher waren die Bemühungen der Jesuiten beim Kaiserhof dahin gegangen, daß Ungarn wie Oesterreich und Böhmen wieder der römischen Kirche unterwürfig gemacht würde; sie wußten schon den großen und tapferen Bethlen Gabor, Fürsten von Siebenbürgen, der mit den deutschen Protestanten verbunden war, im Jahr 1629 durch einen von Oesterreich empfohlenen Leibarzt auf die Seite zu schaffen. Das Unterdrückungssystem gegen die Ungarn war wesentlich spanisch-jesuitischen Ursprungs, sogar im Divan des Sultans zu Konstantinopel wirkten die Jesuiten gegen die Ungarn. Im April 1671 wurden die vornehmsten Ungarn, die Nadasty's, Spring's, Frangipany's exequirt und ausgeraubt. Die Säbelherrschaft und die Jesuiten herrschten. Das Blutgericht zu Eperies begann am 5. März 1687, neun Monate dauerte das Wüthen, etliche zwanzig edle Ungarn wurden geköpft und geviertheilt, nachdem sie auf die schrecklichste Art gefoltert waren. Man erfand eine Art von Feuerregen von Pech und Harz, der die frei schwebenden Gemarterten überschüttete, man stieß ihnen glühende Nägel und Drähte unter die Nägel der Füße und in die heimlichen Stellen. Das geschah neben dem gewöhnlichen Aufziehen mit schweren Gewichten, Brennen mit Wachslichtern unter den Achselhöhlen. Das geschah durch den Neapolitaner Caraffa, kaiserl. General und Obercommandant in Ungarn, der im Angesicht der gemarterten Opfer mit Weibern scherzte, soff und Würfel spielte. Neben ihm waren die Haupthenker die Jesuiten, welche die Bluthunde machten und Jenen noch zum Aufspüren, Ausrauben und Martern der Opfer anstachelten. Das war die Politik, mit der man die Ungarn dem Papst und dem Haus Habsburg zu unterwerfen suchte. Daß man dabei den

Protestanten ihre Kirchen, ihre Geistlichen nahm, ihre Kinder raubte, verstand sich. Wurden doch die Kinder der Hingerichteten und Verjagten für ehrlos erklärt. Caraffa erhielt für seine Verdienste vom Kaiser das goldene Vließ; später verfiel er in Wahnsinn und heulte fortwährend Eperies! Eperies! und starb am 6. März 1693 an demselben Tag, an welchem er das Blutgericht eröffnet hatte.

Dieses langjährige System der Unterdrückung jeder freien Regung im Volksleben, im Unterricht, diese fortwährende Stärkung der römischen Obergewalt und die Mißachtung der Volksinteressen hat, wie der polnische Schriftsteller Krasinsky sagt, Polens Wohlfahrt untergraben und die Keime aller Uebel gelegt, die den Verfall und den Sturz des unglücklichen Landes herbeigeführt haben. Die Jesuiten, sagt Krasinsky weiter, sahen ein, daß es zur Ausrottung der schriftmäßigen Glaubenslehren kein zuverlässigeres Mittel geben könnte, als den Verstand des Volkes durch ein verkehrtes Erziehungssystem zu fesseln, und in dieser Absicht führten sie ein solches System in den öffentlichen Schulen ein, die lange fast ausschließlich von ihnen geleitet wurden. Diese Maßregel hatte ihre natürlichen Folgen; Wissenschaften und Gelehrsamkeit wurden beinahe vernichtet, und Polen, das während des sechzehnten Jahrhunderts rasche Fortschritte fast in allen Theilen geistiger Veredlung gemacht hatte, ging ebenso rasch zurück. Um einen solchen Preis wurde der Romanismus in Polen gerettet, und kein Land in der Welt gibt vielleicht eine so eindringliche Erläuterung der Segnungen, die ein Staat durch die Einführung schriftmäßiger Glaubenslehren erlangt, und der Drangsale, welche die Unterdrückung derselben einem Volk bringt, da Polen während der Fortschritte der Reformation an Wohlfahrt und Reichthum zunahm, und in gleichem Verhältniß sank, als die Herrschaft des biblischen Christenthums der römisch-katholischen Gegenwirkung weichen mußte.

Dieselbe Politik, die Höfe zu gewinnen und dann mit deren Hülfe den Protestantismus auszurotten, befolgten die Jesuiten überall bis in die Neuzeit herein.

Wir kommen nun noch auf die Behandlung der Protestanten in der Kurpfalz zu sprechen. Im Jahr 1685 fiel dieses schöne Land an die Neuburger Linie. Diese Neuburger waren Zöglinge der Jesuiten, und wesentlich darauf erpicht, für die katholische Kirche zu wirken. Johann Wilhelm, ein ächter Jesuit, rief sogar den Erzfeind Deutschlands, Ludwig XIV. zu Hülfe, um Propaganda für die Jesuiten zu machen. Ludwig mußte auf sein Verlangen im Friedensschluß nach jenem schrecklichen Raubzug, mit dem er die Pfalz überzog, für die Katholiken in der Pfalz sorgen. Der schwache Kaiser Leopold und der Papst boten natürlich von Herzen gern die Hand dazu. Im Friedensvertrag von Ryswick (30. October 1697) wurde daher eine Clausel einverleibt, des Inhalts, daß in den von Frankreich den früheren Besitzern zurückgegebenen Städten und Orten das katholische Religionswesen in dem Zustande verbleiben sollen, in welchem es sich eben damals befand. Man deutete in Paris diese Klausel auf alle Orte, die während des Kriegs unter französischer Herrschaft gestanden, während sie sich nach der ausdrücklichen Erklärung der französischen Bevollmächtigten zu Ryswick nur auf 29 Kirchen bezog, die Ludwig erbaut und dotirt hatte, dadurch fielen 1922 Ortschaften dem Katholicismus anheim, Kirchen, Schulen, Stiftungen wurden wie in Schlesien den Protestanten mit Waffengewalt entrissen. Gewaltsame Bekehrungen wurden hier wie dort vollzogen. Die Hauptarbeit dabei hatten natürlich wieder die Jesuiten, die in Heidelberg ein Hauptnest errichteten, wo sie die Universität in Händen hatten, gegen den Protestantismus Ränke schmiedeten und ihre Brandbriefe losließen. Schon im Jahr 1711 war ein Jesuit, Namens Pater Melchior Kirchner, Rector dieser Hochschule, drei Jahre später wieder ein Jesuit, Pater

Valentin Hoeglin, und so fort lauter Jesuiten. Einer dieser Jesuiten vertheidigte in der Schule zu Heidelberg den Satz: Ketzer dürften als Ehrlose aller Aemter und Stellen ja selbst des Lebens beraubt werden, katholische Fürsten, welche, von der Kirche dazu ermahnt, die Vertilgung der Ketzer versäumen, verwirken ihre Länder ꝛc., die von den Söhnen der alleinseligmachenden Kirche ihnen mit Recht entrissen werden dürfen. Das konnte ungestraft hingehen, obwohl ein eben erschienenes Reichsgesetz alle Schmähungen und Invectiven gegen eine der christlichen Religionspartheien streng verboten hatte. (Juli 1715). Einige Erleichterung kam erst, als England, Schweden und die Generalsstaaten sich der Pfälzer so energisch annahmen, daß ein neuer Religionskrieg zu befürchten stand. Erst jetzt gab auch der fanatische Kaiser Karl VI. nach und nun mußte auch Karl Philipp, Johann Wilhelms Nachfolger, gemäßigter auftreten. Die Jesuiten wußten ihn zu trösten. Der Hof zog aus Malice gegen die Heidelberger Protestanten nach Mannheim, wo sich die Jesuiten in Alles mischten, der Domänen sich bemächtigten, Stellen vergaben, die Cavaliere zwangen, ihre Kinder von ihnen erziehen zu lassen, Maitressen und Leibärzte dem Kurfürsten octroyrten und den Kurfürsten selbst gängelten, dessen Seele aus der Hölle errettet zu haben, sie sich rühmten. Es wurden zwar Verordnungen zur Abstattung der Beschwerden der Protestanten erlassen, zugleich aber erhielten alle Beamten die geheime, ächte jesuitische Weisung, dieselben unbefolgt zu lassen. Die Folge war auch hier, daß die Protestanten in Masse auswanderten.

Auch das empörende Verfahren gegen die Salzburger haben die Jünger der Gesellschaft Jesu verschuldet. Der Erzbischof Leopold Anton Eleutherius, Freiherr von Firmian, ein in jeder Hinsicht ausschweifender Kirchenfürst, stand vollständig unter dem Einfluß der Jesuiten. Im Erzstift Salzburg hatte die evangelische Lehre schon im ersten Jahr-

zehnt der Reformation Eingang gefunden. Alle Verfolgungen fanatischer Erzbischöfe vermochten nicht, diese Protestanten von ihrem Glauben abzubringen. In den Jahren 1687—1727 waren sie verhältnißmäßig geduldet. Die Erzbischöfe Johann Ernst und Franz Anton duldeten sie als gehorsame Unterthanen, obwohl sie wußten, daß sie von der katholischen Kirche abwichen. Den Jesuiten unter Firmian war es vorbehalten, die Protestanten zu mißhandeln und zu vertreiben. Man fing damit an, die Protestanten durch alle möglichen Bedrängnisse zur Rebellion zu treiben, damit die protestantischen Reichsstände sie nicht mehr schützen könnten und sie dann um ihr Hab und Gut, womöglich um ihren Glauben zu bringen. Die Jesuiten beobachteten auch hier wieder dieselbe Methode wie einst in Böhmen und Schlesien. Es ist immer derselbe Gedanke und dieselbe Manier. Nun schlugen die Jesuiten überall ihre Missionsbuden auf und predigten dem Volk, daß, wer auch nur aus Neugier ein halbes Blatt in der Bibel oder in einem ketzerischen Buch lese, einer Todsünde schuldig sei. Sie forderten die Kinder auf, anzugeben, ob ihre Eltern ketzerische Bücher lesen, von Fegfeuer oder Ablaß übel reden, dabei ließen sie in ihren Predigten Todtenköpfe und Marienbilder erscheinen, welche mit einem Tuch bedeckt den Zorn der Jungfrau über Verstockte, ohne Tuch deren Freude über Bekehrte anzeigen sollten. Am Ende der Predigten geißelten sie sich, rasten wie närrisch, schwangen über dem Rücken eine mit Blechen behangene Geißel, bis dieser mit Blut bedeckt war. Das Blut aber floß nicht aus dem Fleisch der Prediger, sondern den blutgefüllten Blechen. Nun schritt man mit Strafen vor, Gefängnisse, Auspeitschen, Hunger, Frost, Confiscation des Vermögens und Verbannung. Sodann mußten sie eine hohe Abzugssteuer zahlen, wobei der Erzbischof ein gutes Geschäft machte. Wer verdächtig war, mußte noch eine Glaubensprüfung aushalten, die sieben Gulden kostete. Wie Hunde scharrte man die Todten ein, über

die Neugeborenen sprach man den Fluch der Verdammung aus. Die ärgsten Eiferer und Peiniger waren die Patres Michael Zech und Joachim Ernst. Zech erwarb sich durch seine Leistungen den Namen des großen Missionärs. Das waren also die Boten des Friedens im Namen Jesu. Nun fingirten die Jesuiten endlich eine Rebellion, weil vielleicht einige Drohungen gefallen waren. Das gab den Vorwand zur Entziehung der Wohlthaten des westfälischen Friedens und aller Rechte. Man zwang die Protestanten, innerhalb 8 Tagen auszuwandern bei Lebensstrafe, Grundbesitzer erhielten zwei bis drei Monate Zeit. Nur eine Bekehrung innerhalb 15 Tagen konnte von der Verbannung befreien. Man ließ kaiserliche Dragoner kommen. Nov. — Dec. 1731. Diese trieben Alle, die nicht Grundeigenthümer waren, Mann und Weib, Kind und Greis, Krüppel und Kranke aus. Nur sechsunddreißig Personen fielen trotz aller Bedrängnisse ab, die Andern blieben fest. Wie Viehheerden trieb man sie an die Grenze. Aber trotz allen Bepressungen, aller Noth und Bedrängniß blieben sie ihrem Glauben treu. Hundert Aelteste hatten auf die Hostie in einer einsamen Kluft der Schwarzach geschworen, am evangelischen Glauben fest halten und sich ein brüderliches Herz im Unglück bewahren zu wollen und sie hielten Wort bis auf's Aeußerste. An 20,000 erhielten Gastfreundschaft in Preußen. Ueber 30,000 waren in Jahresfrist ausgewandert. Firmian hatte über eine Million Gulden durch dieses Verbrechen an seinen Unterthanen gewonnen, dafür aber ein entvölkertes Land erhalten. Firmian und seine Jesuiten krönten ihr Werk, indem sie allen Unterthanen folgenden Eid abforderten:

„Ich schwöre zu dem lebendigen Gott und allen Heiligen, daß ich nebst den Meinigen nicht nur zu der alleinseligmachenden römisch-katholischen Religion mit Herz und Mund mich bekennen, sondern auch glauben will, daß Alle, welche ausgewandert sind, oder auswandern werden, wirklich zum Teufel fahren."

Wir wollen hier nicht weiter davon sprechen, welche Entrüstung dieses verbrecherische Verfahren des Erzbischofs und seiner Jesuiten in ganz Europa, selbst unter Katholiken, erregte. Aber eingeschritten gegen diese Ungeheuer wurde nicht. Die Zeit war zu schlecht.

Die Greuelthaten der Jesuiten.

Wenn nach dem Bisherigen im Jesuitenorden eine entsetzliche Sittenverderbniß herrschte, so darf uns das nicht wundern. Die unsittlichen Grundsätze der Jesuiten, wie wir sie zum Theil mit ihren eigenen Worten gezeichnet haben, mußten die Seelen verderben, heillose Gesinnungen erwecken, Laster erzeugen und Verbrechen hervorrufen. Das Alles um so mehr, wenn man bedenket, daß die Jesuiten vor Allem in ihren Collegien und Beichtstühlen die Jugend anzogen und erzogen. Gesteigert wurden die Sünden und Verbrechen besonders noch dadurch, daß sie behaupteten, Alles um der Kirche willen zu thun und daß der Orden alle seine Glieder und mochten sie auch die abscheulichsten Schandthaten und Verbrechen begehen, schützte. Dadurch, durch die Strafloſigkeit auch in den exorbitantesten Fällen, mußte ihre Frechheit bis auf einen unbegreiflichen Grad gesteigert werden. Der unbedingte Gehorsam gegen den Ordensgeneral, dem man zu folgen blindlings, ohne zu fragen, ob er etwa eine Sünde befehle, die Lehre, daß der Papst nicht irren könne, daß, was er befiehlt, gut und was er verbietet, Sünde ist, daß folglich Niemand sündigen kann, wenn er auch gegen sein Gewissen den Befehlen des Papstes gehorcht, die Leichtigkeit von den Folgen eines jeden Verbrechens in der Beichte befreit zu werden, das Alles mußte dem Jesuiten die Uebertretung des Sittengesetzes ungemein erleichtern, denn es wurde ihm das Gewissen nicht geschärft, sondern entfesselt, die Gewissenlosigkeit wurde ganz eigentlich zum System gemacht. Ruchloser

als die jesuitische Denk- und Handlungsweise, ruchloser als der jesuitische Einfluß auf die Völker, hat es nie etwas gegeben. Kein Eigenthum, kein Leben, keine Ehre, keine Ueberzeugung, keine Tugend, kein Geschlecht, kein Stand war vor ihnen sicher.

Am schlimmsten mußte selbstverständlich diese Moralistik der Jesuiten da wirken, wo man ihr fast nicht auf die Spur kommen konnte. Dies geschah vornämlich im Beichtstuhl, in ihrem seelsorgerlichen Wirken überhaupt, in ihren Kirchen und Collegien. Dieser ihr schädlicher Einfluß erstreckte sich dann vor Allem auf das männliche Geschlecht und auf die männliche Jugend. Von den Verbrechen an der Letzteren haben wir in dem Abschnitte, der von der jesuitischen Pädagogik handelt, ausführlich gesprochen.

Nicht einmal mit Menschenleben nahmen sie's genau; die Emordung Karl II. von England, Bernhards von Sachsen-Weimar, Bethlen Gabors von Siebenbürgen wird ihnen schuld gegeben. Gegen Kaiser Max II. und Leopold I. sollen sie Anschläge gemacht haben; auch gegen den Prinzen Eugen von Savoyen. Auch Jesuiten in den Collegien wurden vergiftet, wenn sie renitent waren.

Hier werden wir nun zunächst einige Beispiele aufführen, wie sie ihre Moralistik dem weiblichen Geschlecht gegenüber handhabten. Es sind dies, wie unsere Leser sich aus den moralischen Lehren und Grundsätzen der Jesuiten überzeugen können, nur einzelne Beispiele für viele. Denn, wo man solche Grundsätze ausspricht, können auch dergleichen Schandthaten nicht ausbleiben. Der Orden hatte freilich die Mittel, um sie mit dem Schleier der Nacht zu bedecken, aber gleichwohl ist bis auf den heutigen Tag mehr als genug in die Oeffentlichkeit gedrungen, was immer wieder von Neuem Europa mit Grauen erfüllt vor einem Orden, der zu Allem hin noch Frömmigkeit und Gläubigkeit mit einem hohen Grade von Ostentation zur Schau trägt.

Im Jahr 1728 kam ein Jesuit Namens Johann Baptist Girard nach Toulon und wurde daselbst Rector an dem Priesterseminar der Maria. Der Jesuit war ein stattlicher Mann, er wußte den Schein christlicher Demuth und Frömmigkeit um sich zu verbreiten, zugleich stand er im Ruf eines gewaltigen Kanzelredners und eifrigen Seelsorgers. Nach Kurzem hatte er einen Kreis von Mädchen und Frauen um sich versammelt, die ihm als ihrem geistlichen Vater außerordentlich anhänglich waren. Das war dem Pater eben recht, denn er war ein Liebhaber des weiblichen Geschlechts. Er suchte nun seine Beichttöchter mit allen Mitteln zu Schwärmerinnen und Heiligen zu machen. Es war damals Mode, Heilige und Schwärmerinnen zur Bekräftigung seiner religiöskirchlichen Ueberzeugungen auftreten zu lassen; auch die Jansenisten hatten zu diesem Mittel gegriffen. Zu diesem Zweck benutzten die Jesuiten und auch Girard die quietistischen Lehren des Molinus, welche darauf hinausliefen, daß die Seele des Menschen einen Grad von Vollkommenheit erreichen könne, daß sie an den Gefühlen und der Thätigkeit des Leibs gar keinen Antheil mehr nehme, daß demnach die Seele für etwaige Thaten des Leibs, nicht verantwortlich sei, letztere somit keine Sünden seien, denn der Leib sei ja nicht mehr die Direction der Seele. Die Jesuiten, die diese Lehre vorbringen, gingen so weit, zu behaupten, daß ein frommes Mädchen, welches einen hohen Grad von quietistischer Frömmigkeit erreicht habe, unbedenklich alle ihre Liebhaber beglücken könne, die Bewegungen des Leibes, welche in und an ihr entstehen, können ihren Willen, ihre Schamhaftigkeit in keiner Weise geniren. Es ist das die irrige Ansicht, als ob sich überhaupt die Thätigkeit des Leibs von der des Geistes getrennt denken ließe. Man sagte: regt die Natur sich, so laßt sie nur sich regen, es ist nur die Natur, nicht der Geist, oder das Gewissen, welches dafür verantwortlich wäre. Girard weihte seine Schülerinnen in diese Lehren ein, hatte

er dann ihre Bedenklichkeiten überwunden und ihre moralische Kraft gebrochen, so wußte er nervöse Zustände, Entzückungen, Krämpfe hervorzurufen, zugleich wußte er die Mädchen durch kleine Festlichkeiten, Gelage zu unterhalten und in eine übertriebene Sinnenlust hin einzuarbeiten, wobei er natürlich die Hauptrolle spielte, denn er verstand sich ohne Zweifel auf magnetische Künste. Sodann hatte er die Mädchen unter die Aufsicht einer Frau Guyot gestellt, die in seine Absichten und Wünschen offenbar eingeweiht war.

Auf diese Art brachte der Pater bald einen kleinen Serail zusammen, so nannten die Mädchen selbst ihren Kreis — der ihm unbedingt ergeben war und sich zu allen seinen wollüstigen Zwecken mißbrauchen ließ. Die Fräulein wurden vollständige Schwärmerinnen, hatten Convulsionen und Visionen.

Unter diesen Beichttöchtern gewann Girard ein junges Mädchen, Namens Katharina Cadière; das Mädchen war achtzehn Jahre alt und ziemlich hübsch. Ihre Mutter war eine bigott-fromme Wittwe in Toulon, die nicht blos diese Tochter, sondern auch zwei ihrer Söhne dem geistlichen Stand widmete. Die Tochter vor allem sollte durch die Kirche einem höheren Leben geweiht werden. Schon die Mutter gab ihr eine einseitige Richtung auf Religion, Kirchenbesuch und religiöse Stellungen. Dadurch entstanden Aufregungen und hysterische Umstände. In dieser Reizbarkeit, in welcher sie Entzückungen hatte, glaubte die Mutter nur göttliche Wirkungen zu sehen. In diesem Zustand wurde die Katharina auf Anrathen ihres Bruders die Beichttochter des Paters Girard. Dieser machte sie in Kurzem nicht bloß zu seinem Beichtkind, sondern zu seiner Geliebten, zu seinem Opfer. Bei den andern Mädchen war ihm das leichter geworden, als bei Katharina, denn jene kamen ihm schon auf halbem Wege entgegen. Er suchte sie daher ganz methodisch in die Gemüthsverfassung des Molinismus einzuweihen. Wenn sie

beichtete, so wußte er ihr die moralische Scrupel auszureden und erklärte ihr, denen, die Gott lieben und von ihm geliebt werden, nur mit ihm in dem seligsten Wesen Jesu vereinigt seien, könne keine Unvollkommenheit ihres Wandels mehr schaden, vielmehr müsse ein wirkliches Kind Gottes auch die Sünden und den Wandel der Welt auf sich nehmen. Bei ihr, der Katharina, sei ohnedieß gewiß, daß sie bei dem lieben Gott in besonderer Gunst stehe, das lasse sich aus ihren himmlischen Gesichten und Entzückungen ersehen. In langen Beichten in der Abenddämmerung wurde dergleichen abgemacht. Endlich eröffnet er ihr, sie sei von Gott zu Höherem bestimmt und fragte sie, ob sie sich ihm nicht einmal übergeben wolle. Das ging so leicht nicht, Festlichkeiten, Bevorzugungen vor andern Mädchen benutzte er dazu, endlich ging er mit Liebkosungen vor, blies sie bei einem Besuch, den sie unvorsichtiger Weise im Seminar machte, an, kam wieder mit der Frage, ob sie sich ihm nicht einmal ergeben wolle und die schöne aufgeregte geistliche Tochter sank bewußtlos in die Arme des geistlichen Vaters, worauf sie zu sich selbst gekommen, ihm bekannte, daß mit diesem Anblasen eine unauslöschliche Liebe zu ihm über sie gekommen sei, und daß sie sich ihm mit Leib und Seele übergeben wolle. Allein damit war Girard nicht zufrieden, er führte sie nun zum Beichtstuhl, überhäufte sie dort mit Liebkosungen und geistlichen Redensarten, forderte sie auf, jeden Tag zu beichten und das Abendmahl zu nehmen und sogar, um das Aufsehen zu vermeiden, in verschiedenen Kirchen, sie solle ihm nunmehr von allen ihren Seelenzuständen alsbald Nachricht geben, sie werde jedenfalls noch fernere Gesichte haben. Katharina befolgte die Befehle ihres geistlichen Geliebten aufs pünktlichste und gerieth richtig in den Kirchen in Ekstase, hielt an die Anwesenden Reden, las in ihrem eigenen Innern und versank dann regelmäßig in Ohnmacht. Darüber entstand natürlich ein großer Zudrang des Volkes in den Kirchen, der Bischof und

die Familie Cadière waren höchlich entzückt über die Erweisungen der göttlichen Gnade, die sie an ihrer Katharina entdeckten. Das Alles war jedoch nur die Umhüllung einer Leidenschaft, in welche sie unbewußt durch den Pater gerathen war. Girard wußte alle ihre Bedenklichkeiten zu zerstreuen. Als sie klagte, sie könne nicht mehr beten, auch zweifle sie, ob ihre Liebe eine göttliche sei, so erwiderte er, das Gebet sei nur das Mittel zu Gott zu gelangen, ist man einmal bei ihm und mit ihm verbunden, so ist das Gebet nicht mehr nöthig, die Liebe aber, die sie zu ihm hege, dürfte ihr keinen Kummer machen, denn der liebe Gott wolle, daß sie beide vereiniget seien, „ich trage Sie in meinem Herzen und in meinem Schooße, Sie sind nur noch die Seele von mir, ja die Seele meiner Seele", darauf folgte dann eine Fluth religiös-mystischer Redensarten, die jedesmal mit der Wendung schlossen: „so wollen wir uns denn in dem geheiligten Herzen Jesu einander rechtschaffen lieben". Dann ließ er sie vor sich hinknieen, legte seine Hände auf ihre Schultern, ihren Busen blies sie an, u. dgl. Zuweilen umarmte und küßte sie ihn dann, zuweilen sank sie in Ohnmacht oder in Schlaf. Sie wurde zuletzt förmlich sinnenlos. Girard verstand es, ihre ruhigen Zustände des Schlafwachens durch seine magnetischen Einwirkungen in krampfhafte Zufälle und außerordentliche Convulsionen zu verwandeln. Endlich nöthigte er sie, zur Rettung einer armen Seele, von der ihr geträumt hatte, den Zustand der Besessenheit anzunehmen, sie mußte sich auf ein Jahr dem Teufel ergeben, der Pater ließ sie dies im Beichtstuhl auf ein eigenes Formular beschwören. Jetzt verfluchte sie die Mysterien der Religion und die Heiligen und fiel täglich in Krämpfe. In ihrem Somnambulismus klagte sie dann noch den Pater selbst eines Bundes mit dem Teufel an, er müsse dem Teufel durch seine Predigten nur Seelen in die Hölle liefern. Die Gesundheit des Mädchens wurde vollständig zerrüttet. Nun besuchte sie der Pater täglich und

schloß sich allein mit ihr ein und mißbrauchte sie sodann während ihres magnetischen Schlafes. Als sie sich beklagte, tröstete er sie mit Redensarten, wie die folgenden: „Ich glaube es nicht, mein Engel, die Heiligen müssen viel leiden, ehe sie zur Gerechtigkeit eingehen, und mir ist befohlen, nach dem Willen der unerforschlichen Liebe deine Leiden vorzubereiten." Er küßte ihre Hände und rief aus: „Du meine Mutter, meine Schwester, meine Geliebte in Gott, harre aus, damit wir das große Werk der Erlösung vollbringen und in die Fußstapfen der ewigen Liebe treten."

Unsere Leser werden uns erlassen, die näheren Umstände der Verbrechen zu schildern, die nun Pater Girard an seiner heiligen Geliebten verübte. Das Abscheulichste daran war, daß er sie immer nur dann beging, wenn das Mädchen bewußtlos oder unfähig war, Widerstand zu leisten. Als Katharina endlich Alles begriff, war die sinnliche Leidenschaft in ihr bereits so weit vorgeschritten, daß sie sich durch die salbungsvollen Worte des Verführers, sowie durch das Vorbringen, daß dieses Werk zur Ehre Gottes vollbracht werde und ihr auch zum Verdienst angerechnet werde, trösten ließ. Katharina theilte das der Frau Guyot mit, diese lachte jedoch dazu und meinte, sie sei ein einfältiges Kind, wenn sie glaube, es sei das etwas Böses, auch sie habe das Alles mit Erfolg für ihr Seelenheil durchgemacht, sie solle vor Allem nur schweigen, um nicht in das Gerede der Leute zu kommen, solch heilige und doch zugleich so beseligende Dinge müßten ein Geheimniß der Herzen bleiben. Die anderen Beichttöchter Girards vertrauten ihr an, daß der Pater ihnen eben solche Glückseligkeiten und Wonnen verschafft habe. Gleichwohl dauerten die alten Manoeuvres, der alte Paroxismus fort. Katharina verfiel in Starrkrampf und Schlafwachen, und erklärte einst beim Erwachen, sie habe ein Gesicht gehabt, in welchem sie das Herz Jesu mit Wunden bedeckt gesehen, diese Wunden seien diesem Herzen durch die

Sünden der Menschheit beigebracht worden; der Schmerz darüber habe sie selbst innerlich so verwundet, daß auch äußerlich ihr Blut fließen müsse. Wirklich war dem so Der Pater hatte ihr in ihrem magnetischen Schlaf die Brust geritzt, bis das Blut herablief. Der Pater holte die Verwandten und zeigte ihnen das göttliche Wunder und Liebeszeichen, wie er es nannte. Der Pater sagte voraus, sie werde dieselben Zeichen bald auch an Händen und Füßen bekommen. Katharina wünschte nur, daß ihre schönen Händchen verschont bleiben möchten; Girard versprach, den lieben Gott darum zu bitten, und verhieß dann, daß nur die linke Hand einen Eindruck bekommen werde. Dann versetzte er sie wieder in den Schlaf, schnitt ihr die Haare um den Kopf herum ab und entfernte sich. Den Tag darauf, am grünen Donnerstag, fiel Katharina wieder in den Zustand des Schlafwachens, der bis zum ersten Osterfeiertag dauerte. Am Abend des Ostertages, nachdem sie lange mit dem Pater eingeschlossen war, lag sie starr, der Sprache, der Sinne beraubt, mit blutigen Wundenstichen an den Füßen da, Blutstropfen standen auf ihrem Gesicht, die aus einem zwei Finger breiten Kranze von Wunden liefen, der sich um das Haupt zog, da an ihr der Pater das Haar abgeschnitten hatte. Man rief den Pater zurück, Freunde und Verwandte kamen und weinten über die Arme. Endlich ergriff die Mutter des unglücklichen Kindes ein Tuch und trocknete das blutige Angesicht. Der Pater nahm das Tuch und die blutige Haube Katharina's mit, um sie als Reliquien aufzubewahren. Der Schmerz veranlaßte Katharina, Pflaster anzuwenden, Girard aber gab ihr einen derben Verweis, weil man die göttlichen Stigmata (Zeichen, Wundenmale) nicht vertreiben dürfe, kein menschliches Mittel könne sie heilen. Sie mußte die Pflaster wieder abnehmen und Girard küßte die Wundenmale, besonders das auf der Hüfte mit besonderer Inbrunst. Dies wiederholte er bei jedem Besuch, die Visitation des Leibes der Heiligen wurde

sein Kultus, er kniete vor der halbnackten Jungfrau nieder, küßte die Male und betete die Wunde an. Er eröffnete ihr, daß er an seinem Leibe ein ähnliches Wundenmal habe, daß er das seinige durch Berührung mit dem ihrigen segnen und heiligen müsse. Hiemit verband er dann immer wollüstige Handlungen, aber nur, wenn Katharina nicht bei sich war. Wenn sie ihn dann im ruhigen Zustande bat, diese Prüfungen doch ja bald enden zu lassen, so tröstete er sie damit, daß andere Heilige zur Ehre Gottes und ihres Standes noch weit größere Prüfungen vielmals bestanden haben.

Einmal hatte Katharina ihre Anfälle in Abwesenheit des Girard. Man rief zwei Geistliche herbei, sie beteten für sie; als der Pfarrer die Worte der Litanei „sancta trinitas, meus deus“ sprach, bekam sie Convulsionen, und als er die Namen „sancta Catharina et sancte Johannes Baptista“ sprach, brach sie in die schrecklichsten Verwünschungen aus, ebenso als von den Geheimnissen in der Natur Christi die Rede war. Als ihr Bruder, der selbst Geistlicher war, nachdem sich die Andern geweigert hatten, den Exercismus mit ihr vornahm, kamen eben solche Dinge vor. Als er die Worte aussprach: praecipio tibi, ut dicas mihi nomen tuum, schrie die Unglückliche mit aller Kraft: Girard, Jean Baptiste! Diese Worte wiederholte sie nochmals. Als der Bruder sprach: cede, rief sie, ich will nicht weichen, als er fortfuhr: non mihi sed ministerio Christi, nur gezwungen (contraint). Die Hinweisung auf Girard und auf Molinistische Ketzerei erregte Bedenken, man fing an, Girard für einen Zauberer zu halten. Aber die Priester wagten nicht, die Sache weiter zu verfolgen, weil sie den Jesuitenorden fürchteten.

Man ließ den Girard also fortfahren aus Furcht vor dem Jesuitenorden, dem er angehörte. Er kam wieder und erklärte dem Mädchen, sie müsse jetzt in der Luft schweben, und als das Mädchen sich an einem Stuhle hielt, erklärte

er das für eine Sünde, sie habe jetzt ein göttliches Wunder verhindert. Er legte ihr dann eine Pönitenz auf, zwang sie, sich nackt auszuziehen und peitschen zu lassen. Trotz aller Bitten mußte sie sich seinem Befehle im Namen Gottes unterwerfen.

Die Besuche des Paters blieben mit der Zeit nicht ohne Folgen. Das Mädchen erkannte seinen Zustand freilich nicht. Der Pater sagte ihr, ihr Zustand rühre von erhitztem Geblüt her, er werde sie heilen. Er gab ihr jeden Morgen ein Wasser zu trinken, vermengt mit einem röthlichen Pulver. Darauf entstand ein außerordentlicher Blutverlust. Die Zuziehung eines Arztes verhinderte er mit aller Gewalt, göttliche Plagen dürfe keine menschliche Kunst heilen, das Geheimniß von der Heiligkeit, sowie von der angeblichen Besessenheit der Katharina würde dadurch enthüllt.

Nun aber kam eine andere Wendung der Dinge. Katharina bekam eine Menge Besuche. Einst erhob sie sich von ihrem Bett, nahm ein Kreuz und Gebetbuch und ahmte die kirchliche Handlung des Paters nach, hielt die Communion zu gleicher Zeit wie er am Altar in der Kirche. Jedermann erklärte sie für eine Heilige. Der Pater sah das nicht gern, er fürchtete, sie könnte sich so von ihm unabhängig machen, eine Heilige auf eigene Faust werden. Zu dem kam, daß sie ihm in vollem Bewußtsein Vorwürfe machte über seine sogenannte Liebe. Auch machte ihr Bruder wieder einen Privatversuch, den Teufel auszutreiben, wobei sie auf die Frage, warum der Teufel nicht ausfahren wolle, antwortete: „aus Liebe zur Unkeuschheit." Girard fand daher für gut, sie in ein Kloster zu bringen. Er führte sie, trotz des Widerstrebens der Verwandten, in das Kloster St. Clara zu Ollioules bei Toulon. Dies geschah im Juni 1730. Hier veränderte sich zwar die Stimmung der Heiligen einigermaßen inmitten der frommen Schwestern, der neuen Umgebung und durch die regelmäßigen Andachtsübungen. Die

Ruhe und innere Einkehr weckte zwar ihr Gewissen auf, aber in Kurzem ging die alte Liebschaft wieder an. Die Aebtissin ließ eine geheime Correspondenz zu und Girard durfte sie sogar in ihrer Zelle besuchen. Nun kamen wieder die alten Convulsionen, Krämpfe, Erscheinungen, sogar der blutige Kranz um den Kopf zum Vorschein. Girard galt als Heiligenmacher und Katharina als Heilige, die Aebtissin und die Geistlichen sahen zwar tiefer, aber sie ließen Alles zu aus Furcht vor den Jesuiten. Katharina hatte nun auch ihre Erscheinungen auf eigene Faust, was dem Pater ganz und gar nicht angenehm war, that Wunder und ließ Wunder an sich geschehen, las in den Seelen, sah in die Ferne, schlichtete Herzensangelegenheiten. Das Volk strömte an Festtagen hinzu zum großen Nutzen des Klosters. Durch die Selbstständigkeit, die Katharina auf diesem Wege gewann, emancipirte sie sich nach und nach von Girard. Dadurch wurde er aus einem Heiligenmacher und Beichtvater ein unglücklicher zudringlicher Liebhaber gegenüber einer oft spröden und ungehorsamen Beichttochter. Zugleich waren auch seine früheren Beichttöchter, die er verführt hatte und nun ververnachlässigte, wüthend über ihn. Mehr als 15 Herzen eiferten um seine Liebe. Die Weiber kamen dem Wahnsinn nahe, denn auch bei ihnen stellten sich dieselben Zustände ein, wie bei der Katharina. Die Geschichte dieser entehrten und wahnsinnigen Weiber ist schrecklich; sie klagten die Katharina an, dafür züchtigte sie der Pater mit wollüstigen Ruthenschlägen. Aber man glaubte ihnen nicht, weil man sie für besessen und Katharina für eine Heilige hielt. Endlich erstarrte, trotz aller Bestürmungen, denen sie freilich noch oft unterlag, die Liebe Katharinens. Mehrere andere Nonnen stellten ihr das Verhältniß zum Pater als sündhaft dar, und sie bekannte dann, sie hätte ihn zwar sehr geliebt, aber jetzt sei er ihr zuwider, er verlange zu viel, sie wolle diesen Teufel, der ihre Seele

in die Hölle liefere, vertreiben. Die Klosterfrauen schwiegen zu diesen Dingen, weil sie Aergerniß und Spott fürchteten, wenn die Heilige auf einmal als Buhldirne dastünde. Längst wurde der Pater bei seinen Besuchen im Kloster mit Geringschätzung behandelt.

Durch eine Unvorsichtigkeit desselben sollte indessen der Scandal zum Ausbruch und an die Oeffentlichkeit kommen.

Katharina hatte im Kloster zu Ollioulh eine Freundin, welche Katharine mit sorglicher Aufmerksamkeit zu bessern und zu trösten suchte. Dieselbe kam zum Sterben, ihr Todeskampf machte auf Katharina den tiefsten Eindruck, sie bekam wieder Krämpfe und Ohnmachten, fiel in ihren Schlaf und schien völlig todt. Der Pater hörte davon und kam, um zu sehen, ob die Heilige wirklich todt sei. Es war jetzt so weit gekommen, daß er ihren Tod wünschte. Denn mit Katharina starb ein Gegenstand seiner Verbrechen, der gefährlichste Zeuge derselben. Der Pater unterhielt sich unten im Sprechsaal des Klosters mit der Aebtissin und den Nonnen über den bevorstehenden Tod der Heiligen, fing an, ihre Heiligkeit und übernatürliche Begabung in Zweifel zu ziehen und sich selbst als leichtgläubige Seele darzustellen, die von ihr hinter's Licht geführt worden sei. Während dies geschah, erhob sich Katharina im Bett, erzählte, der Pater sei gekommen, um ihre Leiche zu sehen und setzte auseinander, was er gesprochen habe. Dabei gerieth sie in Zorn, sprang plötzlich unter Drohungen auf und rief: ich bin gesund, ich kann und will keine Heilige des Pater Girard mehr sein. Als sie zu sich kam, erzählte man ihr, was sie gesprochen. Sie sagte: „Ja ich habe mich gewaltig verändert! Ist der Pater da!" Katharina erklärte, daß sie einen andern Beichtvater wolle, sie kehre zu ihrer Mutter zurück. Seit dieser Stunde hatte Katharina keine Convulsionen mehr und wurde nie mehr somnambul.

Nun wollte sie Girard in ein Carthäuser-Kloster in der Nähe von Lyon bringen; diesen Plan, von dem Katharinen Nichts ahnte, verhinderte der Bischof, der eine solche Heilige nicht aus seinem Sprengel verlieren wollte, vielmehr ließ sie dieser auf ein Landgut ihrer Verwandten bringen. Die Seelsorge der Heiligen wurde einem würdigen Carmaliten übertragen; dieser Mann fand eine sonderbare Heilige, ein an Leib und Seele zerrüttetes Mädchen, er entdeckte eine vollständige Verwirrung aller sittlichen Begriffe, Quietismus und Sinnlichkeit. Dreimal machte Katharina noch den Versuch, durchzugehen und in die Arme ihres Verführers zurückzukehren. Endlich nach ärztlicher Hilfe und auf Zuspruch ihrer Verwandten beruhigte sie sich und beichtete Alles, was vorgegangen war. Man sah nun, daß das, was man bisher für Wunder hielt, eitel Betrug war und weil man sich den Vorgang nicht natürlich erklärte, so sah man in Girard einen Zauberer. Katharina war der Verzweiflung nahe, ihre Mutter trostlos. Der Bischof wollte den Pater vor Gericht stellen, aber Katharina und ihre Verwandten baten ihn, um des Aergernisses willen, es zu unterlassen. Aber die Sache drang doch in's Publikum. Die angesehensten Leute drangen in den Bischof, eine öffentliche Untersuchung zu veranlassen. Endlich waren die Jesuiten genöthigt, selbst eine Untersuchung zu verlangen.

Nun wurde Katharina vor geistlichen Gerichten herumgeschleppt, bedroht, sogar betrunken gemacht, vor Gerichten, die von den Jesuiten beeinflußt waren. Endlich in ihrer Angst und Noth widerrief sie aus Furcht vor der Folter. Endlich kam der Parlamentsprocurator. Vor diesem nahm sie ihren Widerruf zurück. Nun wurde sie wieder von einem Kloster zum andern, nach Ollioulx und nach Aix geschleppt und auf unerhörte Weise mißhandelt, zwei Advocaten nahmen sich nun der Sache an. Im October 1731 publicirte das Parlament zu Aix seinen Entscheid. Girard sollte dem

geistlichen Gericht übergeben, Katharina in die Kosten des Prozesses verurtheilt und die Schriften, die der Anwalt in ihrem Interesse geschrieben hatte, vom Gerichtsdiener öffentlich zerrissen werden. Nun wuchs die Entrüstung unter dem Volk dergestalt, daß in Aix, Toulon, Marseille und andern Städten Aufstände entstanden, das Volk wollte die Jesuitencollegien in Brand stecken und die ganze Gesellschaft von der Erde vertilgen. Die bewaffnete Macht mußte einschreiten. Man verbrannte das Bildniß Girard's auf offener Straße in Toulon. Als Girard, der in der letzten Zeit ebenfalls eingesteckt war, aus dem Gefängniß kam, eilte er in's Jesuitencollegium, ließ sich ein Meßgewand geben und wollte alsbald eine Messe lesen, aber der Bischof, der dies erfuhr, verbot es ihm und ließ ihn aus der Stadt treiben. Er flüchtete nach Avignon, aber auch von dort verjagte ihn der päpstliche Legat mit Schimpf und Schande. Darauf floh er in seine Heimath, nach Burgund, wo er verschollen ist. Wahrscheinlich brachte ihn der Orden irgendwo insgeheim unter, denn der Orden verläßt auch seine schändlichsten Glieder nicht. Katharina Cadiare dagegen wurde von der Bevölkerung von Toulon feierlich eingeholt, man tröstete sie und lobte ihren Muth. Sie begab sich einige Tage nach Ollioulx und wohnte dann in Nizza, wo sie geistlich und leiblich sich wieder erholte und einen genauen Bericht über ihr unglückliches Verhältniß zu dem Pater niederschrieb.

Man kann sich vorstellen, daß dieser Proceß nicht blos in Frankreich, sondern in ganz Europa das größte Aufsehen erregte. Er war übrigens vielfach von günstigen Folgen. Er trug wesentlich dazu bei, Gaukelei und Schwärmerei zu durchschauen und das trügerische Ansehen der Jesuiten zu vernichten. Ein ganzes Jahrzehnt hindurch beschäftigte sich das gelehrte und ungelehrte Publikum mit diesem Proceß, der natürlich den Finsterlingen und Pfaffen ein Schrecken ohne Gleichen war, zumal da alle die Unthaten, die wir erzählt

haben, durch gerichtliche Zeugenaussagen in den Proceßacten festgestellt sind. Die Schriften über den Gegenstand durften schließlich in Folge geistlichen Einflusses nicht mehr in Frankreich gedruckt und verbreitet werden. Sie erschienen von nun an in den Niederlanden und in Deutschland.

Das Schändlichste an der Geschichte ist noch, daß der Jesuitenorden durch eine Menge unrechtlicher Mittel und Anstrengungen den abscheulichen Girard vor Schande und Strafe zu retten und die Anklage als eine gegen die Gesellschaft Jesu angestiftete Intrigue darzustellen suchte. Der Orden hat damit die Verantwortlichkeit selbst auf sich genommen. Der Zorn der Zeitgenossen hat darum auch den Orden selbst am meisten über diesen Verbrechen getroffen. Man muß sich hiebei wieder erinnern, daß die Gesellschaft Jesu immer Kirche, Staat, Gesellschaft, das Wohl der Einzelnen und des Ganzen zur Seite gesetzt hat, wenn es sich um ihr eigenes Ansehen handelte. Verbrechen und Laster gutzuheißen, war ihnen ein Geringes, wenn es den Orden galt, geschweige denn ein Verbrechen und Laster zu vertuschen.

Dergleichen Versündigungen an Weibern kamen unter den Jesuiten so gut, wie die Knabenschänderei nur gar zu häufig vor. Die Schuld daran trug einmal die Ehelosigkeit und dann die laxe Moral des Ordens. Die meisten Verbrechen wußten sie, wie man aus ihrer ganzen Manier leicht erkennen wird, mit Nacht zu bedecken. Es ist das überhaupt die Art des katholischen Klerus, der Verbrecher aus seinen Reihen lieber allem Recht und aller Moral Hohn sprechen läßt, ehe er die Gerechtigkeit an ihnen zum Vollzug kommen läßt. Im Jahr 1807 ermordete der Pfarrer Franz Salesius Niembauer seine frühere Köchin Anna Eichstädter, weil sie ihm drohte, Anzeige davon zu machen, daß sie von ihm Mutter geworden sei. Dieser geistliche Herr hatte zuvor noch mehrere andere Frauenzimmer verführt. Er wußte das Alles ganz nach der Lehre der Jesuiten zu

beschönigen. Fleischliche Sünden waren ihm Verirrungen der Zärtlichkeit, aber nicht Sünden, und wenn Sünden, nicht seine, sondern „die Sünden des Cölibats"; er sagte sich, daß er durch das in die Welt setzen unehelicher Kinder nichts Sträfliches, sondern etwas dem Himmel Wohlgefälliges begehe, indem er dadurch zur Erweiterung des Reiches Gottes beitrage. Diese jesuitische Moral drückte er in folgenden Worten aus: „Ich überlegte, 1) daß nach Vernunft nicht unerlaubt sein könne, ein Kind zu erzeugen; denn eine vernünftige Kreatur, die ewig dauern soll, hervorzubringen, ist etwas Gutes. Dadurch wird der Mensch auf eine sonderbare Weise Gottes Bild, daß er mit ihm zur Hervorbringung eines Menschen beiträgt, wie der hl. Clemens von Alexandrien sagt. 2) Auch wider Gottes Anordnung kann es nicht sein, weil dadurch die Zahl der Auserwählten einen Zuwachs erhält. 3) Auch wider die Kirche nicht, wenn anders dieser Mensch zu einem rechtschaffenen Christen gebildet wird. 4) Auch wider den Staat nicht, wofern ein solches Mitglied sittlichen und bürgerlichen Unterricht bekommt und so zu einem guten Staatsbürger und treuen Unterthan erzogen und die betheiligte Mutter nicht verlassen wird. Mit diesen Gedanken ging ich öfters um; auch die Kirchengeschichte und Erfahrung unterstützten meine Grundsätze. Und so wurde es meinem Innern leicht, mich zu solchen Cölibatsfehlern hinreißen zu lassen." Niembauer wußte seine vorübergehenden Verbindungen ganz schlau einzuleiten. Er schloß eine Art Ehe mit seinen Opfern, wobei er den Priester und Bräutigam in seiner Person vereinigte. Er belehrte sie über die Pflichten der Ehegatten, gab ihnen hierauf ein förmliches Versprechen und nahm ihnen wieder ein solches ab. Er schlich in den Häusern umher, wo junge aufblühende Mädchen waren, und empfahl den Eltern, sie zu Pfarrköchinnen zu erziehen, da gehe es ihnen am besten. Jüngeren Mädchen, welchen er Religionsunterricht ertheilte, machte er den Lehrsatz

praktisch begreiflich, daß sich ein Mädchen mit einem geweihten Herrn gewisse kleine Sünden wohl erlauben dürfe.

Wir haben schon erzählt, daß Niembauer im Jahr 1807 seine frühere Köchin Anna Eichstädter ermordete. Später verband er sich in Oberlauterbach mit der Magdalena Frauenknecht. Nun wurde er auf die Pfarrei Podel versetzt. Schon im folgenden Jahr starb Magdalena plötzlich und einige Tage darauf ihre Mutter. Dies geschah am 16. und 21. Juli 1809. Die jüngere Schwester der Magdalena, Katharina, bezüchtigte ihn später des Mordes an ihrer Mutter und Schwester. Sie beichtete endlich Alles einem Beneficiaten. Obgleich durch ihre Angaben ein Geistlicher dreier großer Mordthaten und eines groben Betrugs beschuldigt wurde, widerrieth ihr doch der Beneficiat eine gerichtliche Anzeige. Er empfahl ihr, den Mann, falls er schuldig, dem Gericht Gottes zu überlassen. Dieser Beneficiat, über dieses Verfahren später zur Rede gestellt, entschuldigte sich damit, er habe den betreffenden Fall insgeheim mehreren Priestern vorgetragen, alle haben aber sein Verfahren gebilligt. Noch einem anderen Geistlichen, einem Cooperator, eröffnete sich die Katharina. Dieser begnügte sich jedoch, einen Drohbrief an Niembauer zu schreiben. Man sieht, wie die geistlichen Herren insgesammt dem abscheulichsten Verbrecher hilfreich waren, sobald es sich um die vermeintliche Ehre der Kirche oder ihres Standes handelte. Das ist ächt jesuitisch.

Nachdem Niembauer nach vierjähriger Untersuchungshaft endlich zu einem Geständniß sich herbeiließ, erklärte er u. A., die Eichstädter habe ihn durch ihr Verlangen, als Pfarrköchin angenommen zu werden, dermaßen bestürmt und beängstigt, daß er besorgt habe, durch ihre leidenschaftlich unbesonnene Zudringlichkeit vor aller Welt entlarvt, um Ehre und guten Namen, um weitere Beförderung gebracht zu werden. Alle Vorstellungen haben Nichts geholfen. „Da fiel mir der Grund-

satz des Pater Benedict Stattler in dessen Ethica christiana ein, nach welchem erlaubt ist, einem Andern das Leben zu nehmen, wenn man seine eigene Ehre und seinen guten Ruf nicht anders zu retten vermag. Denn die Ehre ist noch ein höheres Gut als das Leben, und gegen denjenigen, der unsere Ehre angreift, muß uns gleiches Recht der Nothwehr zustehen, wie gegen einen Räuber. Ich dachte nun über diesen Grundsatz nach, welchen auch früher der Professor Stattler uns jungen Geistlichen in seinen Lectionen explicirt hatte, fand ihn ganz auf mein Verhältniß passend und brachte mir ein Dictamen practicum daraus. Meine Ehre dachte ich mir, geht durch diese böse Person, wenn sie nach Lauterbach kommt und ihre Drohungen wahr macht, verloren; ich werde vom Consistorium removirt, mein Vermögen ist in dem nämlichen Augenblick auch verloren, ich bin verrufen in der Diöcese. Obgleich ich indessen schon früher (bei einem Auftritt mit der Eichstädter) über jenen Stattler'schen Grundsatz nachgedacht und ihn auf meine Lage anwendbar fand, so war doch Alles nur Idee und ich dachte noch nicht auf die Art und Weise der Ausführung." Gleichwohl schritt er später zur That und bekannte ausdrücklich, daß ihm während der Mordscene der Stattler'sche Grundsatz wieder vorgeschwebt habe. Er zeigte keine Reue, vielmehr entschuldigte er sich, „seine Hände seien durch Schrecken, Furcht und Fassungslosigkeit regiert worden und auf diese Art sei der Einschnitt geschehen, ohne daß die Vernunft dabei eine Stimme gehabt habe." Der Stattler'sche Grundsatz habe seine Vernunft eingeschläfert, so, daß alle seine weiteren Handlungen aus bloßem Mechanismus geschehen seien; auch habe er zu guten und edlen Zwecken gehandelt, daher könne seine That, genau betrachtet, kein Verbrechen sein. Seine Absicht könne keinen Falls ein Verbrechen sein, denn er habe nur seinen öffentlichen Credit, die Achtung des Klerus zu erhalten und den öffentlichen Scandal zu vermeiden gesucht. Dieser Jesuitenzögling wußte also sein Ver-

brechen noch so darzustellen, daß er zum Ruhme Gottes und der Kirche ein Mörder geworden sei, zu gleichen Zwecken leugnete und log er vier Jahre hindurch unter den feierlichsten Anrufungen Gottes und der Heiligen. Bemerkenswerth bezüglich seiner Jesuitenmanier ist noch, daß er mit zuvorkommender Bereitwilligkeit, um seine Aufrichtigkeit zu zeigen, dem Richter gestand, daß er zweien seiner Geliebten Mittel gegeben habe, zur Abtreibung der Leibesfrucht; er habe hierdurch sein und ihr Gewissen damit beruhigt, daß ein Kind in den ersten Monaten der Schwangerschaft nach den Bestimmungen des kanonischen Rechts noch nicht als foetus animatus zu betrachten sei. Zugleich suchte er noch den Satz zu erläutern, daß Gedankensünden keine Verbrechen seien; er bekannte nämlich, daß ihm einmal der Gedanke aufgestiegen sei, einem Wirth sein Haus wegzubrennen, weil ihm dieser ein Darlehen verweigert hatte.

Man sieht, dieser Betrüger und Mörder, dieser Tartuffe im Priesterrock wußte die jesuitischen Lehren praktisch vortrefflich zu verwenden. Aber auch in diesem entsetzlichen Fall wußte offenbar die Geistlichkeit den Mörder zu schützen. Obwohl das Verbrechen vollständig constatirt war, obwohl Niembauer ausdrücklich gestand, daß er den festen und bestimmten Willen gehegt habe, die Eichstädter umzubringen, obwohl sie wieder eingestandenermaßen unter seinen Händen starb, wurde Niembauer in erster und zweiter Instanz (1818) zwar des Mordes schuldig erkannt, aber nicht zum Tode, sondern zur Festungsstrafe auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Die zweite Instanz verschärfte nur den Grad der Festungsstrafe. Dieses Urtheil stützte sich einzig darauf, daß zu dem Thatbestand des Verbrechens die Obduction fehlte, wie sie das Gerichtsverfahren vorschreibt. Es ist aber doch vollständig gleichgiltig, ob der Tod der Eichstädter erfolgte durch einen Schnitt mit dem Rasirmesser, oder durch Erwürgen mit einem Tuch; gestorben ist sie einmal unter Niembauers

Händen. Als weiteren Scheingrund führte der Richter an, daß „Niembauer sonst als Verbrecher nicht berüchtigt und derselbe nicht, kraft besonderer hinreichend erwiesener, nicht aus dem Geständniß des Inquisiten selbst, sondern anders woher erhaltender Umstände mit Bestimmtheit als eine Person zu betrachten ist, zu welcher man sich eines Mordes versehen kann"! Wenn freilich Geständnisse nicht hinreichen, wie sie dieser Mensch abgelegt hat, um sich eines Verbrechens zu ihm zu versehen, wo kann man dann ein Verbrechen als erwiesen betrachten, wo ist dann Leben und Unschuld noch sicher? Aber man sieht deutlich, warum es so gehen mußte. Die Geistlichkeit und die hinter ihr stehende höhere Macht wollte den Scandal vermeiden, an einem Geistlichen die Strafe vollziehen zu lassen, die die Gerechtigkeit vorschrieb. Dieser Niembauer ist vielleicht später wieder freigelassen und in irgend einem Jesuitencollegium im Ausland untergebracht worden, wo er noch gar den Beichtvater, den Heiligen spielt.

Wir lassen nun noch ein anderes Beispiel folgen.

Im April 1847 fand man zu Toulouse auf dem Albinuskirchhof in einem Winkel der Mauer ein noch sehr junges Mädchen todt, man entdeckte alsbald, daß das Mädchen genothzüchtigt und ermordet worden war. Schuldig dieses Verbrechens wurde befunden Louis Bonafous, mit dem Klosternamen Léotade. Dieser Léotade gehörte den frères de la doctrine chrétienne an, die in Toulouse eines ihrer bedeutendsten Häuser, ja eine der bedeutendsten geistlichen Niederlassungen in ganz Frankreich hatten, mächtig durch die Zahl der Brüder, der Novizen und der zahlreichen Pensionäre. Die frères de la doctrine chrétienne sind identisch mit den frères ignorantius und mit dem Jesuitenorden auf's Engste verbunden. Die Brüder der christlichen Lehre, ihre Vorstände, die Geistlichkeit bis zum Erzbischof hinauf gaben sich alle Mühe, die Sache zu vertuschen und vom Kloster ab

und auf Andere zu lenken; aber diesmal sollte es ihnen nicht gelingen. Der Gerichtshof verurtheilte den Angeklagten zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, zu öffentlicher Ausstellung am Pranger mit einer Tafel über seinem Kopf, auf welcher sein Name, sein Stand und sein Geburtsort stehen sollte, in die Gerichtskosten, sowie zu einer Entschädigung an den Vater des getödteten Mädchens im Betrag von 12,000 Frcs. Im Uebrigen hegte man in Toulouse den Verdacht, Léotade könnte nicht der eigentliche Thäter gewesen sein, er habe sich für andere höhere Ordensbrüder als Opfer preisgegeben. Es ist dies übrigens nie urkundlich erwiesen worden. Jedenfalls ist das Mädchen im Kloster ermordet worden.

Wir müssen uns enthalten, die Einzelnheiten dieses Processes auszumalen, da sie zu schrecklich und abscheulich sind. Unsere Leser werden sich aus den wenigen Andeutungen sattsam überzeugt haben, wessen die Menschen fähig sind, die in die Jesuiten-Schule gingen.

Wir könnten leicht noch eine Reihe von Greueln aufführen, wo Grausamkeit und Wollust bei diesen Menschen Hand in Hand ging, um die scheußlichsten Verbrechen zu verüben. Diese ihre Verbrechen gegen die Sittlichkeit begannen schon sehr frühe. Schon unter dem Generalat Lainez' wurden sie aus Montepulciane im Herzogthum Toscana vertrieben, weil sie die Frauen und Mädchen der Stadt verführten, und am Ende des 16. Jahrhunderts jagte sie der heilige Carl Boromäus aus ihrem Collegium in der Diöcese Mailand wegen derselben Sittenlosigkeiten. An diesem werden unsere Leser genug haben. Wir gehen daher zu einem andern Capitel über.

Wir kommen nämlich jetzt an ein weiteres Verbrechen, das die Jesuiten vertheidigten, anregten und verübten. Es ist dies das Verbrechen des Fürstenmords. Die Jesuiten begründeten nämlich die Lehre vom Königsmord theoretisch. Einmal griffen sie die mittelalterliche Lehre von der Gewalt der Kirche über die Fürsten wieder auf, wonach der Papst Königreiche,

Fürstenthümer und Herrschaften vergeben und die Völker ihres Eides entbinden könne. Sodann bildeten sie die Lehre weiter aus, daß, während das Papstthum und die Kirche göttlichen, das Königthum nur menschlichen Ursprungs sei, also auch nur menschliches Recht besitze, welches durch Ungerechtigkeit verloren gehen könne, ja sie erklärten, daß die höchste Gewalt im Volke wurzle, von diesem den Fürsten übertragen sei und deshalb auch zurückgenommen werden könne, ja im Fall der Ketzerei, als welche natürlich vor Allem die Renitenz gegen Papstthum und römische Kirche galt, zurückgenommen werden müsse.

Es ist hier nicht der Ort, die politischen Grundsätze des Ordens zu entwickeln. Es geschieht das in einem anderen Capitel: so viel aber sehen wir schon hier, daß die politischen Grundsätze der Jesuiten die schlimmsten Consequenzen im Allgemeinen, und bei dem Fanatismus der Jesuiten und der Wildheit damaliger Zeiten, die größten Verbrechen nach sich ziehen mußte. Der Tyrannenmord wurde in den Schriften der Jesuiten fortwährend mit Ostentation vorgetragen, aber dabei blieb es nicht, er wurde auch ausgeführt.

Die Ermordung des Königs Heinrich III. durch Clement ist sicherlich auf Anstiften der Jesuiten geschehen, die damals mit der sogenannten Ligue in der engsten Verbindung standen. Nicht blos konnte Clement damals blos von allen Kanzeln hören, daß es jedem guten Katholiken erlaubt sei, den Tyrannen zu tödten, den Bundesgenossen der Ketzer, den Feind der heiligen Union, den König, der von der Kirche getrennt war, über dessen Haupt schon der Bannstrahl zuckte, nein, er vertraute sich auch noch seinem Prior, dem Pater Bourgogny, und noch einem andern Geistlichen. Beide billigten seinen Entschluß; Einer versprach ihm, im Fall er fest bleibe und den König wirklich ermorde, wenn er mit dem Leben davon komme, den Cardinalshut, wenn er stürbe, die Canonisation. In der Nacht auf seinem Lager hörte er himmlische

Stimmen, die ihn aufforderten, den Tyrannen zu tödten, ein Engel erschien ihm mit gezücktem Schwert, die Herzogin von Montpensier nahm ihm den Eid ab, und als Lohn für den geschwornen Eid vergönnte sie ihm Genüsse, die den Lüstling und Fanatiker schon hier in den siebenten Himmel versetzten. Man sagte ihm, wenn Jemand seinem Leben zu nahe treten würde, sollten 150 angesehene Pariser Bürger, die man als Royalisten in's Gefängniß gesteckt hatte, es mit ihrem Blute entgelten. Nachdem am 31. Juli 1589 Clement den König ermordet hatte und sofort auf der Stelle von dessen Umgebung getödtet worden war, waren es vor Allen die Mönche, die Priester und Nonnen, die sich vor Jubel nicht lassen konnten. Clement wurde in den Himmel erhoben, sie ließen sein Bildniß in vielfachen Formaten stechen, stellten es auf die Altäre mit der Palme der Märtyrer geschmückt, darunter die Worte: „Heiliger Jacques Clement, bitte für uns!" Die Geistlichkeit wollte ihm eine Statue in Notre-Dame errichten! Sie holten seine Mutter aus ihrer Hütte, quartierten sie bei der Herzogin von Montpensier ein, liebkosten und verehrten sie, und die Prediger forderten das Volk auf, hinzugehen und zu verehren diese glückliche Mutter eines heiligen Märtyrers! Die damaligen Anführer der Opposition, die sog. Sechzehner, begrüßten die Frau, wie sie die Mutter der Guise angeredet hatten, mit den Worten der Schrift! „Glückselig der Leib, der dich getragen hat, und gesegnet die Brüste, die dich gesäuget haben!" Als diese unglückliche Mutter von Paris abreiste, gaben ihr 140 Geistliche bis eine Meile von der Stadt das Geleite. Der Papst zu Rom selbst, Sixtus V., hielt dem Mörder im versammelten Consistorium eine Lobrede, in der er ihn über Abazar und Judith stellte; „in der Mitte seines Heeres", rief er aus, „im Begriff, Paris zu erobern, in seinem eigenen Cabinet ist er von einem armen Mönch mit einem einzigen Stoß umgebracht worden." Er schrieb die That einer unmittelbaren Einwirkung Gottes zu, der

dadurch bezeuge, daß er Frankreich nicht verlassen wolle. Die Jesuiten vor Allen lobten die That.

Man ist über die Ermordung des Königs Heinrich III. nie in's Klare gekommen. Der Prior Bourgogny scheint am meisten auf Clement eingewirkt zu haben. Dieser Bourgogny wurde im Jahr 1591 zu Tours auf Parlamentserkenntniß von vier Pferden zerrissen und verbrannt, weil er in der Faubourg Saint-Jacques mit den Waffen in der Hand von der königlichen Armee ergriffen worden war. Daß die Jesuiten an diesem Mord mitschuldig waren, dafür sprachen ihre Lobpreisungen des Mörders, ihre Auslassungen in ihren Schriften und Predigten, und ihr fanatischer Haß gegen Heinrich III.

Auch auf Heinrich IV. wurden Mordversuche gemacht, obwohl er zur katholischen Kirche übergetreten war. Die Päpste und Liguisten waren und blieben wider ihn. Im Jahr 1593 wurde ein Soldat Namens Barrière zu Melné festgenommen; der Mensch suchte sich anfangs mit jesuitischen Ränken und Schwänken auszureden, gestand aber später. daß er in der Absicht gekommen sei, den König zu tödten, Er gab an, der Pfarrer Aubry zu St. André des Arc in Paris habe sein Vorhaben sehr belobt, und der Jesuitenpater Narade, zu dem er ihn gesandt, habe ihm zugesprochen, bei seinem Entschluß zu bleiben, dieweil es ein heiliges Unternehmen sei. Er habe ihn sodann beichten und communiciren lassen und ihm noch eine besondere Benediction ertheilt. Er habe im Jesuitencollegium noch besonders communicirt und sei auch dort von einem Pater in seinem Vorhaben bestärkt worden; der Mann habe sein Unternehmen für sehr verdienstlich und gottgefällig erklärt. Barrière wurde hingerichtet, die Rathgeber gingen jedoch frei aus. Barrière verfluchte vor seinem Tode sein Verbrechen und diejenigen, die ihm dazu gerathen. Er behauptete, man habe ihn versichert, im Fall er über der Ausführung seines Vorhabens getödtet

werden sollte, würden die Engel ihn in den Himmel tragen, um mit Gott eine ewige Seligkeit zu genießen. Im Fall er jedoch verschont und gefoltert würde, solle er sich ja hüten, seine Rathgeber zu nennen, er würde sonst in Ewigkeit verdammt. Die Jesuiten erklärten diese Bekenntnisse vergeblich für Lügen, sie behaupteten, Barrière sei ein Narr gewesen, aber die Richter erklärten, er sei vollständig ruhig und bei Verstand gewesen.

Der König ertheilte, trotz all dieser Vorfälle, den Rebellen der Liga Amnestie, und alle Stände und Orden, von den Parlamenten an, leisteten ihm den Eid der Treue. Die Jesuiten und Kapuziner allein verweigerten den Eid. Die Eidesformel lautete: „Ich verspreche und schwöre im katholisch-apostolischen und römischen Glauben zu leben und zu sterben, und Heinrich IV., dem sehr christlichen und katholischen König von Frankreich und Navarra, zu gehorchen. Ich sage ab und verzichte allen Verbindungen und Versammlungen, welche gegen seinen Dienst gerichtet sind, und werde auch nie Etwas gegen seine Gewalt unternehmen." Nun erhob sich die allgemeine Stimme in Paris und Frankreich gegen die Jesuiten. Man drang allgemein auf ihre Entfernung. Die Universität nahm ihren dreißigjährigen Proceß gegen sie wieder auf. Die Geistlichkeit schloß sich der Universität an. Der Proceß wurde mit dem größten Eifer betrieben. Aber so sehr auch Antoine Arnould durch seine Beredtsamkeit glänzte, so schlagend er das gemeinschädliche Wirken der Jesuiten an's Licht stellte, so klar er ihren Ehrgeiz, ihre Geldgier, die Nichtigkeit ihrer Gelübde, ihren Verrath an Frankreich darstellte, die Jesuiten wußten doch durch ihre bekannten Kunstgriffe, Intriguen und Verbindungen den drohenden Schlag von sich abzuwenden. Sie hatten noch unter den Magistraten und unter dem Adel Anhänger von Gewicht, und Heinrich IV. scheute sich vielleicht selbst, sie zu sehr zu verletzen und den Papst zu beleidigen. Kurz, das

Parlament erledigte den Proceß nicht, und mußte sich von seinem ersten Präsidenten, Augustin Thuan, in's Gesicht sagen lassen, einen Proceß dieser Art unentschieden zu lassen, heiße nichts Anderes, als das Leben des Königs einer unvermeidlichen Gefahr preiszugeben.

Kurz darauf, am 27. December 1594, erfolgte ein neues Attentat auf den König. Ein Schüler der Jesuiten, Castel mit Namen, stach den König in's Gesicht; er wollte ihm das Messer in die Kehle stoßen, verfehlte ihn aber, weil der König sich bückte, um einen Höfling zu umarmen. Diese Höflichkeit, sagt man, rettete dem König das Leben. Die Hofleute wollten den Mörder in Stücke hauen, als er nicht alsbald gestand. Heinrich ließ ihn jedoch sogleich festnehmen. Nun gestand der junge neunzehnjährige Mensch Alles. Er erklärte, er sei von seiner ewigen Verdammniß überzeugt gewesen und habe durch den Königsmord seine Verdammniß mildern oder aufheben wollen, dieweil eine solche That nach den Lehren der Jesuiten ein gar verdienstliches Werk seie. Er sei bei dem Jesuiten Gueret in der Lehre gewesen, und habe oft sagen hören, einen tyrannischen König, der vom Papst auf dem Throne noch nicht bestätigt sei, umzubringen, sei ein Werk, das die ewige Seligkeit einbringe. Man habe ihn oft in die Meditationskammer gesperrt, wo man nur große Sünder hinführe — er war unnatürlichen Lastern ergeben, und bekannte, die Absicht gehabt zu haben, sogar seine eigene Schwester zu verführen — in dieser Kammer pflegen schreckliche Teufelslarven zu erscheinen, die den Menschen zu einem heroischen Entschluß zu verleiten und fortzureißen bestimmt seien, in solchen Augenblicken werde man von einem rasenden, unbegreiflichen Enthusiasmus ergriffen. Constatirt ist, daß die Jesuiten mit dem Castel in enger Verbindung standen, daß ihr Schüler mit ihnen geheime Unterredungen hatte und in ihrem Collegium die Exercitien durchmachte. Am 29. December 1594 wurde er hingerichtet, mit

glühenden Zangen gezwickt, von vier Pferden zerrissen und verbrannt. Er erlitt die Strafe stolz und ohne Klagen. Aber die Strafe sollte diesmal auch die andern Jesuiten erreichen. Das Volk, bei dem der König doch sehr beliebt war, wollte das Jesuitencollegium stürmen und die Jesuiten erwürgen. Sie wurden jedoch geschützt und verhaftet. Am meisten gravirt war der Pater Guignard, bei dem man Schriften fand, in denen er Clement's That als vom Geiste Gottes eingegeben erklärte, und behauptete, man könnte Heinrich IV. in ein Kloster stoßen, man könne ihn bekriegen, man könne ihn aber auch auf jede Art aus der Welt schaffen. Guignard, Rector des Jesuitencollegiums, wurde sofort zum Strang und Feuertod verurtheilt. Er wurde im bloßen Hemd vor die Domkirche geführt, um Gott und den König um Verzeihung zu bitten. Er weigerte sich dessen hartnäckig, und blieb darauf, den König nicht beleidigt zu haben, mußte aber gleichwohl sterben. Der Jesuit Gueret wurde für Lebenszeit aus Frankreich verbannt. Das Haus Castel's wurde niedergerissen und eine Schandsäule an dessen Stelle gesetzt. Dafür wurden sie von den Jesuiten wie Heilige gepriesen und mit Jesus Christus verglichen.

Dabei ließ es jedoch das Parlament nicht; es faßte sofort den Beschluß, daß die Jesuiten insgesammt als Verführer der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe, als Feinde des Königs und des Staates in drei Tagen ihr Haus und Collegium, in fünfzehn Tagen das Königreich zu verlassen haben, widrigenfalls sie als Majestätsverbrecher gestraft werden sollen. Ihre Güter wurden eingezogen und zu Stiftungen verwendet, und den Eltern verboten, ihre Kinder in die Schulen der Jesuiten zu schicken. Aus ganz Frankreich wurden die Jesuiten vertrieben. Aber was half die Vertreibung? Vergebens wandte man alle Mittel an. Sie legten die Ordenskleidung ab, nahmen andere Ordenstitel an, wußten sich in andere Stände einzuschleichen, kurz, sie

blieben dem größten Theil nach, sie hielten sich besonders in einzelnen Provinzen, wie in Guienne und Languedoc, wo sie von den alten Liguisten gehalten und unterstützt wurden. Ihre Bemühungen, Intriguen, ihre literarische und diplomatische Thätigkeit hörte nicht auf. Es schien, Frankreich fand sich unfähig, dieser Hydra, deren Köpfe immer von Neuem wieder wuchsen, sich zu entledigen. Ja, die Jesuiten wußten es, wie wir wissen, dahin zu bringen, daß sie wieder in Frankreich aufgenommen wurden. Die Jesuiten selbst wirkten bei dem Papst auf eine Aussöhnung mit dem König hin und suchten sogar das katholische Volk für den König zu stimmen. Das Alles natürlich mit der Absicht, ihre Zulassung in Frankreich auf diesem Wege zu erlangen. Im Jahr 1603 hob Heinrich IV. das Verbannungsdecret gegen den Orden wieder auf, er ging so weit, den Jesuiten Cotton zu seinem Beichtvater zu machen. Denn er wollte unter dem Klerus eine Partei für sich gewinnen. Die Jesuiten zeigten sich auch dankbar hiefür, indem sie jetzt die spanischen mit den französischen Interessen vertauschten. Gleichwohl hörten die Mordversuche nicht auf. Siebzehn Attentate wurden auf den König gemacht. Louis Philipp erinnerte daran, wenn man ihn wegen einer neuen Lebensrettung beglückwünschte, daß sein Ahnherr erst dem achtzehnten Attentat erlegen sei. Außer den bereits Genannten machten noch d'Arger, Ridiconi, ein Mailänder Kapuziner, der Vicar von St. Nicolas des Champs und ein gewisser Charles, der sich für einen natürlichen Sohn Karls IX. ausgab, Mordversuche auf den König. Es hatte eben der durch die Liguisten und ihre Helfershelfer, die Jesuiten, aufgeflammte Fanatismus nicht aufgehört. Sie warteten nur auf die Gelegenheit, dem Hugenottenkönig auf den Leib zu kommen. Endlich gelang der Mord durch die Hand des François Ravaillac am 14. Mai 1610. Ravaillac bekannte, der Mord sei weder Verlangen, noch Rache, noch Anstiftung von irgend Jemand,

sondern lediglich eine Versuchung der Hölle gewesen, die ihn dahin gebracht, den König zu tödten; der Wunsch, den König umzubringen, habe ihn aber fortwährend gequält. „Ich habe dem Pater d'Aubigny, einem Jesuiten, eine Menge von Visionen erzählt, die mich sehr quälten. Ich hatte Empfindungen, wie von Feuer, von Schwefel und von Brand. Wenn ich Psalmen sang, glaubte ich auch Kriegstrommeln zu hören, und Nachts, wenn ich das Feuer in meinem Kamin anblies, war's mir doch, als ob aus meinem Athem Hostien zur Communion hervorgingen. Um mich von dieser Geisteskrankheit zu heilen, empfahl mir der gute Pater Aubigny, recht oft den Rosenkranz zu beten und mich an irgend einen Großen zu wenden, damit ich dem Könige vorgestellt würde." (Er suchte Jesuit zu werden, nachdem er von den Feuillans fortgejagt worden war; es gelang ihm aber nicht, weil ihn dieser Pater d'Aubigny, wie es scheint, nicht unterstützte.) Immer ging er mit dem Mordgedanken um, entfernte sich von Paris und kam wieder. Der Gedanke war ihm fürchterlich, daß der König die Hugenotten nicht zwingen wolle, in den Schooß der heiligen Kirche zurückzukehren. Dazu kam das Gerücht, das allgemein erzählt wurde, daß er dem Papst den Krieg erklären wolle und den heiligen Stuhl nach Paris verlegen werde. „Da mußte ich zurück, um ihm noch einmal zu begegnen. Ich bin nur dadurch angereizt worden zum Attentat, daß die Truppen allgemein sagten, wenn der König dem Papst den Krieg machen wollte, so würden sie ihm auch da dienen und für ihn sterben. Das hat mich nun in die Versuchung fallen lassen, ihn zu tödten, denn der Papst und Gott sind doch dasselbe! Immerwährend fühlte ich das Verlangen in mir, ihm den Tod zu geben." Als die Commissäre ihm vorstellten, daß sein Verbrechen eine teuflische Eingebung sei, erwiderte er: „Es ist eine Versuchung, die dem Menschen kommt, um seiner Sünden halber. Ich bin auch betrübt, daß ich mich habe gehen lassen. Aber da es

nun einmal geschehen ist, so habe ich das Vertrauen auf Gott, daß er mir die Gnade der Ausdauer gewähren wird bis zu meinem Tode in Glauben, Liebe und Hoffnung. Sein Leiden hat weit mehr Kraft, um mich zu retten, als das Verbrechen, das ich beging, Kraft hat, mich zu verdammen." Fortwährend behauptete er, sein Verbrechen Niemand, weder einem Pfarrer, noch einem anderen Priester, entdeckt zu haben; er habe es nicht gewagt, weil er fürchtete, sie würden ihn arretiren lassen. Er habe wohl einen Franciscanermönch gefragt, ganz im Allgemeinen, ob, wenn ein Mensch sich gedrungen fühle, einen König zu tödten und er beichtete es, der Priester verpflichtet wäre, es anzugeben? Der Franciscaner habe sich aber nicht darüber ausgesprochen, weil sie von anderen Mönchen unterbrochen wurden."

Bei diesem Bekenntniß, daß weder ein Geistlicher, weder ein Franzose, noch ein Fremder ihm irgend einen Wink gegeben habe, daß er sich rein durch die Ueberzeugung habe bestimmen lassen, der König wolle den Papst bekriegen, bei diesem Bekenntniß blieb er. „Da ich nun die ganze volle Wahrheit gesagt habe und ohne irgend einen Rückhalt, so hoffe ich, daß Gott, der Allgütige und Allbarmherzige mir gnädig sein wird wegen meiner Sünden, weil er weit stärker und kräftiger ist, um eine Uebertretung auszulöschen mittelst der Beichte und der Absolution durch Priestermund, als die Menschen in der Macht sind, ihn zu beleidigen."

Bei diesem Geständniß fing Ravaillac bitter zu weinen an, und während des heftigsten Thränenergusses flehte er die Jungfrau und alle Heiligen an, für ihn bei Gott sich zu verwenden.

Vor dem Mord war Ravaillac noch zur Messe gegangen; auf die Frage, wie er dann dem Meßopfer habe andächtig beiwohnen können, da er doch ein so schreckliches Verbrechen im Sinn gehabt, wußte er nichts zu erwidern, als: es sei aus Liebe für das heilige Meßopfer am Altar geschehen.

Auf seiner Brust hatte man ein Herz von Baumwolle gefunden und ein Papier, worauf der Name Jesus geschrieben war; auch einen Rosenkranz, den ihm ein Canonicus von Angouleme geschenkt. Als er das Protokoll über das Verhör unterzeichnete, schrieb er unter seinen Namen: Que toujours dans mon coeur, Jesus seul soit vainqueur! Der Jesuit, Pater d'Aubigny war es, dem Ravaillac zuletzt gebeichtet hatte, ward ebenfalls verhört. Man konnte aber, trotz aller Anstrengung, eine weitere Eröffnung nicht von ihm erlangen. Auf alle Fragen antwortete er: „Ich erinnere mich niemals dessen, was man mir in der Beichte gesagt hat."

Man hat über Mitwisser des Verbrechens nie etwas Positives ermitteln können. Die That trägt offenbar den Stempel des Fanatismus an sich, nicht der Berechnung. Man konnte nur Vermuthungen aufstellen, die freilich bei den Haß- und den Aufruhrpredigten der Jesuiten, bei der Wildheit der Liguisten nahe genug lagen. Der Meuchelmord galt den politischen und kirchlichen Parteien der damaligen Zeit überhaupt als ein erlaubtes Mittel, um zum Ziel zu gelangen. Ravaillac, der von jesuitischem Aberglauben und Fanatismus angesteckt war, starb als ein Opfer jesuitischer Lehre und Politik. Mit der Erzählung seiner Hinrichtung, bei der man ihn kaum vor der Volkswuth schützen konnte, wollen wir unsere Leser verschonen. Sie war über die Maßen gräßlich. Aber trotz aller haarsträubenden Qualen, als man ihm die Mörderhand im Schwefelfeuer verbrannte, die Glieder mit glühenden Zangen und schließlich mit vier Pferden zerriß, nannte er, trotz allem Drängen und Fragen der Geistlichen und Richter, keine Mitschuldigen, obwohl er bis zum letzten Moment bei vollem Bewußtsein blieb. Welche Empfindungen müssen bei dieser schrecklichen Hinrichtung durch die Seelen derer gegangen sein, die sie moralisch durch ihre Lehren und Zureden verschuldet hatten! Gerade damals wurde die Schrift des Jesuiten Mariana: de rego et regis

institutione, Mogunt. 1605, zu Paris in 2 Auflagen verbreitet. Die Schrift predigt den offenen Königsmord.

Ravaillac beharrte sogar immer darauf, daß er ohne Rath und Mitschuld Anderer gehandelt habe; gleichwohl gestand er doch und erhellte aus Allem, daß er durch Predigten und Schriften verleitet worden war, in denen die Lehre vom Königsmord sozusagen wissenschaftlich wurde. Die Lehre vom Tyrannenmord verstand er sehr gut, wenn er auch sonst noch so unwissend sein mochte. Er war schlecht erzogen, allen Ausschweifungen ergeben, von Mangel gedrückt, der Magie ergeben. Er wurde ein Schwärmer, ein Fanatiker und so gerieth er in die Hände der Jesuiten. Sie ließen ihn nicht mehr aus den Augen und stellten ihm Heinrich IV. als den Feind und Unterdrücker des Katholicismus, der alleinseligmachenden Kirche dar. Man wußte ihm ein wahnsinniges Rachegefühl aus dem Glauben beizubringen, daß er ein für alle Ewigkeit verdienstliches Werk thue, wenn er den König ermorde. Man sagte ihm nicht positiv, er solle den König ermorden, aber er wurde als wilder, fanatischer Kopf so gereizt, daß er es that. So konnte er auch keine Anstifter angeben, aber doch war er aufgestiftet worden. Die in ihm erwachte und entflammte Wuth gab ihm den Dolch in die Hand! Wer hat aber diese Wuth entflammt? Niemand als die Jesuiten!

Bei Allem dem warf man doch Verdacht auf den Herzog von Epernon, die Verdächtigungen reichten selbst bis zur Königin hinauf. Die Richter selbst wurden nicht geschont, aber man kam der Sache nie sicher auf die Spur. Unbegreiflich bleibt es freilich immer für uns, wie der Fanatismus in dem Menschen so weit gegangen sein solle, daß er, von Allen verlassen, auch unter den schrecklichsten Qualen den Mund nicht aufthat. Auffallend bleibt immer das Erstaunen, das er äußerte über die Wuth des Volkes. „Wenn ich je", sagte er bei der Hinrichtung unter den fürchterlichsten Qualen,

„wenn ich je daran gedacht hätte, das sehen zu müssen, was ich jetzt sehe, wenn ich gewußt hätte, wie sehr das Volk den König liebt, ich hätte niemals den Schritt gethan, der mich hieher geführt und den ich von ganzer Seele bereue. Allein ich war immer der zuversichtlichen Meinung (und man hat mich dessen unter vier Augen sehr oft versichert), daß ich dem Volke durch die Ermordung des Königs ein angenehmes Opfer bringen und daß mir dasselbe dafür dankbare Erkenntlichkeit beweisen würde. Allein nun sehe ich, daß eben dieses Volk Pferde zuführt, die mich zerreißen sollen." Das zeigt doch an, daß hinter Ravaillac Leute standen, die offenbar mitschuldig waren.

Die Jesuiten haben sich äußerst vertheidigt, Heinrichs Tod habe ihnen nichts genützt. Der Fanatismus mag vielleicht zu unbedacht, zu früh zum Mord seine Zuflucht genommen haben; so viel ist sicher, die Jesuiten haben durch das Verbrechen nur gewonnen. Heinrich, als Gegner der österreichischen und spanischen Monarchie, als Freund und Bundesgenosse der deutschen Protestanten, war ihnen ein Dorn im Auge, ein Haupthinderniß ihrer Pläne war ihnen aus dem Wege geräumt. Dafür bekamen sie ein Kind an die Spitze von Frankreich und ein bigottes schwärmerisches Weib zur Regentin. Bei dieser Frau wußte es der Jesuit Cotton sogar so weit zu bringen, daß der Erzbischof von Paris dem Abbé Dubois einen Verweis ertheilen mußte, weil er wider die königsmörderischen Lehren des Jesuiten Mariana gepredigt hatte. Dieser Dubois wurde später nach Rom gelockt und in's Gefängniß geworfen, aus dem er nie wieder entkam.

In den Niederlanden standen die Jesuiten allgemein im Verdacht, daß sie gegen das Leben des Prinzen Wilhelm von Oranien Anschläge machten. Wie sich versteht, waren sie auf Seiten der Spanier, handelten mit diesen im Einverständniß, ja sie sollen sogar Waffen und Pulver für sie

bereit gehalten haben; daher sie auch vom Volk, sowohl dem calvinischen als katholischen auf's bitterste gehaßt wurden. Schon am 15. März 1580 hatte König Philipp von Spanien einen Preis von 15,000 fl. auf den Kopf des Prinzen von Oranien gesetzt. Im Jahr 1582 schoß, in Folge dieser Aechtung, ein katholischer Handlungsdiener, ein Spanier, Namens Jaureguy, auf den Prinzen und verwundete ihn, jedoch nicht tödtlich, am Kopf, wurde dafür auf der Stelle von der Wache niedergestoßen. Man konnte nur so viel über diesen Vorfall entdecken, daß Jaureguy einem Jesuiten sein Vorhaben angezeigt und dieser dasselbe gut geheißen hatte. Auch fand man einen jesuitischen Katechismus bei ihm und eine Schreibtafel mit schwärmerischen Gebeten ꝛc. Offenbar war er zu dem Verbrechen verleitet worden. Die Ueberreste seines Leibes wurden im Kastell zu Brüssel auf Pfähle gesteckt. Im Jahr 1586 wurden diese Reste von den Jesuiten gestohlen und als Reliquien verwahrt. Aber in demselben Jahr 1586 wurde ein zweites Attentat auf den Prinzen gemacht. Balthasar Gerard erschoß am 10. Juli 1586 den Prinzen zu Delft, als er von der Tafel kam. Dieser Gerard war ein Zögling der Jesuiten, er bekannte, mit dem Mordplan schon längst umgegangen zu sein. Er hatte denselben einem Jesuiten in der Beichte entdeckt, der ihm die Märtyrerkrone im Himmel verhieß, wofern er zur That schreite; auch noch drei andern Jesuiten hatte er seine Absicht mitgetheilt, sie gaben ihm den Segen und versprachen für ihn zu beten. Auch auf Wilhelms Sohn und Nachfolger, Moritz von Nassau, wurde ein Mordversuch gemacht. Ein Faßbinder, Peter Panne mit Namen, war von den Jesuiten zu Douais zu dem Verbrechen bestimmt und gedungen worden, man versprach ihm, neben dem Paradiese, ein Amt und Pension, wenn er den Grafen tödten würde. Man hielt ihm vor, welch verdienstliches Werk es sei, einen Mann zu tödten, der das

Seelenheil so vieler Menschen der Verdammniß preisgebe, indem er die Ketzer begünstige. Man hörte ihm die Beichte und gab ihm das heilige Abendmahl; aber der Mord gelang nicht, Panne war ängstlich und unschlüssig geworden, er warf den Dolch weg, den ihm die Jesuiten gegeben hatten und bekannte sofort Alles. Der Gerichtshof zu Leyden ließ das Urtheil und die Geständnisse des Verbrechers bekannt machen, was den Jesuiten außerordentlich schaden mußte, da ihre Mitwirkung bei diesem Fürstenmord hier offener als je an den Tag kam.

Es wird erzählt, daß die Jesuiten sogar gegen die zwei bigotten Könige Ludwig XIII. und XIV. Ränke geschmiedet und Anzettelungen gemacht, ja ihnen sogar nach dem Leben getrachtet hätten zu Zeiten, wo diese Könige nicht geneigt waren, in allen Stücken ihnen nachzugeben. Erwiesen wurde indessen nie etwas. Die Jesuiten hatten auch alle Ursache, mit diesen Herren zufrieden zu sein, denn sie waren ganz in ihren Händen. Die jesuitischen Beichtväter waren am französischen Hof allmächtig und veranlaßten sie zu den empörendsten Vergewaltigungen und Verbrechen an den Protestanten, von denen wir an einem anderen Orte sprechen.

Wir müssen nun einen Schritt weiter gehen, und die Greuel schildern, welche die Jesuiten in England verübten und anstifteten. Die Jesuiten hatten immer ihr ganz besonderes Augenmerk auf England gerichtet, seit der Reformation bis auf diesen Tag, von Wilhelm Allan bis auf Cardinal Wiseman. Unter der Regierung der Königin Elisabeth konnten sie, trotz aller Bemühungen, keinen Eingang finden. Es kamen zwar schon 1580 Jesuiten nach England, durchstreiften die Schlösser des katholischen Adels, ließen hie und da Flugschriften erscheinen, in denen der Gedanke der Suprematie der Krone über die Kirche durch die Idee der Volkssouveränetät bekämpft wurde. Aber der strenge Protestantismus der damaligen Zeit verstand keinen Spaß. Im Jahr

1582 verpönte ein Gesetz die Verführung zum Katholicismus als Hochverrath, ein anderes Gesetz verbannte alle Jesuiten und Jesuitenzöglinge aus England. Eine bedeutende Anzahl Katholiken, unter ihnen mehrere Jesuiten, wurden als Hochverräther hingerichtet. Aber die Jesuiten ließen in ihrem Eifer nicht nach. Die Epoche der Stuarts schien ihnen günstig. Denn diese waren im Interesse ihrer despotischen Neigungen eben so sehr für sie, als das Volk gegen sie war, das in ihnen die Feinde der englischen Nationalfreiheit und Staatsverfassung erblickte. Seit dem Tod der Königin Elisabeth rechneten die Papisten auf Streitigkeiten, welche die Thronfolge hervorrufen müsse. Indessen mußten sie in Kurzem alle Hoffnung aufgeben, mit ihren Plänen durchzudringen. Jakob I. bestieg den Thron ohne alle Störung unter Beistimmung der Nation, und war fest entschlossen, die protestantische Kirche aufrecht zu erhalten. Die Ultramontanen waren wüthend und beschlossen, sich des Königs auf irgend eine Weise zu entledigen. Sie faßten den Entschluß, den Ketzerkönig sammt seinem Ketzerparlament in die Luft zu sprengen. Es ist dies die sogenannte Pulververschwörung, die ihres Gleichen in der Geschichte der kirchlich-politischen Bewegungen nicht finden dürfte. Man sieht daraus, wie aus der Bartholomäusnacht, wie weit religiöse Bigotterie die Menschen führen kann. Die Haupträdelsführer des Complottes waren Robert Catesby, ein Edelmann aus Northampton, Thomas Percy, ein Nachkomme aus dem alten feudalistischen Rebellenblut der Percy, John Grant, Ambrosius Hookwood, Christopher Bright, Francis Tresham, Guy Fawkes, Sir Everard Digby und Andere, sämmtlich katholische Edelleute. Sie setzten ein Comite ein, aus fünf Mann bestehend, welches die Aufgabe hatte, die Mittel und Wege zu berathen, wie die gefährdete katholische Religion und Kirche in England wieder zur Herrschaft gebracht werden könne. Percy war für Ermordung

des Königs, er selbst wollte ihn umbringen; hatte ja doch selbst vor wenigen Jahren ein gedungener Meuchelmörder den König Heinrich III. von Frankreich erstochen, eine That, die von halb Frankreich als eine von Gott verordnete Heldenthat laut gepriesen wurde. Catesby wollte nicht blos den König, sondern auch die königlichen Kinder, die Minister, den hohen Adel, die Parlamentsmitglieder vernichten, dieweil ja sie alle Protestanten seien. Die Eröffnungssitzung des Parlaments wurde dazu als Tag der Ausführung erkoren und der Plan mehreren Jesuiten mitgetheilt, namentlich einem Henry Garnet, Oswald Tesmond und John Garrard. Wir werden später sehen, in wie weit diese Jesuiten an der Verschwörung Theil nahmen. Allgemein wird angenommen, daß die Jesuiten die Verschwörung gebilligt und dadurch deren Ausführung unterstützt hatten.

Die Verschworenen miethteten einen Keller unter dem Parlamentshaus; sie brachten darin 36 Tonnen Pulver unter. Am 7. October 1605 sollte das Parlament in die Luft gesprengt und der Kronprinz, Herzog von York, sofort von Percy ermordet, die Prinzessin Elisabeth (beide noch Kinder) zur Königin ausgerufen, im Uebrigen nebenbei der ganze Anschlag den Puritanern in die Schuhe geschoben werden. Aber am 7. October wurde zum Schrecken der unruhigen Verschworenen das Parlament auf's Neue vertagt. Da erhielt Lord Monteagle einen anonymen Brief. Der Brief, dessen Inhalt noch in den Acten vollständig vorhanden ist, warnte den Lord bei seinem Leben, bei diesem Parlamente nicht zu erscheinen, die Gefahr sei so schnell vorüber, als dieser Brief verbrannt sei. Der Brief wurde dem König vorgelesen; der König errieth zuerst den Sinn des Briefes. Wie er dazu kam, weiß man jetzt noch nicht, ob durch Divination, oder durch einen anderweitigen Wink. Wahrscheinlich ist, daß er von Frankreich aus gewarnt war. Denn dort erwartete man damals einen Handstreich der Papisten

in England. Heinrich IV. hat Jakob gewarnt. Das geht aus der Rede hervor, die zum Preise Ravaillac's in Rom gehalten wurde. In derselben wurde gesagt, „daß Heinrich IV. nicht allein in seinem Herzen ein Feind der katholischen Religion gewesen, sondern daß er auch die glorwürdige Unternehmung Derer gehindert, die sie in England wieder aufrichten wollten und sich dafür die Krone des Märtyrerthums erworben." Die Jesuiten aber, die an dem Complott gegen Jakob und sein Parlament Theil genommen, wurden im Jesuitencollegium zu Rom als Märtyrer für die katholische Sache erklärt.

Den Keller untersuchte man nun absichtlich erst am Tage vor der Parlamentseröffnung. Man fand einen der Verschworenen, nebst den 36 Tonnen Pulver in dem Keller. Fawkes hieß der Mensch; er bekannte sich alsbald zu dem Verbrechen und nannte seine Genossen. Alsbald verbreitete sich das Gerücht von der Entdeckung der Verschwörung in London. Die Verschworenen flohen nach Warwickshire, wo die Andern warteten, die die Prinzessin Elisabeth aufheben wollten. Aber so sehr sie sich auch zur Wehr setzten, mußten sie sich doch in ein festes Haus werfen. Das Haus flog zum Theil durch eine Pulvertonne in die Luft, sie stürzten heraus und wurden entweder niedergehauen oder gefangen. Die Hauptheiden Catesby und Percy blieben auf dem Platze. Eine andere Abtheilung wurde in London beigebracht; zu diesen gehörte auch der Jesuiten-Superior Henry Garnet. Dieser ist für uns die wichtigste Person; er war der moralische Urheber des Verbrechens. Die anderen Verschworenen vermochten sich nur schwach zu vertheidigen und bekannten zum Theil freiwillig. Das Todesurtheil wurde an Allen vollzogen. Dagegen Garnet vertheidigte sich als schlauer Jesuit. Er gestand zu, er habe gewußt von Verhandlungen mit Spanien über eine Invasion in England, von Subsidien, die benutzt worden seien, um eine Armee zu werben. Er

sei stets dagegen gewesen, aber er habe geglaubt, schweigen zu müssen. Er bekannte ferner, er habe von dem Complott gewußt, habe es aber Niemand entdecken dürfen, weil es ihm in der Beichte vertraut war und das Leben vieler Menschen gefährden konnte. Garnet bekannte ferner, zur Zeit der Königin Elisabeth zwei Bullen aus Rom empfangen zu haben, worin allen Katholiken verboten ward, einem Thronfolger Gehorsam zu leisten, der nicht zur katholischen Kirche gehörte. Uebrigens habe er diese Bullen damals nur wenigen Leuten gezeigt, er habe sofort erfahren, daß der Papst seine Ansicht geändert und sofort seien die Bullen verbrannt worden. Er betheuerte, daß er zur Pulververschwörung seine Einwilligung niemals gegeben habe. Er blieb darauf, daß er Alles gethan habe, um die Verschworenen von ihrem Plan abzubringen. Auch den Vorwurf, er sei das Haupttriebrad des Complotts gewesen, läugnete er entschieden, und bat Gott und den König, daß den Katholiken um seinetwillen kein Leid angethan werden möchte.

Ein merkwürdiges Licht auf die Anschauungen der Jesuiten verbreiten einige Aufklärungen, die Garnet in seiner Vertheidigung gab. Unter Anderem gab er an, wenn die Jesuiten einmal zweideutig antworten, so geschehe das nicht, um eine Lüge zu Recht bestehen zu lassen, sondern nur, um etwas Anderes Nützliches zu vertheidigen. Es könne Jemand eine Frage an Einen richten, der nicht dazu berufen sei, oder um eine Sache fragen, die zu erfahren er kein Recht habe. Wenn Jemand die Verpflichtung habe, richtig zu antworten, dürfe er nicht zweideutig antworten, wenn aber diese Verpflichtung nicht vorhanden sei, möge er immerhin zweideutig antworten. Was Jemand in der Beichte unumwunden sagen müsse, brauche er Andern darum noch nicht zu sagen. Es wurde ihm vorgeworfen, er folge einer Doctrin, wonach der Papst das Recht besitze, Fürsten abzusetzen. Hierauf erwiderte er: 1) Diese Lehre folge aus der Gesammtdoctrin der Kirche.

2) Sie sei von katholischen Fürsten geduldet, ohne daß sie sich dadurch gekränkt fühlten. 3) Was seine Person betreffe, so unterscheide er „zwischen den unseren (den englischen) und anderen Fürsten, und solchen, welche einmal Katholiken gewesen und dann abtrünnig geworden". Die Auslassungen katholischer Schriftsteller vom Recht des Papstes, katholische Fürsten zu entthronen, das beziehe sich nur auf solche, welche vom katholischen Glauben abgefallen seien. Auf die Frage, ob er das Geheimniß bewahren müsse, wenn Jemand in der Beichte bekenne, daß er morgen den König mit einem Dolch erstechen wolle, erwiederte er mit den Worten: Ich muß es geheim halten. Hiebei verwickelte er sich in Widersprüche, die deutlich zeigten, daß er nicht blos in der Beichte, sondern auch außer derselben sich mit den Verschworenen über ihr Vorhaben unterhalten hatte. Er gab zu, von dem Complott gewußt und davon abgeredet zu haben, aber er mußte auch immer wieder zugeben, es nicht angezeigt, vielmehr der Sache ihren Lauf gelassen zu haben. Man hielt ihm ausdrücklich entgegen, daß er als Superior der Jesuiten es leicht dahin hätte bringen können, daß die Andern von ihrem Vorhaben abgestanden wären. Denn, sagte man, dem Superior müssen die Andern unbedingt gehorchen. Daß Garnet mit den Verschworenen über den Schlag berathen hatte, ist zur Evidenz erwiesen. Noch auf dem Schaffot sagte er: „Was in seiner Hand gelegen, sei wahr, und weil er es dem König nicht entdeckt, darum sei er gerecht verurtheilt und bitte ihn um Vergebung." Er sagte auch noch: „Ich glaubte nicht, daß sie solche Beweise gegen mich hätten, bis sie mir gezeigt wurden. Aber nach dem Beweise hielt ich es für ehrenwerther, zu der Zeit zu bekennen, als vorher."

Am 3. Mai 1606 wurde Garnet hingerichtet, er starb durch Henkershand am Galgen. Das englische Volk hat die Pulververschwörung, deren Hauptanstifter offenbar dieser Jesuit war, nie vergessen. Jetzt noch wird vor jeder

Parlamentseröffnung der Raum unter dem Parlamentshaus untersucht, ob nicht etwa Pulverfässer daselbst verborgen seien, und am 5. November ziehen noch jetzt Schaaren von Knaben durch die Straßen von London mit einer gräulichen, aus Stroh und Lumpen zusammengeflickten Puppe, die den Guy Fawkes, einen der Verschwörer, der das Arrangement besorgte, darstellt; nachher wird die Puppe in den Freudenfeuern auf der Straße verbrannt. Die Pulververschwörung hatte die Folge, daß das englische Volk auf das Treiben der Papisten ganz besonders aufmerksam wurde, so daß die katholische Reaction, trotz allen ihren Bemühungen, zur Unmöglichkeit wurde.

Bei Allem hörte die Wühlerei der Jesuiten in England nicht auf. Nichts, kein Unglück, kein Ereigniß konnte sie schrecken. Der Grund davon ist einfach in der Gunst zu suchen, die ihnen die Stuarts zu jeder Zeit angedeihen ließen. Es bestand zwar ein Eid, den alle Papisten dem König zu schwören hatten, allein auch dieser Eid hielt sie nicht ab, fortwährend gegen die protestantische Religion und gegen den König, in dem sie deren einzige Stütze sahen, thätig zu sein. Ja, es wird erzählt, daß die Jesuiten, die diesen Eid verdammten, ihren Leuten gestatteten, denselben mit Vorbehalt zu schwören. Es sollen sogar Mitglieder des Ordens zur Partei der Presbyterianer übergegangen sein, um auf diesem Wege um so sicherer für den Ultramontanismus thätig sein zu können.

Die Agitation, die wir in einem Capitel des Näheren beschreiben werden, dauerte fort. Der Hof und sein Anhang begünstigte sie, weil man im Katholicismus den Absolutismus sah, den man um jeden Preis wieder einführen wollte. Die Jesuiten wußten sich in den höchsten Kreisen Eingang zu verschaffen und vor Allem unter der hohen Aristokratie ihre Grundsätze, sowohl politische als theologische, zu verbreiten. Jakob I. begünstigte den Katholicismus, sein Sohn Karl I. schadete sich noch weit mehr durch seine Hinneigung

zum Papismus. Das Parlament beschuldigte ihn offen der Parteilichkeit für die Katholiken, man sagte ihm nach, er habe mit den Papisten geheime Verträge geschlossen, er stehe insgeheim mit den Jesuiten in Verbindung, er begünstige die Jesuiten bei Aemterbesetzungen, er habe die unter der Königin Elisabeth von Seiten des Parlaments getroffenen Anordnungen nicht zur Ausführung kommen lassen, besonders in Irland habe er zur Ausbreitung des Papismus wesentlich beigetragen, er habe dadurch die Niedermetzelung von vielen Tausend Protestanten verschuldet. Diese Vorwürfe so gut, wie die politischen Verwickelungen, führten zuletzt die Katastrophe herbei, welche mit der Hinrichtung Karl's I. endete. Die nie ruhende Agitation der Jesuiten und der dadurch aufgestachelte Fanatismus der Hochkirchler hatte all die Greuel und Schrecken jener Zeit im Gefolge. Das Volk glaubte, der furchtbare Aufstand der römischen Katholiken in Ulster sei im königlichen Schloß zu Whithall ausgebrütet worden. Zu dem Allem kam, daß der König die Puritaner schonungslos verfolgte, und diese ihn für keinen ehrlichen Protestanten, sondern für einen Verräther hielten. Besonders letzteren Vorwurf hatte er seiner Zweideutigkeit zuzuschreiben, die im ganzen Land berüchtigt war. Man wußte es nur zu gut, daß Karl den Haß der Nation gegen die Papisten nicht theilte, und daß er ihnen gern eine weit größere Duldung zu Theil werden ließe, als die war, die er den Presbyterianern augenscheinlich nur ungern gewährte. Gleichwohl war Karl I. bei den Jesuiten nichts weniger als beliebt. Sie hatten gehofft, er werde in England die katholische Religion einführen, es war aber nicht geschehen, aus guten Gründen. Ja, die Jesuiten bezeugten sogar ihre Freude über den Tod Karl's, denn dadurch sei der katholischen Kirche ein großes Hinderniß aus dem Wege geräumt worden.

Während der Revolutionsperiode mußte, wie sich versteht, die jesuitische Wirksamkeit ruhen. Damals waren die

Ultramontanen in Großbritannien genöthigt, sich in ihre Verstecke zurückzuziehen. Aber schon unter Karl II. erhoben sie wieder ihr Haupt. Karl II. selbst war insgeheim Katholik. Man nimmt an, er habe schon als Verbannter heimlich seinen Uebertritt zur katholischen Confession bewerkstelligt. Als er zur Regierung kam, waren seine Minister meist offene oder heimliche Katholiken. Sein Bruder, der Herzog von York, war erklärter Katholik und von größtem Einfluß auf den König. Die Königin war eine portugiesische Prinzessin, stark katholisch, sie hatte ihren Beichtvater aus Portugal mitgebracht und war immer von Katholiken umgeben. Die Maitressen, mit denen Karl vom französischen Hof versorgt wurde, waren durchweg in den Händen der Jesuiten. Außerdem war Karl durchweg in den Händen des bigott katholischen französischen Hofes. Denn er brauchte immer Geld und ließ sich vom König von Frankreich bestechen. Karl war zwar schlau und äußerst vorsichtig. Das Schicksal seines Vaters schwebte ihm vor Augen. Aber um so fanatischer und aggressiver war die Camarilla, die ihn umgab. Kein Wunder, daß das Volk mißtrauisch wurde und Alles fürchtete. Der Haß gegen den Papismus war ohnedies seit den Zeiten der blutigen Maria allgemein verbreitet, die Verschwörungen gegen Elisabeth, vor Allem die Pulververschwörung, war in Aller Gedächtniß. Der Fanatismus wurde fortwährend von den Kanzeln, durch Erinnerungsfeste, Gebete, Freudenfeuer und Festaufzüge lebendig erhalten. Daß natürlich die Geistlichkeit durchweg gegen die Katholiken erbittert war, läßt sich denken. Ebenso war die sogenannte Gentry gegen sie eingenommen. Die Geistlichkeit fürchtete für ihre Pfründen die Gentry für ihre Abteien und großen Zehnten. Die Meinung, es sei ein Hauptschlag gegen die Protestanten im Werk, war allgemein verbreitet. Zudem kam, daß die mit England verbündete Macht, Frankreich, die englische Politik wesentlich bestimmte und ihrerseits die reformirte Kirche auf's

Heftigste verfolgte. Die Aussicht, daß aus der Ehe des Herzogs von York mit einer modenesischen Prinzessin Söhne entspringen könnten, die auf lange Zeit hinein vom Throne aus die Staatsreligion anfeinden könnten, war dem Volk ohnedem nicht tröstlich und gab zu den größten Besorgnissen Anlaß.

Wenn eine Nation in Unruhe und von Besorgnissen geängstigt ist, so sieht sie am Ende Gespenster. Wer trägt aber die Schuld davon, daß sie Gespenster sieht, als gerade Diejenigen, die sie in diesen Zustand versetzt haben. Ein solches Gespenst, das die Jesuiten und die ultramontane Hofcamarilla herauf beschworen hatten, dessen Erscheinen sie aber auf's Bitterste büßen mußten, ist das sogenannte papistische Complott.

Ein Geistlicher der anglikanischen Kirche, Titus Oates, der wegen unordentlichen Lebens und heterodoxer Lehre des Dienstes entlassen worden war, ist der Urheber dieses Complotts. Oates wurde katholisch und Jesuit. In den Jesuitencollegien hörte er von den besten Mitteln, England in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Andeutungen, Gespräche, erbrochene Briefe der Jesuiten hatten in ihm absonderliche Gedanken und Vermuthungen erweckt, er glaubte die Pläne der Jesuiten zu durchschauen. Oates wurde seinem Orden verdächtig und auf brutale Weise behandelt, weil man eine Entdeckung der jesuitischen Intentionen fürchtete. Um einer strengeren Strafe zu entgehen, lief er davon. Nun kannte er keine Rücksicht mehr und legte verschiedene Bekenntnisse ab, zuerst vor dem Friedensrichter Sir Edmundbury Godfroy, dann vor dem Geheimrath und später auch vor dem Parlament.

Die Aussagen des Oates liefen auf Folgendes hinaus: Der Papst habe die Oberherrlichkeit über England und Irland an sich genommen, weil sie der Ketzerei verfallen seien, er habe dorthin die Jesuiten delegirt. Der Ordensgeneral habe demgemäß bereits alle hohen Civil- und Militärwürden in diesen Ländern vertheilt, sowie die kirchlichen Würden. Der Ordensprovinzial der Jesuiten habe in einer

Rathssitzung der Jesuiten den König Karl als Ketzer verdammt und zum Tode verurtheilt. Von bedeutenden Summen, die zu dergleichen Zwecken, besonders für die Ermordung des Königs, versprochen wurden, wußte Oates Vieles zu erzählen. Dem Arzt der Königin hatte man u. A. für die Vergiftung des Königs 10,000 Pfund Sterling geboten, er verlangte jedoch 18,000. Für den Fall, daß die Vergiftung fehlschlagen sollte, waren von den Jesuiten vier Irländer gemiethet, jeder für zwanzig Stück Guineen, um den König zu Windsor zu erstechen. Auf den König sollten ferner Zwei schießen und zwar mit silbernen Kugeln. Der Eine sollte dafür 15,000 Pfund Sterling erhalten, der Andere dagegen, ein frommer Katholik, begnügte sich mit 30,000 Seelenmessen, was, jede Messe zu einem Schilling gerechnet, dasselbe ausmachte. Ein anderer Jesuit wollte den König erstechen, er kaufte dazu eine Waffe für 10 Schilling. Am 31. Mai 1678 hatten 50 Jesuiten eine Versammlung in der Schenke zum weißen Roß, wo des Königs Tod einstimmig beschlossen wurde. Man setzte Circulare in Gang, um Geldmittel zeichnen zu lassen. Oates colportirte selbst eine Schrift, in der des Königs Todesurtheil in aller Form ausgesprochen war. Der symbolische Ausdruck der Jesuiten war: Wenn er nicht R. C. (römischer Katholik) würde, so solle er auch nicht länger C. R. (Carl Rex) bleiben. Die große Feuersbrunst im Jahr 1666 in London war das Werk der Jesuiten. 88 Menschen und 700 Feuerkugeln hatten sie dazu gebraucht und während des Feuers 14,000 Pfund Sterling erbeutet. Noch andere Brände hatten sie angestiftet, ja ihre Absicht ging dahin, alle Hauptstädte Europas zu verbrennen. Neben diesen Feuersbrünsten sollten überall Aufstände, Niedermetzelungen, Schrecken aller Art in den Königreichen losbrechen. In London allein standen 20,000 Katholiken bereit, sich in Wehr und Waffen zu erheben. Der Jesuit Jennison sollte geäußert haben, diese 20,000 könnten leicht an 100,000 Protestanten den Hals abschneiden. Eine Proscriptionsliste

von 40,000 Personen war bereits entworfen. Der König von Frankreich sollte mit seiner Armee in England landen. Sofort sollte die Krone als Geschenk des Papstes dem Herzog von York übertragen werden und dieser die Mörder und Brandstifter begnadigen und belohnen und den Protestantismus ausrotten. Wenn er sich jedoch widerspenstig zeige, so solle er sofort auch ermordet werden. Das wäre also eine Pariser Bluthochzeit in vergrößertem Maßstab gewesen. Das Volk glaubte die Sache. Eine Bartholomäusnacht war ja auch in London möglich. Die Jesuiten hatten den Königsmord längst gepredigt; gab man ihnen den Mord Heinrich III. und IV. und der Oranien schuld, warum sollte man sie für nicht fähig halten, den König Karl von England aus dem Weg schaffen zu lassen? Man traute eben den Jesuiten Alles zu. Oates gelangte nun zu hohen Ehren. Man nannte ihn den Retter der Nation. Das Parlament empfahl ihn dem König, man gab ihm eine Wohnung in Whitehall, eine Leibwache und einen Gehalt von 1200 Pfund Sterling. Er wurde angestaunt und beneidet, und nun kamen eine Masse von Zeugen aus allen Bordellen, Spielhäusern und Schuldthürmen Londons, welche gegen Katholiken Zeugniß ablegten und beschworen. Einer erzählte von einem Heer von 30,000 Mann, die als Pilger verkleidet sich in Corunna sammeln und von da nach Wales sich einschiffen sollten. Einem Andern hatte man die Heiligsprechung und 500 Pfund versprochen, wenn er den König ermorde. Besonders trat ein Zeuge Namens Bedloe hervor. Dieser Bedloe, ein früherer Capitain, wußte zu erzählen, daß 10,000 Katholiken aus Flandern kommen, in England selbst werde von gewissen Lords eine Armee gebildet, zu dieser stoßen 25,000 Mann Pilger, Geistliche und Fanatiker, die aus St. Jago in Spanien zu Schiff herüber kommen, in London selbst seien 4000 Mann bereit zum Losschlagen. Natürlich sollte der König ermordet, die Protestanten, die nicht übertreten, hingerichtet werden.

Alles wurde geglaubt und gerne geglaubt. Das Volk

glaubte es, gebildete Leute und der größte Theil der sogenannten Landporter glaubten es. Aber es blieb nicht bei diesen Aussagen, die zum Theil falsch sein mochten. Ein gewisser Coleman, Secretär der vorigen Herzogin von York, wurde zuerst verhaftet. Man durchsuchte seine Papiere und fand, daß soeben der größte Theil derselben zerstört worden war. Aber es waren doch noch einige Briefe gefunden worden, die Briefe waren aus den Jahren 1674—76. In einem derselben hieß es: „Wir haben hier ein mächtiges Werk vor uns; es gilt nicht weniger als die Bekehrung dreier Königreiche und dadurch vielleicht die gänzliche Unterdrückung der pestilenzialischen Ketzerei, welche so lange hindurch und unter einem so großen Theil der nördlichen Welt geherrscht hat. Noch nie waren solche Hoffnungen auf Erfolg seit den Tagen der Königin Maria als jetzt. Gott gab uns aber auch einen Prinzen, welcher ganz Feuer und Flamme ist, der Urheber und das Werkzeug eines so glorwürdigen Werkes zu sein. Aber auch die Opposition, auf die wir gewiß stoßen, wird groß sein, so daß wir uns nach aller Hülfe und allem Beistande umsehen müssen."

Coleman war ein Fanatiker und brauchte in seinen Briefen, die theils in seinem eigenen, theils in des Herzogs Namen an den berüchtigten Père La Chaise, den päpstlichen Nuntius in Brüssel und andere eifrige Katholiken gerichtet waren, die heftigsten und unziemlichsten Ausdrücke. In seinen Briefen setzte er auseinander, wie eifrig der Herzog von York für die katholische Sache sei; nichts gehe ihm über die Rettung seiner eigenen Seele und die Bekehrung Englands. Den König dagegen könne man durch Geld zu Allem bringen, sogar zu Dingen, die ihm offenbaren Schaden bringen. „Die Logik, die auf Geld gebaut ist, hat an unserem Hofe unwiderstehliche Reize, so daß gar keine Gründe dagegen aufkommen." Coleman legte dar, daß Karl immer mit Ludwig XIV. eines Sinnes und daß die Interessen beider Länder dieselben seien. Auch schrieb er an den Père

La Chaise, der König von Frankreich möge nur 300,000 Pfund Sterling nach England schicken, dann könne Karl sein Parlament entlassen, denn dieses sei für den Frieden mit Holland und gegen eine Allianz mit Frankreich.

Das war für die damalige Volksstimmung genug. Aber es sollte noch etwas Schlimmeres hinzukommen, um den Fanatismus erst recht in Flammen zu setzen. Der Friedensrichter Sir Edmundbury Godfroy, welcher die Angaben des Titus Oates zu Protokoll genommen hatte, wurde plötzlich vermißt. Seinen Leichnam fand man in einem Graben bei London. Sein eigener Degen stack in seiner Brust, an seinem Hals fand sich eine Strangulationsnarbe, auf der Brust Spuren von Contusionen. Die Ringe fanden sich noch an seinen Fingern, die volle Börse in seiner Tasche. Sir Edmundbury konnte also nicht von Räubern getödtet sein. Er war ein Mann, der in Achtung stand, der in angenehmen Glücksumständen lebte. Es war daher nicht anzunehmen, daß er sich selbst umgebracht habe. Sir Edmundbury hatte, so viel man wußte, keine Feinde, dagegen hatte er die Depositionen des Titus Oates zu Protokoll genommen. Die Vermuthung lag nahe, daß die Jesuiten es waren, die ihn aus Rache umgebracht hatten. Man ist über den Vorfall nie in's Klare gekommen. Man hat vermuthet, er sei von der dem Hofe feindlichen Partei ermordet worden, um die Complottgeschichte glaublich zu machen. Am meisten Wahrscheinlichkeit hat die Vermuthung für sich, daß einige fanatische Katholiken durch die Lügen des Oates und die Mißhandlungen des Pöbels gereizt, ohne genau zwischen dem meineidigen Kläger und dem unschuldigen Beamten zu unterscheiden, sich in ihrer Wuth rächten. Wäre diese Vermuthung richtig, so wäre der Zweck der Ultramontanen sicherlich nicht erreicht worden. Denn jetzt gerieth die Hauptstadt und die ganze Nation außer sich. „Die Jesuiten haben Godfroy umgebracht." Diese Kunde durchlief Stadt und Land und setzte Jedermann in Schrecken. Jedermann setzte sich in Ver-

theidigungsstand; Patrouillen gingen in den Straßen auf und ab, Kanonen wurden vor dem königlichen Palast Whitehall aufgeführt. Ein königlicher Kammerherr billigte diese Maßregeln mit den merkwürdigen Worten: „Hätte die Stadt diese Vorsicht nicht beobachtet, so hätte es kommen mögen, daß alle Bürger eines Morgens mit abgeschnittenen Kehlen erwacht wären!“ Die Parlamentshäuser ordneten eine Untersuchung der Gewölbe an, über denen sie ihre Sitzungen hielten, um gegen eine neue Pulververschwörung gesichert zu sein. Der König setzte einen Preis von 5000 Pfund auf den Kopf des Mörders. Die strengsten Maßregeln wurden gegen die Katholiken ergriffen, die katholischen Lords aus dem Oberhaus gestoßen und zum Theil in Tower gesteckt. Endlich votirten die Lords und Gemeinen übereinstimmend: „Daß die Lords und Gemeinen des Dafürhaltens wären, daß da gewesen und noch sei ein verdammungswürdiges und höllisches Complott, angestiftet und in's Werk gesetzt von den Papisten und mit der Absicht, den König zu ermorden, die Regierung umzustoßen und die protestantische Religion zu zerstören und auszurotten.“ Gegen die Königin faßte man strenge Beschlüsse; ein Staatssecretär wurde in's Gefängniß geworfen, weil er Anstellungsdecrete für Gentlemens unterzeichnet, die für keine guten Protestanten galten, ja man schritt sogar gegen den König ein und suchte ihm den Befehl über die Landwehr zu entreißen. Was aber noch weit schlimmer war, auch die Gerichtshöfe wurden von diesem Fanatismus angesteckt. Es wurde eine Menge unschuldiges Blut vergossen. Coleman, der Pater Ireland Groox und Pickering wurden noch im letzten Augenblick hingerichtet. Das neue Jahr 1679 begann mit der Hinrichtung der angeblichen Mörder Sir Edmundbury Godefroys, Hill, Green, Burry und Prance, ihnen folgten auf dem Schaffot die Jesuiten Whitebread, der Ordensprovinzial für England, Fenwic, Gavan, Turner und Harcourt, sodann der ausgezeichnete katholische Jurist Langhorne, endlich kam noch der Viscount Stafford an die Reihe.

Man war in solche Raserei hineingerathen, daß geradezu die empörendsten Justizmorde begangen wurden, um die katholische Partei und den katholischen Thronfolger zu schrecken. Die Hinrichtung Staffords ist ein offenbarer Justizmord, aber mit ihr hatten auch die Bluturtheile ihr Ende erreicht. Nie ist man in's Klare gekommen, was die Lords bewog, ihn zu verurtheilen, ob Furcht vor dem wüthenden Volk, ob politische Gründe, ob anderweitige Kenntniß von Staffords Charakter und Leben, von der die Nachwelt nichts erfuhr. Stafford selbst erklärte noch im Angesicht des Todes, der Irrwahn, der jetzt sein unglückliches Volk beherrsche, werde bald verschwinden, die Macht der Wahrheit werde siegen und auch seine Ehre einst gerettet werden.

Bis auf diese Stunde ist man dem papistischen Complott nie vollständig auf die Spur gekommen, es konnte nie ermittelt werden, wie viel Wahrheit daran und ob es nicht überhaupt ein Phantom war. Der tiefere Grund lag offenbar in den Plänen und dem Verhalten der Ultramontanen, vornämlich der Jesuiten. Man wußte von ihrer permanenten Verschwörung gegen den Protestantismus, man kannte ihre laxen Begriffe von Moral, und daß sie vor nichts, vor keinem Verbrechen zurückbebten, wenn es sich um Erreichung ihrer Zwecke handelte. Man glaubte dem Wort der Jesuiten nicht und traute ihnen alles Schlechte zu. Von Oates ist jedenfalls so viel sicher, daß er in die Pläne und Intentionen der Jesuiten eingeweiht war. Er hat dann ohne Zweifel daraus einen Roman zusammengesetzt. Daß ihm das möglich wurde, daran waren nur die Jesuiten selbst schuld. Der Fanatismus hat den falschen Zeugen allerdings ein Märchen eingegeben, aber die Jesuiten allein waren es, die dazu den Anlaß gaben. Die Jesuiten also durch ihre gefährlichen Machinationen waren die moralischen Urheber dieser Greuel, deren Folgen freilich sie selbst am Empfindlichsten trafen. Gleichwohl war die Macht der Jesuiten in England damit auch jetzt noch nicht gebrochen. Wir werden an einer anderen

Stelle ihre Wirksamkeit unter Jakob II. des Näheren zu schildern Gelegenheit finden.

Indessen wurden die falschen Zeugen bald von der Strafe ereilt. Als Jakob II. zur Regierung kam, hatten einige derselben bereits ein grauenvolles Ende genommen. Einer der Hauptzeugen, Carstair mit Namen, endete in Verzweiflung, in seinem letzten Athemzug sagte er seinen Wärtern, man solle ihn wie einen Hund in einen Graben werfen, denn er verdiene nicht, in einem christlichen Gottesacker zu ruhen. Eine Anderer, Dugdale, verfiel in Wahnsinn und flehte laut schreiend die Leute, die sein Bett umstanden, an, Lord Stafford zu entfernen. Oates und Dungerfield waren noch am Leben. Oates hatte durch Meineid wissentlich mehrere Personen gemordet. Er wurde verurtheilt, seiner geistlichen Tracht entkleidet, im Palasthof an den Pranger gestellt, rund um Westminster-Hall geführt zu werden, eine seine Schande erklärende Inschrift auf dem Haupt, dann wieder der königlichen Börse gegenüber an den Pranger gestellt, von Aldgate nach Newgate und nach Verfluß von zwei Tagen von Newgate nach Tyburn gepeitscht zu werden. Sollte er gegen alle Wahrscheinlichkeit diese furchtbare Strafe überleben, so sollte er lebenslänglich in enger Haft gehalten, fünfmal in jedem Jahr aus dem Kerker geholt und in verschiedenen Theilen der Hauptstadt an den Pranger gestellt werden. Dieses Urtheil wurde wirklich vollzogen, das Schmerzensgebrüll des Verbrechers soll schrecklich anzuhören gewesen sein, mehrmals fiel er in Ohnmacht; auch eine zweite Auspeitschung machte er mit. Aber so furchtbar seine Leiden waren, seinem Verbrechen kamen sie nicht gleich. Auch Dungefield wurde ausgepeitscht und starb an seinen Wunden. Die Zeit der Rache war nun gekommen, aber leider traf sie auch viele Unschuldige. Jakob II. verübte entsetzliche Grausamkeiten, besonders gegen die schottischen Protestanten. Die Ultramontanen und Jesuiten kamen unter seiner Regierung wieder an's Ruder und wußten ihre Macht zu benutzen.

LIBRARY OF PRINCETON
SEP 30 1910
THEOLOGICAL SEMINARY.

Die Jesuiten.

Geschichte und System

des

Jesuiten-Ordens

von

Paul L. F. Hoffmann.

Zweiter Band.

Mannheim.
Druck und Verlag von J. Schneider.
1870.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Die Inquisition, die Hexen-Processe und die Jesuiten . . .	1
Innere Mission der Jesuiten	18
Mission der Jesuiten in Asien und Amerika	43
Der Zweck des Jesuiten-Ordens	75
Die Aufhebung des Ordens	103
Der Jesuiten-Orden seit seiner Wiederherstellung	130
Schlußbetrachtung	183

Inhalt des zweiten Bandes.

Die Inquisition, die Hexen-Processe und die Jesuiten.

Die Inquisition, wenn auch noch nicht formulirt und constituirt, ist sehr alten Ursprungs. Denn sie ist nur die Verfolgung der Andersdenkenden, der Ketzer. Schon sehr frühe wurden irrige Meinungen in Religionssachen als Staatsverbrechen bestraft. Die Manichäer waren die ersten, die mit dem Leben büßten, dann die Donatisten. Als Priscillian im Jahr 384 zu Trier wegen Manichäismus hingerichtet wurde, protestirte der heilige Martinus, der Apostel der Franzosen. Augustin widersetzte sich dem Proconsul von Afrika gegenüber der Hinrichtung der Donatisten sehr energisch. Im 4. Jahrhundert kam die Hinrichtung durch den Scheiterhaufen zuerst vor. Nun fing man an, alle Häretiker mit den Manichäern zusammenzuwerfen, deren Hauptsatz darin bestand, die Welt sei nicht von Gott, sondern von Demiurg, von dem bösen Princip, vom Teufel erschaffen. Wer gegen die Lehre der römischen Kirche, gegen die Verderbniß der Priesterschaft auftrat, wurde unnachsichtlich gerichtet. Nachdem die Albigenser hingeschlachtet waren, übertrug der Papst Innocenz III. zunächst den Sendgerichten die Ausrottung ihrer geheimen Ueberreste. Auf der Synode zu Toulouse (1229) wurde das Verfahren näher dahin bestimmt: „Jeder Fürst, Gutsherr, Bischof oder Richter, der einen Ketzer verschont, soll seines Landes, Gutes, Amtes verlustig sein; jedes Haus, in welchem ein Ketzer gefunden wird,

niedergerissen werden. Zu Ketzern und Verdächtigen wird auch in tödtlicher Krankheit kein Arzt, kein Genosse ihres Verbrechens wegen gelassen. Aufrichtig Reuige werden aus ihrer Heimath, wenn diese verdächtig ist, entfernt, erhalten besondere Tracht und sind aller öffentlichen Rechte, bis auf päpstliche Dispensation, verlustig. Bußfertige aus Furcht werden eingeschlossen. Ein förmlicher Inquisitionshof bestand damals noch nicht. Im Jahr 1233 nahm der Papst Gregor IX. den Bischöfen die Gewalt, die Ketzer in Frankreich aufzuspüren und vor Gericht zu ziehen, weil die Bischöfe versucht sein konnten, auf ihre Angehörigen Rücksicht zu nehmen. Die Dominicaner wurden nun die Inquisitoren. Die weltlichen Beamten wurden die Henker des Gerichts. Von Frankreich aus verbreitete sich das scheußliche Institut über andere Länder. Das Inquisitionsgericht stand unmittelbar unter dem Papst, forschte nach Ketzereien, konnte jeden Verdächtigen verhaften, forderte statt Anklagepunkte vorzulegen, eine allgemeine Beichte, inquirirte durch die Folter, ließ Verbrecher, Ehrlose und Mitschuldige als Zeugen zu und verschwieg die Namen der Zeugen. Entehrende Bußen, Einziehung des Vermögens, ewige Gefangenschaft, Feuertod, dem oft auch Bußfertige nicht entgingen, waren die Strafen. Die Inquisition sollte dem Verfall der Kirche durch ein Schreckensgericht entgegen wirken. In Frankreich erhob sich zum Theil das Volk, die Inquisitoren nahmen blutige Rache. Inquisition und Glaubensgerichte lagen im Geist der Zeit, sagen sophistische Historiker unserer Tage, ja der Geistesdruck und die Grausamkeit in ihrer scheußlichsten Gestalt, in Berufung auf das Christenthum, lag im Geist der damaligen Pfaffen. Die Competenz der Inquisition erstreckte sich zunächst auf die eigentliche Ketzerei, weil es die Pflicht des Katholiken ist, die Glaubensregeln in den Verstand aufzunehmen und sie mit dem Willen festzuhalten, wogegen der Ketzer vom Symbol, von der Kirchenlehre, von der Bibel

abweicht, und seinen Irrthum auch mit dem Willen hartnäckig festhält, und sich weigert, den Irrthum abzuschwören und Genugthuung zu leisten. Außerdem gehört zur Competenz des Tribunals jede Art der Begünstigung der Ketzerei, Blasphemie, Sacrilegium, Anrufung der Dämonen, Schisma, Apostasie, welche im Uebertritt oder Rückfall eines Christen besteht; Uebertritt zum Judenthum oder Muhamedanismus kam am häufigsten vor. Umgetaufte wurden selten verfolgt, wenn sie nicht Ketzereien verbreiten wollten. Der Jurisdiction der Inquisition unterlagen nicht: der Papst, die Bischöfe (letztere nur auf Befehl des Papstes), die päpstlichen Officialen, die Legaten und Inquisitoren selbst. Die weltlichen Obrigkeiten haben die Verpflichtung, die Thätigkeit der Inquisition mit allen Mitteln zu unterstützen. Folgen sie nicht, so sind für sie und die Bevölkerung Excommunication und Interdict zu befürchten. Tritt irgendwo ein neu eingesetzter Inquisitor auf, so wird das Volk in einer Predigt zur Angabe der Ketzer und Ketzereien ermahnt. Wer Entdeckungen macht, erhält eine Indulgenz von drei Jahren, und wenn sie sich bewahrheiten, von noch einmal drei Jahren. Außerdem wird eine Gnadenzeit bewilligt, für Diejenigen, die zur rechten Zeit bekennen. Besonders bedenklich war die Dehnbarkeit der Anklage. Denn alle Vergehen und Verbrechen, die irgendwo mit der Religion in Verbindung gebracht werden konnten, führten vor die Inquisition. Die Competenzconflicte konnten da nicht ausbleiben, weil die Grenzen der Verbrechen ziemlich unsicher waren. Die Folter wurde sehr häufig in der entsetzlichsten Form angewendet, und zwar in Gegenwart sämmtlicher Inquisitoren. Die frommen, höchst christlichen Herren vermochten den Martern ihrer Opfer ruhig zuzusehen. Der Inquisition unterlagen sogar Kunstwerke, Gemälde und Statuen. Wer nackte Figuren oder gar eine Venus besaß, konnte mit der Inquisition in Conflict kommen. Die Gegenstände, besonders wenn

sie aus dem Ausland kamen, wurden vorerst der Prüfung des heiligen Amtes unterworfen.

Die Inquisition mußte für die Völker Europas von den schrecklichsten Folgen sein. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts kam in Deutschland gegen auftauchende Ketzereien die Strafe des Feuertodes in Anwendung. Der Hohenstaufen-Kaiser Friedrich II. hat darüber eine Reihe grausamer Verordnungen erlassen. Indessen konnte sich die Inquisition in Deutschland als festes Institut nicht halten. Der Ketzermeister Konrad von Marburg wurde ermordet. Die Reichsfürsten und die öffentliche Meinung erklärten sich durchweg gegen die Inquisition, man mußte daher von weiteren Versuchen, die Dominicaner-Inquisition einzuführen, absehen. Der Papst setzte zwar wieder einen Ketzermeister ein, aber das Institut als solches bestand nicht fort, obwohl zuweilen, z. B. noch in Oesterreich unter Karl V., Ketzer verbrannt wurden, und man am Anfang des 16. Jahrhunderts, besonders in den Rheingegenden, auf organisirte Ketzergerichte stieß, die übel wirthschafteten.

Am Schrecklichsten waren die Wirkungen der Inquisition in Spanien, wo sie sich besonders seit der Regierung Ferdinand's und Isabella's entwickelte. Die staatliche und die Glaubenseinheit stellte man her durch Austreibung oder Vernichtung der Juden und Muhamedaner. In einem Jahr fielen 5000 Juden als Opfer der Volkswuth. Entweder die Taufe, oder Emigration, oder Tod. Es erfolgten viele Uebertritte, gleichwohl blieben viele getauften Juden (Maranos) und getaufte Mauren (Moriscos) dem alten Glauben insgeheim treu. Nun wollte man die Bekehrung auch innerlich durchsetzen. Das Mittel war die Inquisition mit Folter und Scheiterhaufen, oder ewigem Gefängniß. In Spanien wurde die Inquisition Staatsanstalt, Staatsinquisition. Die spanischen Herrscher ernannten seit 1478 die Inquisitoren, obwohl, besonders in Aragonien, wo die Inquisition von

Alters her in Geltung war, großes Widerstreben gegen die Unterwerfung unter die Krone sich zeigte. Aber es gelang, den kirchlichen und politischen Despotismus in seiner empörendsten Gestalt zu vereinigen. Die alte Inquisition war ein mächtiges Werkzeug zur Ermüdung und Ausrottung einzelner Dissidenten, die neue streckte ihren eisernen Arm über eine ganze Nation aus, auf welcher sie noch immer wie ein schauerlicher Dämon lastet. Im Lauf des einzigen Jahres, in dem die neue Inquisition errichtet wurde, übergab die Inquisition von Sevilla, unter der damals Castilien stand, 2000 Personen lebendig den Flammen, verbrannte noch mehr im Bildniß und verurtheilte 17,000 zu anderen Strafen. Nach einer mäßigen Berechnung wurden ferner von demselben Datum an bis zum Jahr 1517, wo Luther auftrat, 13,000 Personen lebendig, 8700 im Bildniß und 169,723 mit anderen Strafen belegt. Man hat Grund anzunehmen, daß diese Schätzung noch weit hinter dem wahren Stand der Sache zurückbleibt. Denn es ist berechnet worden, daß von 1481 bis 1520 allein in Andalusien 30,000 Personen sich selbst angaben, aus Furcht, denuncirt zu werden, oder in der Hoffnung, eine Strafmilderung zu erlangen. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts herab waren aber die Beispiele von Lossprechung so selten, daß unter tausend Fällen kaum einer zu finden ist, indem die Inquisitoren es sich zum Grundsatz machten, daß ihnen womöglich Keiner entwischen solle, ohne als ein wenigstens de levi, wie der Kunstausdruck hieß, oder ein im niedersten Grade Verdächtiger ein Zeichen ihrer Strafe mit sich zu nehmen, das gewöhnlich sehr schmerzlich war, daher das Sprüchwort:

Devant l'inquisition, quand on vient, si l'on ne sort roti, l'on sort au moins blanché.

Im Jahr 1490 wurden auf Torquemada's Befehl in Sevilla viele hebräische Bibeln den Flammen übergeben, und bei einem bald darauf zu Salamanca gefeierten Auto-da-fé

wurden 6000 Bände in's Feuer geworfen, unter dem Vorwand, sie enthalten jüdische Irrthümer und lehren magische Künste. Die Städte Spaniens, Sevilla und Segovia, stritten sich um die Ehre, das heilige Officium zuerst in ihren Mauern beherbergt zu haben. Noch unter dem Cardinal und Großinquisitor Ximenes, der von den Ultramontanen so hoch erhoben wird und ein Hauptrathgeber Karl's V. war, wirkten alle Bitten um Abhülfe nicht, und während er an der Spitze des schrecklichen Tribunals stand, wurden 51167 Personen verurtheilt und von diesen 2536 verbrannt. Philipp II. steigerte die Inquisition auf's Neue, im Jahr 1559 loderten Scheiterhaufen in Valladolid und Sevilla, wo Personen aus allen Ständen hingerichtet wurden, besonders wandte man sich gegen Juden und Mauren. Aber nicht blos Fanatismus und Blutgier leiteten die Inquisitoren, sondern vor Allem die Raubgier. Die Beute, die die Inquisitoren und der König machten, war ungeheuer. Nicht entfernt die Liebe zu Gott, sondern die Liebe zum Geld leitete ihr Verfahren. So wüthete die Inquisition geheim und offen überall in allen spanischen Landen. Es waren Provinzialgerichte organisirt zu Sevilla, Cordova, Jaen, Toledo, Estremadura, Valladolid, Calaborra, Murcia, Cuença, Saragossa, Valencia, Barcelona, Mayorca, Granada (unter Karl V.), Galicia (unter Philipp II.), in Madrid (unter Philipp V.), obgleich seit langer Zeit ein Inquisitor des Tribunals von Toledo in dieser Stadt wohnte, ferner in Mexico, Lima, Indisch-Carthagena, auf Sicilien und Sardinien. Wenn man zu all den Opfern der Auto-da-fés, der Folter, die Unglücklichen hinzurechnet, die durch Kummer, durch Einkerkerung, durch Hunger, auf den Galeeren, durch Gift zu Grunde gingen, so haben wir ein haarsträubendes Bild vor uns, ein Jammerbild der unglückseligen, aber auch der scheußlichen Menschheit, so können wir uns heute noch kaum der Thränen und des Zornes enthalten über die Ungeheuer,

die solches zu verüben wagten im Namen Jesu, der von sich zeugte, daß er gekommen sei, den Frieden zu verkündigen. Ach! diese Henker waren keine Friedensboten! Vierundvierzig Großinquisitoren, von Torquemada (1483) bis Don Ramon Joseph de Aroc (1798—1808), waren diese entsetzlichen Friedensboten, die über viele Tausende Jammer, Noth und Tod brachten. Der Genius der Geschichte verhüllt sein Angesicht vor diesen Greueln. Eine größere Befleckung hat die Ehre der Menschheit nie erlitten. Von der Heuchelei derer, die durch solches Verfahren zur Verleugnung ihrer Ueberzeugung getrieben und vor sich selbst und vor Menschen unehrlich wurden, wollen wir hier nicht weiter reden. Die ganze spanische Nation wurde im Innersten corrumpirt, verdüstert und verfinstert. Wo der eigene und der Selbstbetrug zur täglichen Nothwendigkeit, zur Lebensrettung wird, da muß sich Irrthum und Laster in erschreckendem Maße vermehren. Daher rührt der Zustand der spanischen Nation, die Unterwürfigkeit unter den Despotismus, der rohe Eifer für den Mord im Namen des Glaubens, die wiehernde Freude am Lodern des Scheiterhaufens, der Jubel über die Vertreibung der fleißigen und braven Moriscos und Maranen, die Verranntheit in die Erfindungen der Mönchstheologie, die Geringschätzung der Arbeit, der Adelsstolz in Lumpen, der Hang zur Finsterniß und zum Kloster, der Götzendienst mit der Hierarchie. Das ist der Geist, der den Giordano Bruno verfolgte, Galilei Vanini, Campanella vor Gericht forderte. Die Inquisition forderte noch unter Philipp V. jährlich 34 Opfer, unter Ferdinand VI. (1746—59) in 13 Jahren wurden noch 10 Personen verbrannt, unter Karl III. 4 Personen. Die letzte Hinrichtung durch Feuer erlitt 1781 zu Sevilla, dieser Mord- und Räuberhöhle der Inquisition, eine Frau, als Hexe verurtheilt. Die Inquisition wurde aufgehoben am 23. October 1813! wieder eingeführt von den zurückgekehrten Bourbons, wurde sie 1820 zum zweiten Mal aufgehoben. Das Tribunal

hat aufgehört, aber der fanatische Verfolgungsgeist ist in Spanien durch die Jahrhunderte lange Schreckensherrschaft so eingewurzelt, daß er noch heute, unausrottbar, wie er ist, seine Opfer fordert.

Wer sieht in diesem schrecklichen Werke, über das die Menschheit trauert, nicht die Methode, das System, die Hand der Jesuiten? Die Dominicaner, die Mörder der Albigenser, waren längst von dem Inquisitionsgericht beseitigt. Sie waren zu mild. Von 1523—1619 erlangte Keiner derselben die Würde des Großinquisitors. Es waren vorzugsweise Jesuiten. Die Wuth der Jesuiten gegen Andersdenkende, ihre wilde Hingebung an den katholischen Glauben, ihre wahnsinnige Frechheit und Grausamkeit im Gebrauch aller, auch der verwerflichsten Mittel, machte sie zu den vorzüglichsten Werkzeugen der Inquisition in drei Welttheilen. Hier bei dem heimlichen Gericht und in den Reductionen in Paraguay haben sie am offenbarsten für Jedermanns Blick dargelegt, was das Ziel des Jesuitismus ist. Als im 16. Jahrhundert in Rom eine Centralbehörde für das Inquisitionswesen der ganzen Kirche entstand, und die Cardinäle Caraffa und Burgos, zwei alte, finstere, wild-fanatische Dominicaner, dem Papst die Inquisition als Hauptmittel zur Bekämpfung der Ketzer anriethen, da war es Ignatius von Loyola, der diesen Vorschlag in einer eigenen Denkschrift lebhaft und begeistert unterstützte. Kein Wunder, daß seine Jünger in seine Fußstapfen traten und seinen Willen, dürstend nach dem Blut der Ketzer, eifrig vollzogen. Caraffa war der Mann dazu, das Inquisitionsgeschäft mit allen seinen schrecklichen Erfordernissen in's Werk zu setzen. Obwohl nicht reich, wartete er nicht auf die erste Zahlung aus der apostolischen Kammer, ohne Weiteres nahm er ein Haus in Miethe, aus eigenen Mitteln richtete er die Zimmer der Beamten und Gefängnisse ein, er versah sie mit Riegeln und starken Schlössern, mit Blöcken, Ketten und Banden und Folter-

instrumenten aller Art, mit allen jenen furchtbaren Geräthschaften, die mittelalterliche Menschenquälerei erforderte. Dann ernannte er Generalcommissäre für die verschiedenen Länder, um auch andere Nationen zu beglücken. Hiebei stellte er folgende Regeln auf: Erstens in Sachen des Glaubens dürfe man nicht einen Augenblick warten, sondern gleich auf den mindesten Verdacht müsse man mit der äußersten Anstrengung zu Werke gehen. Zweitens sei keinerlei Rücksicht zu nehmen auf irgend einen Fürsten oder Prälaten, wie hoch er auch stehe. Drittens müsse man gegen die am strengsten sein, die sich mit dem Schutz eines Machthabers zu vertheidigen suchen sollten, nur wer das Geständniß abgelegt, sei mit Milde und väterlichem Erbarmen zu behandeln. Viertens Ketzern und besonders Calvinisten gegenüber müsse man sich mit keinerlei Toleranz herabwürdigen. Diese von Paul III. zuerst eingerichtete Cardinals-Congregation in Sachen der Inquisition, die ebenso, wie die übrigen Inquisitionstribunale, den Namen heiliges Officium führt, wurde dann durch Verordnungen von Paul IV., Paul V., Sixtus V. und Benedict XIV. weiter ausgebildet; sie besteht aus zwölf Cardinälen (Generalinquisitoren), die vom Papst dazu ernannt werden. Diese Congregation gilt als die bedeutendste und vornehmste unter den Cardinals-Congregationen, daher ist ihr Vorstand, Präfect, der Papst selbst. Als Secretär functionirt der Decan des heiligen Collegiums. Dazu gehören die Officialen, namentlich der Commissär des heiligen Officiums, der regelmäßig aus dem Dominicanerorden, und zwar aus der lombardischen Provinz, genommen wird, und die Stelle eines ordentlichen Richters bei allen denjenigen processualischen Acten versieht, die der Entscheidung der Plenarsitzungen vorhergehen. Ihm zur Seite functionirt der Asssesor S. officii, in der Regel ein Weltgeistlicher, der durch Kenntnisse im canonischen Recht und practische Gewandtheit sich auszeichnet. Außerdem gehören noch dazu der Promotor fiscalis, der Advocatus

reorum, ein Notar und ein Depositar, dann die Consultoren und Qualificatoren, die wissenschaftlichen Beirath ertheilen. Die Competenz der Inquisition bezieht sich auch jetzt noch auf alle Verbrechen, die, wenn auch nur entfernt, mit der Verletzung des Glaubens zusammenhängen und auch schon in früherer Zeit vor die Inquisition gehörten. Zunächst bezieht sich die Competenz des heiligen Officiums nur auf Getaufte, auch wenn sie nicht zur katholischen Kirche gehören; denn auch die Taufe der Ketzer hat die Kraft eines Sacraments. Also auch der Protestant ist den Kirchengesetzen unterworfen, durch deren Verletzung, namentlich in Beziehung zum Dogma, zum Glauben, er sich ähnlich an der Kirchengewalt vergeht, wie der Hochverräther an der Staatsgewalt. Auch einen Protestanten kann also die Inquisition beachten, ja sein früheres Leben und seinen Glauben untersuchen, ihn wegen früherer Mängel und Delicte zwar nicht strafen, aber doch von den Sacramenten ausschließen, von Aemtern und Würden ꝛc. Auch Juden und Heiden kann die Inquisition belangen, wenn es sich um Glaubenslehren handelt, die sie mit den Christen gemein haben, wenn sie den einzigen Gott als Schöpfer aller Dinge leugnen, wenn sie die christliche Religion lästern oder thatsächlich beschimpfen, wenn sie die heilige Jungfrau schmähen, christliche Ammen halten und am Sabbath zum Anzünden des Feuers Christen brauchen. Die römische Inquisition sucht nur noch in der Welt nach Processen und Verbrechen umher; Macht hat sie wenig mehr, außer im Kirchenstaat selbst. — In Italien trat die Inquisition weniger scharf auf, als z. B. in Spanien. Man fürchtete den Enthusiasmus und die Beredtsamkeit des Märtyrerthums, und strafte mehr durch geheimen Tod, Kerker und Galeeren, als durch den Feuertod.

Die Inquisition ist, genau betrachtet, der Jesuitismus auf seiner höchsten Höhe; denn Glaubenszwang ist ja, wie wir wissen, die Maxime des Ordens, die durch Alles hin-

durchgeht. Hier in der Inquisition erkennt man am deutlichsten, sozusagen handgreiflich, welches das Ziel des Ultramontanismus und seiner eifrigsten Diener, der Jesuiten, ist. Kein Greuel, keine Qual, keine Gewaltthat gibt es, vor der sie zurückschrecken, wenn sie ihren Zweck zu erreichen hoffen.

Im engsten Zusammenhang mit der Inquisition steht der Hexenproceß. Der Hexenproceß ist nichts Anderes, als eine Erfindung der Inquisitoren. Sie wußten den Ketzergreuel mit dem traditionellen, durch die Zeitverhältnisse in neue Anregung gekommenen Zauberwesen in Verbindung zu bringen. Die Ketzer galten sammt und sonders als Manichäer, ihre Lehren wurden auf Zoroaster zurückgeführt, die Magie aber galt nur als die andere Seite des Zoroastrismus. Ueberhaupt war man geneigt, den Ketzern nicht blos Irrthümer, sondern alle nur erdenklichen Laster und Schandthaten anzudichten. Während der eigentliche Inquisitionsproceß mit der Zeit unpopulär, überhaupt seltener wurde, weil es oft an Stoff fehlte und die Ketzer verschwanden, gewann der Hexenproceß an Popularität. Den Hexenproceß mit all seinen Grausamkeiten und Abscheulichkeiten entschuldigte man mit den entsetzlichen Greueln, die er zu unterdrücken bestimmt war, die Inquisitoren im Hexenprocesse wußten ihre Thätigkeit als ein gutes Werk für die Menschheit darzustellen, die sie von einem entsetzlichen Uebel, von einer Rotte gemeingefährlicher Bösewichter befreie. Im Hexenproceß setzte die Inquisition ihre Competenz überall durch, während sonst ihre Competenz im Zauberwesen nicht durchweg anerkannt war. Als Sünde gehörte die Zauberei vor den Bischof, als Verbrechen — z. B. bei Tödtungen — vor die weltliche Obrigkeit, als Ketzerei war sie, mit Hintansetzung des ordentlichen Richters, der Inquisition verfallen. Für magische Vergehungen hatte die Kirche von jeher nur disciplinare Bestrafung gehabt, nun kam aber der Scheiterhaufen in Anwendung.

Die Jesuiten, denen die Verfolgung der Ketzer ganz besonders am Herzen lag, wußten die Hexerei als specifisch protestantisch darzustellen, Häresie und Hexerei sei ganz nahe verwandt. Sie benutzten diese Behauptung, um vor dem Protestantismus zu warnen. Die Hexerei war das Schreckbild, mit dem sie die Leute vor dem neuen Glauben abzuschrecken suchten. Der Jesuit Delrice drückt sich darüber emphatisch genug aus: Nur die Unverschämtheit könne leugnen, daß die Zaubergreuel den Ketzereien auf dem Fuß folgen, wie der Schatten dem Körper, die ganze Seuche kommt hauptsächlich von der Verachtung und Vernachlässigung des katholischen Glaubens her. Dann fährt er fort: Erst haben die Hussiten Böhmen, dann die Lutheraner Deutschland überzogen. Welche Zaubergreuel jenen nachfolgten, haben die Inquisitoren Nider und Warenger dargethan, welche Ströme von Hexen aber die letzteren ausschütteten, davon wissen Diejenigen zu erzählen, die gleichsam eingefroren in jene arktische Kälte vor Frost erstarrt sind, denn kaum gibt es dort noch irgend Etwas, was frei und unbeschädigt wäre von jenen Bestien oder vielmehr Teufeln in Menschengestalt. In Wien verkündigte der Pater Andreas von der Kanzel, es sei besser, sich mit dem Teufel zu vermählen, als mit einem lutherischen Weib, weil jener doch mit Weihwasser und Exercitien zu vertreiben sei, an diesem aber Kreuz, Salböl und Taufe verloren gehe. Es ist das derselbe Geist, der andern Vätern dieser Gesellschaft offenbarte, daß, wer bei den Evangelischen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfange, recht eigentlich den Teufel selbst genieße, und daß Luther des Satans Sohn und Spießgeselle sei.

Ueberall, wo die Hexenverfolgung vorkam, waren Jesuiten thätig. Der einzige Jesuit, der sich gegen die Hexenprocesse erhob, war Friedrich Spee (1591 zu Kaiserswörth im Kölnischen geboren). Er wurde, wie er selbst erzählte, vor der Zeit grau vor Alteration über die Jammerscenen, die er in seiner

Stellung als Beichtvater bei den Hexen durchmachen mußte. Er erklärte u. A., er habe durch alle Nachforschungen in seiner Stellung als Beichtvater bei Keinem von Denjenigen, die er zum Tode bereitet, etwas gefunden, was ihn überzeugt hätte, daß ihnen das Verbrechen der Zauberei mit Recht hätte zur Last gelegt werden können. Einfältige Leute hätten sich auf seine beichtväterlichen Fragen aus Furcht vor wiederholter Tortur anfänglich allerdings für Hexen ausgegeben, bald aber, als sie sich überzeugten, daß vom Beichtvater nichts zu besorgen sei, hätten sie Zutrauen gefaßt und aus ganz anderem Tone gesprochen. Unter Heulen und Schluchzen hätten alle die Unwissenheit und Bosheit der Richter und ihr eigenes Elend bejammert und noch in ihren letzten Augenblicken Gott zum Zeugen ihrer Unschuld angerufen. Friedrich Spee war der Verfasser des Buches: Cautio criminalis seu de processibus contra sagas ad magistratus Germaniae liber hoc tempore necessarius; tum autem consiliariis et confessoriis principum, inquisitoribus, judicibus advocatis, confessoriis reorum, concionatoribus caeterisque lectu utilissimus auctore incerto theologo orthodoxo. Das Buch erschien 1631 zu Rinteln. Dieser Jesuit Spee durfte sich nicht als Verfasser nennen. Spee hatte den Hexenproceß in seiner furchtbarsten Uebertreibung kennen gelernt und wollte dem Unwesen und Greuel ein Ende machen. Aber sogar er, der gute Mann, vermochte noch nicht das Princip zu bekämpfen. Er gibt die Hexerei und die Nothwendigkeit des Einschreitens zu. Seine Kritik bekämpft den Aberglauben und die Bosheit des Pöbels, die Habsucht und Unwissenheit der Richter, den gottlosen Leichtsinn der Fürsten, die Dummheit und den Fanatismus der Geistlichen, die Trüglichkeit der Beweise, die Fabelhaftigkeit der angeblichen durch Folter erzwungenen Thatsachen, die Grausamkeit der Tortur und die Nichtigkeit des ganzen Verfahrens. Wir wollen uns hier nicht weiter auf die Einzelnheiten der Inquisition gegen die

Hexen einlassen. Ihr Blut schreit jetzt noch gen Himmel, und die Feder des Geschichtschreibers schaudert vor den Greueln, die an ihnen verübt wurden. Die Greuel der römischen Kaiserzeit sind Kleinigkeiten dagegen. Alles half nichts, sie mußten verurtheilt werden, wenn auch keine Beweise aufzubringen waren. Es wäre den Inquisitoren eine Schande gewesen, wenn sie eine Person losgelassen hätten, die sie einmal zur Haft gebracht hatten. Die Priester vor Allem wurden gebraucht, um die Herzen der Hexen in Angst und Schrecken zu setzen. Verständige, menschenfreundliche Priester ließ man nicht zu ihnen. Statt getröstet und zur Wahrheit angehalten zu werden, wurden sie zu Tode geängstigt. Die Jesuiten in ihrem wilden Fanatismus verstanden das am besten. Es war absolut keine Rettung möglich. O! du thörichtes Weib! ruft Spee aus, worauf hast du gehofft? Warum hast du nicht, sobald du das Gefängniß betreten, gesagt, du wärest des Lasters schuldig? Warum willst du so oft sterben, da du anfangs mit einem Tode hättest bezahlen können? Folge meinem Rath und sage straks zu, du seiest eine Hexe und stirb! Denn vergebens hoffest du, los zu werden, solches lässet der Eifer der Gerechtigkeit bei uns Deutschen nicht zu!

Spee, der einzige mitleidige und ehrliche Jesuit, mußte sein Buch an einem protestantischen Druckort anonym erscheinen lassen, was erst viele Jahre nachher durch seine vertrauten Freunde, die keine Jesuiten waren, an's Licht gekommen ist. Die Jesuiten sind dem guten Pater Spee nicht nachgefolgt. Der Jesuit Surin half, den fälschlich angeklagten Priester Urban Grandier zu London zu Tode martern, der eines Bundes mit dem Teufel angeklagt war. In Paderborn wüthete der Jesuit Loeper. In Würzburg hielt noch im Jahr 1749 der Jesuit Gaar der Nonne Maria Renata, die als Hexe verbrannt wurde, eine Leichenrede, die zu merkwürdig ist, als daß wir nicht ein Bruchstück

daraus mittheilen sollten. Er lobt die weise Strenge der Gesetze gegen die Zaubergreuel, erzählt Renatens Geschichte aus den Verhöracten und knüpft dann erbauliche Betrachtungen daran, wie die folgenden: „Warum Gott zu diesen unseren Zeiten das so lange verborgene Uebel und getriebene Teufelshandwerk an's öffentliche Tageslicht habe ausbrechen lassen, stehet mir zwar nicht zu, hierin die geheimen göttlichen Rathschlüsse zu erforschen; jedoch bedünket es mich, es sei geschehen aus folgenden Ursachen: Erstlich wegen denen Ungläubigen; denn es gibt zu unseren Zeiten solche Leute, welche weder an Hexen, noch Zauberer, noch an Teufel, noch an Gott selbsten glauben. Sie seynd Atheisten und vermeinen, es sei keine andere Substanz, als welche nur körperlich oder leiblich ist, anzutreffen. Diese Ungläubige müssen aus dermaliger Begebenheit (wenn sie nicht völlig vernunftlos sein wollen) unwidersprechlich erkennen, daß auf der Welt seyn Hexen und Zauberer, mithin auch Teufel, von welchen sie ihre Künste erlernen. Gehet hin, ihr Atheisten, nach Unterzell, um jene Ordenspersonen, welche Maria Renata bezaubert, anzuhören; was gilt's, ihr werdet gestehen, daß in diesen Menschen der Teufel verborgen sei? Weilen aber das, was verborgen ist, man weder sehen, noch fühlen oder mit Händen greifen, sondern nur aus denen Wirkungen merken kann, so muß es nothwendig ein leibliches und geistiges Wesen sein, folglich muß es Geister geben, und weilen die einheimischen Feinde oder Geister in denen Besessenen auf die Kirchenbeschwörungen gedemüthiget, endlich auch ausgetrieben, so müssen wir daraus schließen, daß sie einem weit mächtigeren Geiste, nämlich Gott, welchen die Kirche anruft, unterworfen seien. Intelligite insipientes in populo et stulti aliquando sapite. Ps. 33, V. 8. Merkt es doch, ihr Unweisen unter dem Volk und werdet einmal witzig, ihr Narren. — Zweitens bedünkt es mich, Gott habe die Zauberei Maria Renata's lassen offenbar

werden wegen denen Gläubigen, damit sie reifer als zeithero sich zu Gemüth führten, wie nothwendig es uns Allen sei, daß wir wider das zauberische Geschwader, welches größer ist, als wir uns etwa einbilden, täglich geistliche Waffen ergreifen. Auch was große Obsorg denen Eltern obliege für ihre Kinder, welche, wenn sie allerhand Gesindel anvertraut oder auch von ihren Eltern verfluchet und verwünschet werden, leicht in Teufels Hände und Stricke verfallen. — Drittens wegen jener boshaften Christen, welche durch ihre Punktirkunst, Zauberspiegel oder sonst abergläubische Händel das, was von dem freien Willen Gottes und derer Menschen abhängt, zu wissen beginnen. Diese sollen ihre Augen eröffnen, denn auch sie (obschon sie es nicht vermuthen) unter die Teufelszunft gehören und nach aller Schärfe seynd abzustrafen. — Viertens will Gott durch das gegenwärtige Spectakel alle Unlauterkeit, welche (wie ich es aus vielen Geschichten erweisen könnte) zur Zauberei die nächste Vorbereitung ist, denen Weltkindern verleiden." Sofort wurde das Urtheil vollzogen. Renata wurde von der oberen Behörde ihrer geistlichen Privilegien verlustig erklärt und dem weltlichen Gericht übergeben. Dieses verurtheilte sie zum Feuer; vom Bischof wurde in Anbetracht der zarten Jugend, in welcher Renata zur Zauberei verführt worden, das Urtheil dahin gemildert, daß der armen Sünderin auf dem Schlosse das Haupt abgeschlagen, darauf aber der todte Körper öffentlich verbrannt werden solle. Die Vollstreckung geschah den 21. Januar 1749. Also um diese Zeit wirkten noch die Jesuiten mit. Noch heute würden sie zu diesen Greueln mitwirken. Denn sie haben nie einen ihrer früheren Grundsätze aufgegeben. Bei Allem dem haben sich die Jesuiten bis in unsere Tage herein mit Magie abgegeben. Im Jahr 1841 exorcisirten die Jesuiten von Freiburg eine Besessene in der Sacristei, zu Schwyz vernahmen die Draußenstehenden ganz deutlich das Brüllen des Teufels, und als

1842 Herr Laurent an einer armen Besessenen seine Heilwirkungen in ähnlicher Weise entfaltete, haben gläubige Zuschauer den Teufel sogar durch das Kirchenfenster davonfliegen sehen. Obwohl die Jesuiten selbst allerlei Künste ausübten, erließen sie im vorigen Jahrhundert Schmähschriften, in denen sie die aufklärenden Philosophen als Zauberer zu verdächtigen wußten. Bis auf diese Stunde hat dieses Unwesen sowohl als die Verfolgung der Andersdenkenden nicht aufgehört.

Innere Mission der Jesuiten.

Die Haupttendenz der Jesuiten war die Propaganda ihres Systems und darum vor Allem die Ausrottung des Protestantismus. Diese positive Absicht war von der negativen bis auf diese Stunde unzertrennlich. Daß dabei nach der jesuitischen Regel, es sei im Interesse des Ordens Alles erlaubt, alle nur ersinnlichen Mittel aufgewendet wurden, läßt sich aus dem ganzen übrigen Verfahren der Jesuiten schließen. Predigten, Vorlesungen, Unterricht, Unterredungen, Beichten, geistliche Uebungen waren die Haupthebel. Dazu kommen die weltlichen Mittel, List und Gewalt.

Nicht jeder Jesuit kann Missionär werden. Dazu muß er ein ganz besonders feiner und kluger Kopf und in allen Intentionen, Anschauungen, Schlichen, Verbindungen und Intriguen des Ordens wohl versirt sein. Der Missionär mußte darum in allen Formen und Gestalten, Moden und Masken auftreten können, als Diplomat, als Lehrer, als Cavalier, Architect, Kaufmann, Secretär, Arzt, sogar als Officier. Die affiliirten Laien wußte man dazu so gut zu gebrauchen, als Protestanten, die dem Orden verkauft waren. Denn es ist erwiesen, daß es Protestanten gab, sogar Geistliche und Professoren, die dem Orden insgeheim dienten. Um zu einem Erfolg zu gelangen, mußte, wie sich versteht, die den Jesuiten ohnedies befohlene Freundlichkeit zwiefach aufgeboten werden; denn diese ist zum unehrlichen Seelenfang unerläßlich. Die Methode entwickelte sich dann so, daß man zuerst äußerst freisinnig und tolerant sich geberdete,

die protestantische und katholische Religion verglich, und endlich die Lieblichkeit, Schönheit der katholischen Kirche hervorhob, wie sie so herrliche Kirchen habe, so schöne Musik, so prächtige Feste, wie sie die älteste Kirche, gegründet von dem Herrn selbst, sei, wie es so leicht in ihr werde, Sündenvergebung zu erlangen, über alle Zweifel, über Tod und Hölle hinüberzukommen, wie es nichts Herrlicheres gebe, als das sich Versenken in die Liebe zur heiligen Himmelskönigin, zur Mutter Gottes, zur unbefleckt empfangenen Jungfrau Maria. Dann schritt man dahin fort, die Härte, die Sündenquälerei des Protestantismus so schwarz wie möglich zu malen, seinen Mangel an Kunst, an Würde, an Ceremonien hervorzuheben, und schließlich die Reformatoren herabzuziehen, ihre Persönlichkeiten und Schwächen zu schildern, sie als ehrgeizige, wollüstige, revolutionäre, grundstürzende Naturen zu schildern. Gleichzeitig rückte man mit mystischen Büchern an, um die Seelen, vor Allem die Weiberseelen, in ein unklares Gefühlsdunkel einzulullen, sie zur Hingebung, zum Gehorsam gegen die Kirche langsam und sanft hinüberbeizuführen. Bald rückte man mit wirklich katholischen Büchern, mit Tractaten, Liedern, Bildern ꝛc. heraus. Es sollen sogar Fälle vorgekommen sein, daß man katholischen Büchern die Titel ausschnitt und falsche Titel protestantischer Schriften vorsetzte. Die Jesuiten griffen aber doch nach weit materielleren Mitteln. Sie faßten die Leute an ihrer Existenz. Sie wußten die Einen von ihren Aemtern zu verdrängen, die Andern durch Aussichten auf Fortkommen, auf Avancement zu gewinnen. Besonders in den schrecklichen Nothzeiten, die der dreißigjährige Krieg mit sich brachte, und die noch lange nach demselben fortdauerten, wußten sie auf diesem Wege eine Menge Menschen zu verlocken. Man weiß ja, wie Nahrungssorgen und Habgier, besonders unter der nichtdenkenden Masse, die oft noch charakterlos genug ist, sich um des Geldes willen zu Allem herzugeben, diese

Mittel so außerordentlich wirksam sind. An Mitteln dazu fehlte es den Jesuiten nie, obwohl sie dieselben nie aus ihren eigenen Kassen schöpften, sondern von Rom, aus Stiftungen, durch Erbschleicherei erhielten. Sie errichteten zu diesen Zwecken eigene Kassen für Bekehrte, Convertiten-Kassen und Conversions-Comptoire. In Augsburg bestanden zwei solche schon im Jahre 1659; sie waren von reichen fanatischen Privatleuten gestiftet. Bis zum Jahr 1772 bezogen sie den zehnten Theil der jährlichen Einkünfte sämmtlicher in Augsburg vorhandenen Stiftungen. In Amberg in der Oberpfalz hatten die Jesuiten ein Conversions-Comptoir, welches Allen, die katholisch wurden, täglich fünfzehn Kreuzer und mehr zahlte. Es kam natürlich auf die Person an. Ein Arbeiter bekam natürlich weniger als ein Herr. Lüderliches Gesindel machte sich das sogleich und vielfach zu nutze, fiel aber, wenn die Zeit der Noth war, alsbald wieder ab. Die Jesuiten wurden über diesen Scandal vielfach verhöhnt, gaben aber darum ihr Geld- und Glaubensgeschäft nicht auf, bis es kurz vor ihrer Aufhebung im Jahr 1770 vom Kurfürsten Max Joseph III. beseitigt wurde. Der Scandal war doch zu arg. Diese Mittel waren bei dem armen Volk von sehr bedeutendem Erfolge. Man kann sich nun leicht vorstellen, was in Frankreich, Oesterreich, in Schlesien die Dragonaden, die Austreibungen, was die Entziehung der Geistlichen, der Sacramente, was der Mangel an Unterricht bewirken mußte.

Noch weit mehr bemühten sich die Jesuiten, vornehme, vor Allen fürstliche Personen, regierende Herren zu gewinnen. Der Uebertritt der Fürsten mußte ihnen natürlich von größtem Vortheil sein. Die Fürsten hatten damals das sogenannte Reformationsrecht: cujus regio, ejus religio. Sie konnten also ihre Unterthanen zwingen, entweder zu ihrer Religion überzutreten oder auszuwandern. Neben den vornehmen Standespersonen richteten die Jesuiten ihr Augenmerk auf

Gelehrte und höher gebildete Leute, auch vornehme Frauen und Maitressen. Ein ganz besonderes Augenmerk sollten die Sendlinge der Jesuiten auf die protestantischen Universitäten richten, sie sollten zum Schein Vorlesungen über Rechtswissenschaft und Arzneikunde hören, vor Allem aber Verbindungen mit den Studirenden anknüpfen und ihnen Liebe zur katholischen Kirche einflößen. Aeltere Mitglieder, von denen nicht glaublich erscheine, daß der Collegienbesuch ihr Zweck sei, sollen unter dem Vorwand, neuere Sprachen zu lehren, sich unter den Studenten Eingang verschaffen. An den Höfen sollten sie sich als Mathematiker und Historiker empfehlen. Den Jesuiten war ausdrücklich gestattet, mit Ketzern zusammenzuwohnen. Gewöhnlich wurden zwei miteinandergesandt; denn die Ränke, die der Eine nicht weiß, verstund vielleicht der Andere.

Bei diesem Missionsgeschäft kam den Jesuiten, außer der Habgier und dem Ehrgeiz Derer, die sie verlockten, auch die Streitsucht und der Scholasticismus der protestantischen Theologen zu statten. Denn Manche wurden dadurch vom Protestantismus abgeschreckt. Andere flüchteten sich zur päpstlichen Autorität, weil sie beim Protestantismus allen Glauben zu verlieren fürchteten. Wieder Andere ließen sich durch die despotische Richtung des Papstthums verlocken, die ihren Begriffen von Conservatismus zusagte. Noch Andere wurden durch den Glanz des katholischen Kultus verblendet. Auf den Pöbel machte, wie sich denken läßt, der größtmögliche Pomp den meisten Eindruck. Zu dem Allem kamen äußerliche Rücksichten, Intriguen, Zureden, Chicanen, Zwangsmaßregeln. Am meisten wirkte natürlich die Gegenreformation, wenn die Landesherren selbst die Missionäre waren und ihre Unterthanen mit Gewalt zum Uebertritt zwangen oder austrieben. Die Gegenreformation in Oesterreich ist der deutlichste Beweis hievon, die Vernichtung des Protestantismus in Frankreich nicht minder. Die einzelnen

Conversionen bedeuteten dagegen wenig. Sehr häufig waren die Uebergetretenen unbedeutende, beschränkte oder gar schlechte Subjecte, an denen die protestantische Kirche nichts verlor und die katholische nichts gewann.

Ein Hauptmissionär in Deutschland war der Pater Canisius. Er hatte am kaiserlichen Hof und von da aus an anderen deutschen Fürstenhöfen den größten Einfluß. Die Jesuiten sagten, ganz Deutschland wäre vom päpstlichen Stuhle abgefallen, wenn nicht Canisius, wie ein anderer Atlas, die ganze katholische Religion auf den Schultern getragen, und die Ungeheuer, welche die Weinberge verwüsteten, ausgerottet hätte. Der Geist des Canisius ruhte auf seinen Schülern siebenfach. Wie hoch die katholische Kirche die Verdienste dieses Jesuitenmissionärs zu schätzen weiß, beweist die Thatsache, daß er in unseren Tagen selig gesprochen wird. Ueberall trat Canisius der Reformation entgegen; er verhinderte die Reformation in Köln durch den Erzbischof Hermann von Wied. In Baiern wußte er bei Albrecht V. und Wilhelm IV. Alles durchzusetzen; überall verschaffte er den Jesuiten Sitze. Herzog Wilhelm baute ihnen das noch stehende Collegium und die Michaelskirche, errichtete in Regensburg ein neues Collegium und in Altötting eine Residenz. Jetzt erst wurde der dicke baierische Katholicismus gegründet und eine Vormauer gegen den Protestantismus errichtet. In Oesterreich wurde Canisius der Begründer der Gegenreformation, errichtete Jesuitencollegien und Priesterseminare, predigte, catechisirte mit den Kindern, missionirte unter Hoch und Nieder überall umher, wirkte in Familien. im Beichtstuhl und auf der Kanzel, zog selbst zu Fuß durch Dorf und Stadt, trotzend der Unbill des Wetters und der Wege. Er verfaßte einen Katechismus, großen und kleinen, Dieses Opus mußte auf Befehl Ferdinands (1556) bei Strafandrohung im ganzen Reich eingeführt werden, die Kinder mußten ihn auswendig lernen. Er wurde in Spanien,

den Niederlanden, in Frankreich und andern Ländern eingeführt, und überall in die Landessprachen übersetzt. Im Jahr 1616 erschien die vierhundertste Auflage des Katechismus. Canisius setzte seine Missionsreisen, besonders in Oesterreich, fort. Auch in Ellwangen, im jetzigen Württemberg, wußte er den Katholicismus zu restauriren und zu erhalten. Besonders wußte er auch die Fugger'schen Herrschaften zurückzuführen, wie er denn schon in Augsburg die Fugger'schen Damen katholisch gemacht hatte. In Dillingen errichtete Canisius ein Jesuitencollegium, dem der Unterricht und die Erziehung der dortigen studirenden Jugend vertraut war. Auch in Augsburg wußte er ein Jesuitencollegium zu Stand zu bringen, das die Fugger stifteten. Ferner war Canisius in der Schweiz und besonders in Freiburg thätig, wo er ein Jesuitencollegium gründete. Denn Canisius, als eifriger Jesuit, wollte nicht blos die katholische Kirche wiederherstellen, sondern den Jesuitenorden ausbreiten. Den Rath von Freiburg brachte er dahin, daß er sich durch einen Eid verpflichtete, die katholische Religion im Kanton aufrecht zu erhalten. Der Rath rief sofort alle jungen Leute, die in Genf, Basel, Lausanne, protestantischen Universitäten, studirten, in die Heimath zurück, die dann in das Jesuitencollegium eintraten. Canisius starb zu Freiburg am 21. December 1597, nachdem er zuvor noch an den Ordensgeneral Aquaviva geschrieben hatte, es sei ihm immer sein Vergnügen gewesen, ihm und seinen andern Vorgesetzten Gehorsam zu leisten, und dies sei ihm sein vorzüglichster Trost in diesen letzten Augenblicken, da er sich vorbereite, dem höchsten Richter, dessen Bild er in ihm, dem General Aquaviva und seinen vier Vorgängern, Ignatius, Lainez, Franz Borgia, Eberhardus Mercurianus, verehrt habe, über alle seine Handlungen Rechenschaft zu geben. Die Ultramontanen sagen von Canisius, er war Deutschlands geistiger Vater und Lehrer, Wiederhersteller des katholischen Glaubens durch

Wort und Schrift. Canisius besaß allerdings ein ungemeines Talent, zurückzureformiren und mit allen jesuitischen Mitteln, die wir kennen, den katholischen Glauben wiederherzustellen. Aber er war ein finsterer Ascet, ein Fanatiker, ein blinder Sclave des Papstthums und der römischen Statute und Satzungen, dem seine Missionen nicht gelungen wären, wenn nicht vorzüglich der Kaiser und die Herzoge von Bayern ihm mit ihrer Macht zur Seite gestanden wären. Die Mission der Jesuiten stützte sich überall und zu allen Zeiten weit mehr auf die fleischlichen, als auf die geistigen Waffen.

Die Missionsthätigkeit der Jesuiten, die immer besonders auf die protestantischen oder, wie sie sagten, auf die abgefallenen Länder gerichtet war, wurde ferner in Deutschland betrieben durch Martinus Bevunus in Mainz, Würzburg und Wien († 1624), Jak. Grether in Ingolstadt († 1625), Adam Tanner in Prag und Ingolstadt († 1632) und Laurentius Forer in Dillingen († 1659), in Ungarn und Polen durch Possevin. Hier gelang es dem letzteren, den größten Theil der griechischen Kirche in Litthauen und den anstoßenden polnischen Provinzen mit der römischen Kirche zu vereinigen (1590—1596). In England und Schweden vermochten die Jesuiten nur Unordnungen anzurichten, ohne weitere Wirkung. Alle diese sogenannten Missionäre entwickelten in Schriften und auf der Kanzel eine wüthende Polemik gegen den Fortschritt des Protestantismus, und wußten den weltlichen Arm der Fürsten und Obrigkeiten vortrefflich für ihre Zwecke zu benutzen.

Welche Resultate die Jesuiten zu erzielen vermochten, zeigt am besten Oesterreich. Am Ende des dreißigjährigen Kriegs waren in Oesterreich noch eine beträchtliche Anzahl Adelsgeschlechter protestantisch, nämlich in Oesterreich unter der Enns; denn aus Oesterreich ob der Enns, aus Steyermark, Kärnthen, Krain, aus Böhmen und Mähren

waren alle protestantischen Adelsgeschlechter ausgetrieben. Nach genauen Notizen bekannten sich damals zur evangelischen Religion öffentlich: zwei und vierzig Geschlechter des Grafen- und Herrenstandes von Oesterreich unter der Enns mit hundert vier und fünfzig Individuen, und neun und zwanzig Geschlechtern des Ritterstandes mit acht und siebenzig Individuen. Außer diesen gab es eine Menge heimliche Protestanten; auch war der schlesische Adel fast ganz protestantisch. Auf dem Friedenscongreß ging die Forderung dieser protestantischen Adeligen nachdrücklich darauf hin: „daß sie sowohl als die Evangelischen in Ober- und Inner-Oesterreich, in Böhmen und Mähren in alle ihre vorher besessenen Kirchen, Schulen, Hospitäler, Waisenhäuser und dazu gehörige Einkünfte wieder restituirt würden, wie die mit großen Unkosten und theuer erworbenen Majestätsbriefe sie ihnen eingeräumt hätten und wie sie die Schlesier nach der Katastrophe der Weißen-Berg-Schlacht allein behalten hatten. Als aber die Forderung der österreichischen Protestanten am 27. Februar 1647 öffentlich zu Osnabrück verlesen wurde, ließ sich der kaiserlich österreichische Gesandte zuletzt hoch betheuerlich dahin vernehmen: „daß Ihro Kaiserliche Majestät eher Scepter und Krone, Leib und Leben verlieren, ja sogar dero eigene Söhne vor seinen Augen niedermachen sehen würden, als die Ausübung des Augsburgischen Bekenntnisses gestatten oder die Autonomie in dero Königreichen und Erblanden." Die adeligen Herren erhielten demgemäß im Westphälischen Frieden nur Amnestie für ihre Personen und die Freiheit, zurückzukehren und das Versprechen, daß der Kaiser sein Reformationsrecht nicht gegen sie in Anwendung bringen, daß er sie nicht von Haus und Hof jagen wolle, sie könnten ihrer Religionsübung wegen nahe gelegene Orte außer Landes besuchen, sollten sich jedoch im Uebrigen ruhig und friedfertig verhalten. Das war doch gewiß ächt jesuitisch ausgedacht, und auf den Rath der Jesuiten befohlen. Protestantisch

waren in früheren Zeiten fast alle die alten Adelsgeschlechter. Schon die erste Supplik des österreichischen Adels um freie Religionsübung vom Jahr 1541 hatten die Buchheim, die Eitzing, die Polheim, ein Herr von Stachemberg, ein Hans Ungnad, ein Herr von Ebersdorf, ein Herr von Liechtenstein, ein Herr von Weysprach, ein Herberstein sammt den Städten Wien, Grätz, Linz, St. Veit, Stein, Steyer, Kornneuburg aus Oesterreich unter und ob der Enns, Steyer, Kärnthen, Krain und die fürstliche Grafschaft Görtz unterschrieben. Sieben und zwanzig Jahre nach dieser Schrift verwilligte Kaiser Max II. Religionsfreiheit für Böhmen und für Oesterreich 1567 bis 1568. Max II. starb im Jahr 1576. Es war starke Vermuthung vorhanden, er sei von Cardinal Madruzzi mit der „genuesischen Suppe" vergiftet worden. Seine Gemahlin war die spanische Maria, Tochter Carls V., eine von den Jesuiten hoch gepriesene Dame. Nach der freien Religionsverwilligung dieses edeln Kaisers im Jahr 1540 fanden sich über hundert evangelische Adelsgeschlechter mit gegen zweihundert Personen, darunter die Liechtenstein, Auersperg, Starhemberg, Windischgrätz, Trautmannsdorff, Zinzendorff, Althann, Hardegg, Roggendorff, Herberstein, Scharffenberg, Traunstrank, Kuffstein, Kollonitsch, Laßberg, Fünfkirchen, Gillais, Heussenstein, Tiefenbach, Zinzendorff, Zelknig, Jörger, Mappach, Lohenstein, Schönkirchen, Landau, Salm, Concini, Rothal. Sie alle wurden katholisch. Von den zwei und vierzig Geschlechtern des Grafen- und Herrenstandes und den neun und zwanzig Geschlechtern des Ritterstandes in Oesterreich unter der Enns, welche zweihundert zwei und dreißig Personen stark zur Zeit des Westphälischen Friedensschlusses sich in Unteröesterreich noch öffentlich zur evangelischen Religion bekannten, blieben nur drei Geschlechter protestantisch und behielten ihren Sitz in Oesterreich, ein viertes Geschlecht, die Barone von Wolzogen wanderten aus. In Oesterreich erhielt sich eine große

Anzahl von alten Geschlechtern durch den Uebertritt zum Katholicismus im Besitz seiner Güter, auch wurden noch wenige Protestanten geduldet. In Böhmen aber wurde die ganze alte Aristokratie im Sturm umgebrochen, alle Protestanten mußten auswandern, der ganze Besitzstand wurde gewechselt. Allein dreißig Familien vom Herren- und Ritterstand, die vor der Schlacht am weißen Berg ihm die Huldigung verweigert hatten, ächtete Ferdinand II. als Hauptrebellen, weil sie nicht huldigen wollten, bevor ihre Privilegien bestätigt und ihre Beschwerden abgestellt seien. An die Stelle des alten Adels traten nun Emporkömmlinge italienische, wallonische und spanische Familien.

Das war die kaiserlich österreichische Mission für den Katholicismus, sie ging über Blut, Leichen, Gräber und Schlachtfelder, sie wirkte mit Gift, Dolch, Schwert, Folter, Scheiterhaufen, Infamirung, Güterconfiscation, unbekümmert um die Noth der Einzelnen, der Familien und Völkerstämme ungerührt durch die Noth der Leiber und der Seelen, und diese Mission war bald geheim, bald offen geleitet von den Jesuiten, die sich nach Jesus zu nennen wagten, dessen Hauptgebot die Liebe ist. Der Griffel der Geschichte kommt ins Stocken, wenn man sich an diese Ungeheuer erinnert, an den furchtbarlichen Gegensatz zwischen ihrem Wirken und den Lehren des Christenthums, dessen Ausdruck doch ihre Kirche sein wollte. Gibt es einen stärkeren Beweis vor der gähnenden Kluft zwischen der Kirche und ihren Schergen und dem Christenthum und seinen Dienern als diesen?

Wir lassen nun eine Reihe von Convertiten folgen, deren Uebertritt fast durchweg in Verbindung mit andern Personen und äußern Mitteln von den Jesuiten zu Stande gebracht wurde.

König Johann von Schweden, dessen Gewissen mit vielen schwarzen Thaten belastet war, entsagte am 14. Mai 1578 der väterlichen Religion in die Hände eines Jesuiten,

des päpstlichen Nuntius Anton Possevin, den man unter dem Titel eines österreichischen Gesandten nach Schweden gesandt hatte, um das Bekehrungswerk zu vollenden, das schon früher durch seine Gemahlin begonnen war. Nach dessen Abreise wurde Johann aus Besorgniß um seine Krone nun durch quälende Zweifel wankend, aber der Jesuit Possevin kam zurück, versprach ihm die Erlaubniß, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu genießen; man hoffte, obgesiegt zu haben, als die Königin Katharina starb (16. November 1583) und Johann mit einer eifrigen Protestantin Gunnilla Bjelke, sich vermählte, welche im entgegengesetzten Sinn wirkte. So drang der Ultramontanismus nicht durch.

Am 24. September 1654 bekannte sich die Königin Christine von Schweden, Gustav Adolphs Tochter, in dem erzbischöflichen Palast zu Brüssel heimlich zur römisch-katholischen Kirche. Ein Dominikaner, Pater Guemus, früher Gesandtschaftssekretär in Schweden, dann ein Jahr lang als Secretär unter ihrer Hofdienerschaft, empfing ihr Gelübde. Später erneuerte sie ihr Gelübde in der Kathedrale zu Innsbruck, 3. Nov. 1633, wo sie bei einem Fest, das man ihr an diesem Tage gab, geäußert habe: Messieurs, il est bien juste, que vous me donniez la comédie apres vous avoir donné la farce. Zu Rom leistete sie den Fußkuß beim Papste, der den Jesuiten 20,000 Thlr. aussetzte, um der Königin in ihrem Collegium festliche Schauspiele zu geben. Die Bekehrung Christinens ist sicher durch Jesuiten erfolgt. Die Ehre ihrer Bekehrung wird verschiedenen Personen zugeschrieben. Nach den Einen soll ein Jesuit, Namens Gottfried Frank, Kaplan des spanischen Gesandten am dänischen Hof, der im Jahr 1649 nach Stockholm gereist und von der Königin sehr gut aufgenommen worden war, das Geschäft zu Stande gebracht haben; er soll den König von Spanien von der Neigung der Königin zum Katholicismus in Kenntniß gesetzt haben, worauf dann italienische Jesuiten

sich verkleidet in Schweden einschlichen, den glimmenden Funken nährten, ein gewisser Pimentel aber und der Dominikaner Guemus das Werk vollendeten. Nach Andern wären die Portugiesen die Anstelter der Conversion. Der Gesandte dieser Nation zu Stockholm soll sich seines Beichtvaters, Pater Anton Macedo, auch eines Jesuiten, während einer Erkrankung in Geschäften bedient haben. Christine entdeckte seinen Stand und wurde durch ihn in der Religion so gerührt, daß sie ihm vertraute, wenn ihre Bedenklichkeiten gründlich gehoben werden würden, wolle sie Reich und Glauben verlassen, und ihn bat, er möge bewirken, daß von dem General der Jesuiten zwei seiner Ordensbrüder als Kaufleute verkleidet an sie abgesandt würden. Macedo eilte im October 1651 nach Rom; schon im März 1652 erschienen die Jesuiten Paul Casati und Franz Malines. Christine ging auf Alles ein. Casati holte auf ihr Verlangen weitere Verhaltungsbefehle von Rom ein, sie kündigte ihren Vorsatz dem Papst Innocenz X. an, ließ sich erkundigen, wie hoch sich der Aufwand belaufen werde, wenn sie sich in Rom niederlassen wollte und beauftragte Bourdelot, als er nach Frankreich zurückkehrte, sich zu erkundigen, ob sie in diesem Land günstige Aufnahme finden würde. In einer Denkschrift gesteht Macedo selbst ein: „ich war der erste, der mit der Königin Christine über Angelegenheiten verhandelte, über welche bald darauf die katholische Christenheit in Staunen gerieth.“ Für Schweden hatte die Conversion der Königin keine weitere Folge. Das Reich blieb nach wie vor streng protestantisch. Gleichwohl gaben die Jesuiten auch nach dem Tode der Königin die Hoffnung nicht auf, in Schweden einzudringen. Der General Aquaviva ernannte Schacht, einen früheren Protestanten aus Schleswig, der in dem Jesuitencollegium zu Braunsberg in Polnisch-Preußen gebildet worden war, zum Apostel des Nordens; er erhielt Befehl, sich nach Schweden zu begeben und die

dortigen verborgenen Katholiken aufzusuchen, sie in ihrem Glauben zu stärken und denselben weiter zu verbreiten. Schacht verkleidete sich als Mausfallenhändler und durchzog das Königreich und bekehrte auch wirklich in aller Stille viele Protestanten. Endlich verrieth ihn ein italienischer Musiker, dem er sich anvertraut hatte; er und sein Herr, der Bürgermeister einer kleinen Stadt, bei dem er als Knecht im Dienst stand, wurden eingezogen, der Herr nach den Reichsgesetzen hingerichtet, jener als Fremder aus dem Reich gejagt.

Als weitere Convertiten sind zu verzeichnen:

Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, † 1653. Sein Sohn Wilhelm Philipp, geb. 1615, wurde gleich in der katholischen Religion erzogen und ward 1653 regierender Pfalzgraf von Neuburg und 1685 Churfürst von der Pfalz.

Johann der jüngere, Graf zu Nassau-Siegen, † 1638.

Bruno III., Graf von Mansfeld, † 1644.

Johann Ludwig, Graf zu Nassau-Hadamar, † 1653.

Julius Heinrich, Herzog zu Sachsen-Lauenburg.

Franz Carl Prinz zu Sachsen-Lauenburg, † 1667.

Rudolph Maximilian, Prinz zu Sachsen-Lauenburg, † 1647.

Johann Dietrich, Graf von Löwenstein-Wertheim zu Rochefort.

Alexander, Prinz von Holstein-Sonderburg, † 1667.

Christian Aribert von Anhalt-Dessau, † 1677.

Friedrich, Prinz von Hessen-Darmstadt, Cardinal und Bischof von Breslau, † 1682.

Johann Friedrich, Herzog von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover.

Ernst, Landgraf zu Hessen-Rheinfels, † 1639. Er hatte nach einander zwei Haupt-Jesuiten als Beichtväter, den Pater Johannes Rosenthal und einen Namens Johannes Mühlmann aus Leipzig.

Christian August von Pfalz-Sulzbach, † 1708.

Eduard, ein Bruder des Churfürsten Carl Ludwig von der Pfalz, † 1663.

Christian Ludwig, Herzog zu Mecklenburg-Schwerin, † 1692.

Georg Christian, Prinz von Hessen-Homburg, † 1677.

Ludwig Gustav, Graf zu Hohenlohe-Schillingsfürst, † 1697. Seine Nachkommen sind die jetzigen Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst.

Christian, Graf zu Hohenlohe-Bartenstein, † 1675. Von ihm stammt das heutige Haus Hohenlohe-Bartenstein.

Albrecht, Prinz von Sachsen-Weißenfels, † 1692.

Joachim, Prinz von Holstein-Plön, † 1700.

Georg, Prinz von Hessen-Darmstadt, † 1674.

Arnold Moritz Wilhelm, Graf von Bentheim.

Philipp, Prinz von Hessen-Darmstadt, † 1714.

Ernst August, Prinz von Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Anno 1731 wieder evangelisch.

Gustav Samuel Leopold, Prinz von Pfalz-Zweibrücken, † 1731.

Friedrich August, Churfürst von Sachsen, 1697 König von Polen. Auf ihn wirkten die Jesuiten schon von Jugend auf. Ein verkleideter Jesuit, Pater Kopfer, befand sich als Reisesecretär in seinem Gefolge und wurde Weddermann genannt. Der Hofmeister soll heimlich katholisch gewesen sein und allein um diesen Jesuiten gewußt haben. Dieser mußte ihm täglich Messe lesen, wobei die geheimen Zusammenkünfte als Secretariatsgeschäfte ausgegeben wurden. Die sorgsame Mutter des Prinzen schrieb ihm, er habe einen Jesuiten bei sich, er möge sich in Acht nehmen, er fand ihn aber nicht. Auf seiner Reise nach Polen communizirte Friedrich August bei den Jesuiten in Breslau und bei der Ablegung der Professio fidei (5. September 1697), die er vor der Krönung unterzeichnen und beschwören mußte, fiel er in

Ohnmacht. Die Jesuiten hatten ihm zur Erwerbung der polnischen Krone das Geld vorgestreckt, für das er seine Juwelen verpfänden mußte. In welcher schändlichen Abhängigkeit er von den Jesuiten war, beweist das Thorner Blutbad, das er zuließ. Auch sein Sohn, der Prinz Christian August, wurde zuerst insgeheim und dann öffentlich katholisch, und erhielt eine Habsburgerin zur Frau. Der Bund des Hauses Habsburg, dem nächst den Jesuiten Friedrich August Polen verdankte, mit den Nachkömmlingen der Helden aus der Reformationszeit, war somit besiegelt. Er war weit härter gegen seine früheren Glaubensgenossen als sein Vater. Unter ihm verloren die nicht-katholischen Edelleute den größten Theil ihrer politischen Rechte.

Friedrich, Prinz zu Hessen-Darmstadt, † 1708.

Friedrich Wilhelm, Prinz zu Holstein-Bek, † 1719.

Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel, † 1714.

Carl Alexander, Prinz von Württemberg, † 1737.

Moriz Adolf, Prinz zu Sachsen-Zeiz, † 1733 als Bischof von Leutmeritz.

Wilhelm Moriz, Herzog von Sachsen-Zeiz, ward wieder lutherisch, † 1718.

Carl Ludwig, Prinz zu Holstein-Bek, † 1774.

Josef, Prinz zu Sachsen-Hildburghausen.

Friedrich Michael, Prinz von Pfalz-Zweibrücken, † 1767. Diese Linie wie die sächsische, blieb katholisch. Ein Sohn Friedrich Michaels war Maximilian Joseph, der erste König von Bayern.

Friedrich, Erbprinz von Hessen-Kassel, † 1785.

Christian IV., regierender Herzog von Zweibrücken, † 1775.

Wilhelm, Prinz von Pfalz-Birkenfeld.

Wir haben hier nun eine bunte Reihe von Conversionen aus dem 17. und 18. Jahrhundert aufgeführt, sie ließe sich

leicht noch vervollständigen. Es sind dies so zu sagen nur die Spitzen, wie wir denn bisher nur fürstliche Personen aufgeführt haben, die zum Theil Land und Leute katholisch machten, wobei es sich meist ereignete, daß der erste fürstliche Convertit noch verhältnißmäßig gelind gegen die Protestanten verfuhr, während dessen Söhne und Nachfolger, durch Jesuiten erzogen, von dem Glauben der Väter Nichts mehr wußten. Wie viel Volk wurde so vom Protestantismus zum Katholicismus übergeführt, dessen Namen längst verschwunden sind! Auch sind dabei die Frauen nicht aufgeführt, die, wenn sie übergingen, oft viele Andere mit sich fortrissen. Eine der merkwürdigsten Bekehrungen ist die der Prinzessin Elisabeth Christine aus dem Hause Braunschweig-Wolfenbüttel, die ihrer Zeit wegen ihrer großen Schönheit allgemein bewundert wurde. Ihren gut lutherischen Eltern mißfiel der Vorschlag, um so mehr ging ihr alter Großvater, der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig auf das Project ein. Er war von dem Glanz und den Vortheilen einer Verbindung mit dem kaiserlichen Hause geblendet. Er nahm Theil an allen Schritten, die darauf hinzielten, die Prinzessin katholisch zu machen. Die Prinzessin war anfangs nicht zu überreden; der Glaube, in welchem sie erzogen und unterrichtet worden, war ihr theuer. Aber ein Jesuit betrieb die Bekehrung und wußte Rath. Er machte der Prinzessin Concessionen, zeigte ihr, daß der katholische Glaube vom evangelischen eigentlich gar nicht so verschieden sei, sie ließ sich dazu bewegen, ein Bekenntniß niederzuschreiben, das ein einigermaßen ironisch gesinnter Lutheraner wohl ablegen konnte. Aber der Papst wollte davon Nichts wissen. Die Prinzessin mußte weiter geführt werden, man ließ den Abt Florentius von Corvey als Beistand kommen Der schlaue Jesuit, der den Anfang so mild und gelind gemacht hatte, hatte sich nicht getäuscht. Er wußte, daß die Prinzessin den einmal gethanen ersten Schritt nicht wieder zurück machen werde. In dem vorläufigen Bekenntniß änderte man aus

gewissen Gründen Manches, was im innerlichen Bekenntniß nicht zulässig gewesen wäre. Endlich verstand sich die Prinzessin zu Allem, nicht blos der Religion ihrer Eltern zu entsagen, sondern sie sogar zu verdammen. Sie schrieb dem Großvater am Tag ihres Uebertritts, in der Zuversicht, daß er ihr Nichts gegen das Gewissen zumuthen werde, habe sie gehorsam sein wollen und da nun einmal auch die Ablegung der Tridentinischen Profession nicht zu umgehen gewesen sei, habe sie sich auch dazu entschlossen, aber nach einer Erklärung, die Niemand wisse, als sie selbst. Hier sieht man doch den jesuitischen Einfluß gar zu deutlich. Sie kann damit offenbar nur gemeint haben, daß sie ihrem ersten Bekenntniß im Innern treu geblieben sei. Im Jahr ihres Uebertritts 1707 wurde sie die Gemahlin Carls VI. Auch in Wien glaubte man nie ganz an die Aufrichtigkeit ihres Katholicismus.

Wir lassen nun noch eine Reihe don Convertiten folgen, die fast alle durch die Jesuiten herübergezogen wurden, deren Uebertritt für's Allgemeine selbstverständlich von geringerer Bedeutung war, als die Conversion fürstlicher Personen, die möglicherweise ihre Verwandten und ihr Volk mit hinüberziehen konnten.

Der berühmte Philosoph Pierre Bayle (geb. 18. Nov. 1647) war der Sohn eines reformirten Predigers, er trat am 19. März 1669 zum Katholicismus über, nachdem ihn die Jesuiten bearbeitet hatten. Später trat er, belehrt durch seine philosophischen Studien, wieder zum Protestantismus zurück.

Isaak Papin, geb. zu Blois 1657, von väterlicher und mütterlicher Seite mit reformirten Gelehrten verwandt, trat am 15. Januar 1690 über. Bossart hatte wesentlich zu seiner Bekehrung beigetragen.

Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Turene, der berühmte französische Marschall, wurde, obwohl früher eifriger Protestant, katholisch. Auch ihn hat Bossart bekehrt, was aber erst nach dem Tod seiner Gemahlin möglich war.

Weitere Convertiten: Heinrich IV. von Frankreich P. Arnold Corvinus, Gottfried Wandelmann, Petrus Euthemius, Peter Bertins, Jacob Tollery, Adrian und Peter Walenburg, Lucas Holstein, Peter Lambek, Martin Nessel, Philipp Caroli, Christoph Besold, Johann Kirchner, Johann Schefler, Michael Wansleb, Albrecht von Wallenstein, Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim, Christoph Graf von Ranfau, Ferdinand Graf Truchseß, Christian Freiherr von Boineburg, von Hohlenfeld, Sailer, Georg Freiherr von Spangenberg, Freiherr von Köllnitz, Gideon Freiherr von Laudon, Gustav Bernhard Freiherr von Moltke, Friedrich Wilhelm von Taube, Friedrich August Freiherr von Schleiniz, Freiherr von Vinder, Freiherr von Röder, Niclas von Zitzwitz, Carl Friedrich von Eichler, Graf Niclas von Bielke, Elisabetha von Ammon, Winkelmann. Alle diese sind im 17. und 18. Jahrhundert übergetreten. Es ließen sich noch eine Anzahl von Namen aufführen, aber die Namen bedeuten schließlich wenig. Besonders auffallen muß, daß auch viele Geistliche beider Confessionen übergetreten sind. Die Conversionen lassen sich überhaupt aus den verschiedensten Gründen erklären. Die religiösen, theologischen, moralischen Motive mögen allerdings mitgewirkt haben, aber sehr häufig lag Unwissenheit oder Rücksicht auf Ehre und Gewinn zu Grunde. Manche ließen sich durch den Glanz und Pomp des katholischen Cultus, Andere durch die despotische Richtung des Papstthums, wieder Andere durch die Sehnsucht nach einer Autorität, die sie sonst nirgends zu finden glaubten, noch Andere die durch katholische Mystik, wieder Andere durch die leicht zu erlangende Absolution verleiten. Bis auf die neueste Zeit herab waren dieses, wenn auch mit den mannigfaltigsten Modificationen, die Beweggründe der Convertiten. Wo Character, consequentes Denken und Studium zusammen traf, mußte ein Uebertritt immer unmöglich sein. Die Conversion erschien immer wie ein Verrath. Man läßt sich den Verrath

gefallen, aber man verachtet den Verräther. Diesen Verrath zu Stande zu bringen mit allen Mitteln, Schlichen, Intriguen, je nachdem Aesthetik, Politik, religiöse Speculation, Geld, Ehre, Weiber, Höllenangst am besten wirken mochten, war das Streben und die Kunst der Jesuiten bis auf unsere Tage und wird es noch lange bleiben, bis den Völkern die Augen aufgehen. Die Conversionen der neueren Zeit sind durchweg so zu erklären. Die Stolberg, die Schlegel, die Müller, die Hurter, Jaffe, Gfrörer sind alle auf die gleiche Art, mit den gleichen Mitteln herübergezogen und und von den Ultramontanen in Bande geschlagen worden. Wie Mancher mag in Stunden der Sammlung, wo die Klarheit des Geistes die Nebel der Leidenschaft und des Truges durchdrang, seinen Uebertritt bitter bereut haben. Welches entsetzliche Unrecht haben hier die Missionaire unter dem Vorwand, Seelen zu retten, an dem Gewissen verübt! Das ist der Fluch der Geistesunfreiheit, die die Jesuiten überall hintrugen, wo sie immer erschienen.

Wir wollen nun unseren Lesern noch ein Bild geben von der Art und Weise, wie die Jesuiten noch bis auf diese Stunde die innere Mission betreiben. Man wird darin dasselbe System wie in all' ihrem Thun wieder erkennen. Denn auch das System der Verfinsterung hat, wie wir uns längst überzeugt haben, seine Methode.

Der Hergang bei den Missionen ist im Allgemeinen überall der gleiche. Wenn die nöthigen Vorkehrungen getroffen sind, ziehen die Jesuiten ein; zuweilen, besonders in Ländern und Gegenden, wo sie nicht gern gesehen sind, erscheinen sie unter dem Namen der Ligorianer oder Redemptoristen. Sie schleichen sich entweder in aller Stille ein oder werden sie unter lautem Jubel mit Pomp empfangen. Am Tag der Eröffnung der Mission begrüßt sie der Ortspfarrer an der Spitze der Geistlichkeit, er tritt durch Abgabe seiner Stola seine pfarrlichen Rechte an sie ab und ermuntert das

Volk zur Theilnahme an der Mission. Sodann wird Jedem, der drei Predigten hört und beichtet und gewisse Gebete hersagt, vollkommener Ablaß zugesagt. Nun beginnen die Predigten, oft werden drei und vier an einem Tage gehalten, unter diesen Vorträgen sind einzelne für besondere Stände, für Jünglinge, Jungfrauen, Männer, Weiber, berechnet. In die Reihe dieser Vorträge fügen sich besondere Feierlichkeiten, die Abbitte vor dem Allerheiligsten, die Erneuerung des Taufgelübdes, der Versöhnung, des Altarsacraments, des Rosenkranzes u. s. w., den feierlichen Beschluß macht jedesmal die Aufrichtung des Missionskreuzes und die Abschiedspredigt.

Die Predigten handeln u. A. über folgende Themata: über die Nothwendigkeit der Religion, über Offenbarung und Glauben, die Religion wird natürlich als die Stütze des Staats und der Gesellschaft vorgestellt, ferner über das Ziel und die Bestimmung des Menschen, Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen, um selig zu werden, was billig, nützlich, nothwendig sei. — Ferner folgt ein Vortrag über die Sünde als größtes, schrecklichstes Uebel; ihr Wesen, ihre Folgen werden gepredigt auf vier Schauplätzen: dem Himmel, der Hölle, dem Paradies, dem Kreuz Christi; ferner über die Natur und Gattung der Sünde, über die Beichte, die göttliche Einsetzung, den großen Nutzen und die Leichtigkeit dieses von Gott uns dargebotenen Rettungsmittels, ferner über Gewissenserforschung und Reue, über die Hölle, über den Tod, über die Haupttugend der Keuschheit, ihre Nothwendigkeit und Schönheit, über die Unkeuschheit, über das Aergerniß, Standespredigt für die Jünglinge, denen besonders Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Gehorsam empfohlen wird, über die Beschaffenheit und Ewigkeit der Höllenstrafen, ein Thema, das im Dunkel der Nacht abgehandelt wird, über das Gericht, Unterricht für Eheleute. Dies ist der erste Theil der Mission, nämlich der Weg der Reinigung. Nun folgt der

zweite, der Weg der Erleuchtung. Nun kommen Vorträge über die Nothwendigkeit des Christenthums, die Göttlichkeit Christi, über den Unglauben, dessen Thorheit, Lasterhaftigkeit und schauerliche Folgen, dann über die Menschwerdung Christi, Standeslehren für die Eltern, über die Sünden der Zunge, über den Wiedererſatz, über die Pflichten der Dienstherrschaften und Dienstboten, Sonntagsfeier, über das Altarssacrament, die Liebe Jesu Christi im heiligsten Sacrament durch seine beständige Gegenwart in dem heiligen Meßopfer und der heiligen Communion; ferner Vorträge über die katholische Kirche, sie kann Gehorsam verlangen, denn sie ist ein Reich, eine Lehrmeisterin, eine Mutter; über die leidenden Seelen im Fegfeuer, Kreuzpredigt, in welcher das Leiden Jesu vor Augen gestellt wird, endlich über die Heiligkeit in jedem Stand, über das Wesen des Ablasses, dann eine Marienpredigt, über die Nützlichkeit und Billigkeit der Verehrung Maria, wiederholte Empfehlung des Rosenkranzgebetes und des englischen Grußes, Abschiedspredigt.

Diese Predigten sind begleitet, unterbrochen und geschlossen durch eine Reihe von Feierlichkeiten, die auf Aug und Ohr der Zuhörer berechnet sind und einen wahren Sturm auf ihre Herzen und auf die Thränendrüsen beabsichtigen. Bei dem Versöhnungsfest sagt u. A. der Redner, Worte seien nun genug gehört, nun müsse man auch zur That schreiten. Nach Vollendung des ersten Theils der Predigt bittet ein Pater von der Kanzel aus, man solle das Allerheiligste aussetzen, worauf der Dekan und sämmtliche Priester, oft 40 und mehr an der Zahl, mit brennenden Kerzen das hochheilige Sacrament vom Hochaltar auf den Kreuzaltar tragen. Nach Absingung einiger Verse aus dem Psalm „Miserere" beginnt der Act der Versöhnung vor dem Allerheiligsten, der seine Feinde bis in den Tod liebte und auf die verschiedenen Fragen an Eltern, Kinder, Nachbarn ꝛc. antwortet die schluchzende Menge: Ja! wir verzeihen! Dabei

wird durch Musik und Gesang und brillante Beleuchtung, z. B. Beleuchtung des Kreuzes, auf die Sinne gewirkt. Wie bei der Predigt über das Altarssacrament wird das Allerheiligste ausgestellt unter Absingung des Miserere. Mindestens 50 Priester liegen auf den Knieen, der Prediger fängt an abzubitten im Namen des ganzen Volkes für alle Verunehrungen, die dem hochheiligen Sacrament durch gottloses Aussprechen und unwürdigen Empfang, durch Lauheit und Undankbarkeit gegen dieses Wunder der göttlichen Liebe angethan wurden. Die Weihung des Missionskreuzes wird mit dem größten Pomp vorgenommen, es wird eine förmliche Procession mit demselben gehalten, das Kreuz getragen von Jünglingen, die mit weißen Bändern geziert sind. Die Geistlichen singen die Allerheiligen-Litanei, das Volk betet laut den Rosenkranz. Das eingesenkte Kreuz küssen der Bischof, wenn er gegenwärtig ist, sämmtliche Missionäre und Geistliche, und verrichten vor demselben ihre Andacht. Darauf folgt der Gesang: Großer Gott, wir loben dich! dann der bischöfliche Segen mit dem Allerheiligsten und Verkündigung des Schlusses der Mission durch das Geläute sämmtlicher Glocken. Das Alles ist nichts als ein pompöser Sturm auf die Sinne und schwachen Herzen. Katholische Berichterstatter sagen u. A., ein kalter Schauer habe ihre Adern durchrieselt, als sie den Gottmenschen unter der unscheinbaren Brodsgestalt auf dem Altare betrachtet, wie er in Mitte seiner Feinde erschien, um ihnen zu verzeihen, und dazu die Worte des Predigers vernahmen, der die Abbitte für die Gläubigen leistete. Kein Auge blieb bei solchen Scenen ohne Thränen. Neben dem her ging die Weihung der Kreuze, Medaillen, Bilder und Rosenkränze. Bei den Abschiedspredigten geht es ohnedies ungemein rührend her, es wird Abschied genommen für Zeit und Ewigkeit, als ob die gegenwärtigen Missionäre unentbehrlich wären, und Weinen, Schluchzen, Thränenströme folgen ihrem Austritt aus der Kirche.

Es versteht sich, daß das Alles je nach Umständen, nach Ort und Zeit, nach den Menschen, die man vor sich zu haben glaubt, modificirt wird; vor Gebildeten spricht man anders als vor Bauern. Auch verfahren die Jesuiten weit feiner als die Redemptoristen. Die Redemptoristen suchen mehr die Volksmasse zu bearbeiten, während die Jesuiten mehr auf den Verstand der Halbgebildeten zu wirken streben, weil sie sich auf ihre Dialectik etwas zu gut thun und durch ihre sogenannte (aber äußerst lückenhafte, unwahre) Beweisführung den Glauben zu erzwingen suchen.

Bei den Missionen werden nicht blos Kreuze errichtet, sondern auch Medaillen, Rosenkränze, Bilder geweiht und vertheilt; sodann werden Jünglings- und Jungfrauenvereine errichtet, die die Feier fortfeiern und im Gedächtniß behalten. Mit dem Allem ist aber die Wirksamkeit der Jesuiten bei den Missionen noch lange nicht gekennzeichnet. Ihre Hauptthätigkeit dabei besteht in der Beichte. Sobald die Missionäre erscheinen, werden eine Unzahl neuer Beichtstühle aufgestellt. Die jesuitischen Missionäre hören Beichte von Morgen bis Abend. Sie müssen die Kunst, die Sünden abzunehmen, besser als andere Geistliche verstehen. Ihre Stühle sind zwar, wenn die Legitimationskarten nicht etwa durch Geschenk, Kauf u. s. w. in andere Hände übergehen, nur den Beichtkindern der Missionsstation zugänglich, aber darum eben die gesuchtesten. Sie sind von einer Menge Leute umdrängt, die einander den Rang abzulaufen trachten. Hier wird nun Generalbeichte abgelegt. Mancher gelangt hier bei den fremden Vätern zur Absolution, der sie vielleicht sonst nicht so leicht erlangt hätte. Besonders eifrig wird im Beichtstuhl wie in den Predigten das Capitel von den geschlechtlichen Sünden behandelt. Frauen und Jungfrauen sollen hier schon von Dingen gehört haben, die ihnen zuvor völlig unbekannt waren. Hier ist nun die volle Gelegenheit gegeben, in alle Verhältnisse der Menschen einzudringen, sie zu leiten

und zu beherrschen, ihre Geheimnisse kennen zu lernen und so einen verborgenen Einfluß auszuüben, der um so gefährlicher ist, da er sich dem Auge entzieht und nicht ergriffen werden kann. Das Alles um so mehr, da die Jesuitenmissionäre dem Volk gegenüber sich wie Heilige zu geberden wissen, daß das Volk eine ungewöhnliche Ehrfurcht, wo nicht Furcht vor ihnen bezeugt, denn wer Sünden vergeben und Sünden behalten kann, der steht über jeder irdischen Autorität.

Daß diese Missionen im Allgemeinen für die sittliche Hebung des Volkes von geringer Bedeutung sind, ist Thatsache. Formen- und Werkdienst, Rosenkranzbeten und Verehrung der Jungfrau Maria, häufigeres Beichten und Messehören sind die hauptsächlichsten Merkmale, daß irgendwo Jesuitenmissionäre gewirkt haben, von innerer Erneuerung und Belebung ist keine Spur. Dagegen findet man sehr häufig, daß der confessionelle Friede gestört und der Fanatismus und Ketzerhaß bestärkt worden ist. Auch die Proselytenmacherei wird bei den Missionären in Folge derselben schwunghafter als sonst betrieben. Besonders wird sie unter dem Volk selbst angeregt, wo Mischehen, wo evangelische Waisen aus gemischter Ehe oder bei katholischen Pflegeeltern, wo ein evangelischer Bräutigam und eine katholische Braut, oder umgekehrt, und dergleichen leichter zugängliche Personen sind, da sind auch die Nachwirkungen der Jesuitenmissionen zu verspüren, da geht der Samen auf, der in den Beichtstühlen ausgestreut wurde.

Ziel und Zweck der Missionen ist vor Allem die Kirche, die Ehre der Kirche, die Autorität der Kirche, der Glaube an die Kirche. Darum treiben auch die Jesuiten vorzugsweise das Werk der Mission, weil sie die Soldaten des Papstes, die Anwälte der römisch-kirchlichen Autokratie, die Stützen der römischen Hierarchie, die Streithelden, die Ritter der römischen Hierarchie sind. Im Uebrigen haben diese

Missionen aber immer mehr zur Hebung des äußeren Ansehens der römischen Kirche, als zur inneren Erbauung der Menschen, mehr zur Verwirrung als zur Erleuchtung der Köpfe, mehr zur Verhärtung als zur Heiligung der Herzen beigetragen.

Mission der Jesuiten in Asien und Amerika.

Von Anfang zeigte sich bei den Jesuiten der Drang ins Weite, der Trieb, ihren Glauben und ihre Unternehmungen überall in allen Weltgegenden zu verbreiten. Nicht blos die Ketzer wollten sie ausrotten, sie wollten nicht blos die abgefallenen Christen zurückbekehren, sondern auch solche Menschen und Völker, die das Christenthum noch nicht kannten, für den katholischen Glauben gewinnen. Die ersten Jesuiten-Missionen wurden von Portugal aus in den überseeischen Besitzungen dieses Reichs, in Ostindien und Brasilien gegründet. Vorausgegangen waren den Jesuiten bereits Mönche aus dem Franziscanerorden. Diese waren jedoch den Brahmanen so wenig gewachsen, als sie die eingewanderten Europäer in ihrem über alle Maßen rohen und ausschweifenden Leben, das die Heiden natürlich abschreckte, zu zügeln vermochten. Die Eroberer konnten unmöglich zugleich Bekehrer werden. Erst die Jesuiten sollten bestimmt sein, eine Wirksamkeit in Indien zu entwickeln, die Erstaunen erregen mußte. Franziscus Xaver war von Ignatius zum Apostel für Indien ausersehen. Er war ein Mensch von derselben glaubenstollen, fanatischen-ascetischen Gesinnung und Manier, wie Ignatius selbst, von einem rasenden Eifer für den römischen Glauben und seine Hierarchie befeuert, wie nur wenige; Leben und Alles setzte er ein. Xaver erreichte Goa im Jahr 1542 mit der portugisischen Flotte, er kam in der Eigenschaft eines päpstlichen Nuntius mit königlicher Equipage, mit ihm noch zwei Jesuiten, Paul Comers und Franz Mansilla. Die katholischen Berichte machen von Xaver und seiner Thätigkeit

ein ungewöhnliches Aufheben. Natürlich betete er Tag und Nacht, hungerte, bettelte, gab alles den Armen, er predigte zuerst den Kindern und dann den Alten, er eiferte gegen die Lehrer der Indier, besonders gegen die Vielweiberei, er konnte in Kurzem Tempel niederreißen, er entging den giftigen Pfeilen der indischen Priester und brachte ein räuberisches feindliches Heer durch sein Wort zur Umkehr: im Namen Gottes gebiete ich euch Halt zu machen und umzukehren! Er brachte den Fürsten dahin, daß er in seinem Lande den Befehl ausgehen ließ, dem „großen Vater" ebenso wie ihm selbst zu gehorchen, er that Wunder und Zeichen und weckte sogar Todte wieder auf, was durch die besten Zeugnisse erwiesen sein soll. Von allen Seiten kamen Abgeordnete heidnischer Stämme, welche den Mann Gottes zu sich einluden. Aber er konnte nicht allen Bedürfnissen genügen und schrieb nach Europa um Helfer; er sagte, er fühle einen fast unwiderstehlichen Drang in sich, alle Academien Europas und vorzüglich die von Paris zu besuchen und denen, welche mehr Wissenschaft als Liebe hätten, aus Kräften zuzurufen: „Ach, wie viele Seelen verlieren den Himmel und verfallen der Hölle durch eure Schuld!" Er erhielt Hilfe aus Europa im Jahr 1545, es kamen neue Missionäre, unter denen sich der Pater Anton Criminal hervorthat. Sein Seminar zu Goa gedieh vortrefflich und hatte mehr als 60 Zöglinge. Xaver predigte in Goa, in Tellvancor, schickte seine Missionäre nach der Insel Manocar, wo gegen 700 Indier ihr Leben für den katholischen Glauben gelassen haben sollen, als der christenfeindliche König von Jffnapatam auf Ceylon sie zum Abfall zwingen wollte. Xaver durchzog die Halbinsel Malacca, das Land Macassar, Cochin und Ceylon. Die Christen wurden bald zu Hunderttausenden auf diesen Inseln gezählt und massenweise gekauft. Schon hier fanden die Jesuiten für gut, als Brahminen zu erscheinen und die Weisen und Büßer dieser Kaste womöglich durch Brahminische Gelehrsamkeit und Abhärtung zu übertreffen.

Sie traten als vom Norden her eingewanderte Brahminen auf, die gekommen seien, um die Weisheit der indischen Lehrer zu lernen und die ihrige den Indiern mitzutheilen. Ihre astronomischen und medicinischen Kenntnisse mußten dazu dienen, ihnen einiges Ansehen zu verschaffen, bis sie dann der Brahminischen Weisheit Meister wurden. Schon jetzt mußte gegen dieses Scheinwesen eingeschritten werden, aber alles Einschreiten blieb ohne Erfolg. Xaver selbst trat in Japan, wohin er sich wandte, als Bonze auf. Die Japanesen aber wollten lange nichts von ihm wissen. Sie verspotteten ihn und seine Lehre und meinten: „Was für ein Gott ist das, den uns dieser fremde Bonze predigt? Ein grausamer Gott, der das fürchterlichste Gefängniß, die Hölle gebaut hat, darin er die Menschen mit ewigen Strafen belegen und sich niemals besänftigen, auch den Unglücklichen niemals eine Barmherzigkeit widerfahren lassen will; ein ungerechter Gott, der den Menschen ein Gesetz auflegt, das über ihre Kräfte ist, und der ihr Unvermögen mit Strafen von ewiger Dauer züchtigt! Ein Gott, welcher verordnet hat, daß kein Mensch anders selig werden soll, als durch das Gesetz seines ewigen Sohnes und der doch aus einer, dem höchsten Wesen gewiß sehr unwürdigen, unanständigen Parteilichkeit ganze Jahrhunderte verstreichen ließ, ehe er dieses Gesetz Japan, dem edelsten Theil der Welt, bekannt machte." Endlich soll aber Xaver doch noch große Erfolge erlangt und viele Tausende getauft haben. Zuletzt wollte er auch noch die Chinesen bekehren, starb aber auf der Reise dorthin auf der Insel Sanvion. Die Jesuiten ließen seine Leiche nach Goa bringen, wo sein Grab durch eine Menge von Wundern berühmt wurde, sie erwirkten seine Heiligsprechung im Jahr 1623.

Indessen hatte die Mission in Japan keinen andauernden Erfolg. Die Jesuiten zogen den Zorn der Könige auf sich. Am 5. Februar 1597 wurden sechsundzwanzig Personen, worunter Franziscaner, Jesuiten und Japanesen hingerichtet.

Sie wurden gekreuzigt, nachdem ihnen zuvor die Ohren abgeschnitten waren. Sie wurden natürlich als Märtyrer betrachtet und in unseren Tagen zu Rom selig gesprochen. Die Leute waren von einem wahren Fanatismus, zu sterben, erfaßt. Andere erlitten den sonst von den Jesuiten beliebten Feuertod. Im Lande umher wurden Viele ermordet, denn der König hielt das Christenthum der Jesuiten für staatsgefährlich. Alle Missionäre wurden aus Japan verbannt. Die Verfolgungen dauerten ziemlich lang. Sie hatten die größte Aehnlichkeit mit den Verfolgungen, die die Jesuiten gegen die Protestanten in Böhmen, Oesterreich, Frankreich verübten. Im Jahre 1622 fielen 21 Missionäre, acht Dominicaner, vier Franziscaner und neun Jesuiten. Die Jesuiten stürzten sich mit einer wahren Wuth in die Flammen; sie wichen nicht, obwohl sie im ganzen Land gesucht wurden. Aber nicht blos Jesuiten wurden hingerichtet, sie rissen auch noch Tausende von Japanesen in denselben Taumel hinein, der das Martyrium herausforderte, Männer, Weiber, Kinder, Greise nahmen daran Theil trotz aller Qual und Folter. Die Verfolgung hat viele Tausende von katholischen Christen in den Tod geschickt. Mochten die Jesuiten immerhin behaupten, und mögen sie jetzt das Märtyrium jener Unglücklichen noch so hoch erheben, mögen sie von den Garben reden, die dort für die Scheunen Gottes eingesammelt wurden, von den Helden, die ihre Gewänder im Blut des Lammes reingewaschen haben; für den Glauben ohne Geist, für den Werk- und Formendienst der Jesuiten zu sterben, das war nicht der Mühe werth. Das Blut jener Armen haben die Jesuiten verschuldet, auf ihre Häupter kommt es, denn sie haben ihre Köpfe verwirrt und sie für eine Selbstaufopferung fanatisirt, die eigentlich genau betrachtet, sinnlos war. — Daß über diesen japanesisch-jesuitischen Greuel bis auf diese Stunde von den Ultramontanen das größte Aufheben gemacht wird, daß sie heilig gesprochen wurden, daß man ihre Martern dem

Volk zu Rom in Bildern vor Augen malt, ist ganz im Geist der Jesuiten und des formalistischen, äußerlichen katholischen Kirchenthums.

Die Jesuiten sagten den Leuten vor, der heilige Franz Xaver, der übrigens trotz seiner Bekehrungswuth Nichts weniger als ein Heiliger war, und ein schreckliches Inquisitionsgericht zu Goa errichtete und dem Volk predigte, das ihn nicht verstehen konnte und es taufte trotz seiner Unkenntniß des Christenthums —, der heilige Xaver habe bei diesen Märtyrern vom Himmel herab Alles geleitet. Es ist dabei freilich unbegreiflich, wie der Gott, vor dessen Thron er stand, solche blutige Opfer fordern konnte. Denn der Gott des Christenthums ist ein Gott, der doch nicht nach Blut lechzt. Aber es mußten eben jesuitische Märtyrer gemacht werden. Die Jesuiten erzählen in diesem Betracht u. A. folgendes Geschichtchen: Ein junger Jesuit, der einer der erlauchtesten Familien in Neapel angehörte und in dieser Stadt sich aufhielt, Pater Franzisco Mastrilli, leitete die Arbeiten der Handwerker, die die Jesuitenkirche für eine Ceremonie herrichteten. Einer der Arbeiter ließ seinen Hammer fallen, der Hammer schlug dem Pater in den Kopf. Man hielt ihn für todt —, aber es war nur eine Ohnmacht. Allein man fürchtete mehrere Tage ihn zu verlieren. In der Nacht zum fünfundzwanzigsten Tag erschien ihm der heilige Franz Xaver und ließ ihn das Gelübde thun, nach Japan zu gehen und sich dort märtyrisiren zu lassen, er vermittelte ihm auch die Wiedergenesung. Am folgenden Tag las der Pater Mastrilli die Messe, man drängte sich, ihn zu sehen. Man konnte nicht begreifen, wie er dem Tod entgangen sei. Das Wunder wurde natürlich durch alle Autoritäten bestätigt. Er ging sodann mit andern Jesuiten nach Japan, wo er hingerichtet wurde.

Die Jesuitenmission in Japan mußte aufhören, nachdem unendliches Blut geflossen war für die Jesuitenlehre, die

Alles eher war, als wahres Christenthum. Die Jesuiten beschuldigten die Franziscaner und Dominicaner, daß sie durch ihr unkluges Benehmen die Engländer und Holländer zu Feinden gemacht, sowie daß sie durch ihren ketzerischen Haß und Neid den Zorn des Japanesischen Hofes erregt hätten. Heute noch kann man in Jesuitenbüchern diese Vorwürfe lesen. Wenn aber irgend Jemand den Sturm über die katholischen Christen in Japan herbeiführte, so waren es die Jesuiten selbst durch ihr plumpes Christianisiren und durch die Rohheit, mit der sie trotz aller Phrasen von christlicher Liebe, wo sie zur Macht gelangten, selbst ihrerseits mit Feuer und Schwert die kaum gewonnenen Glaubensgenossen terrorisirten; Grausamkeit hier, Grausamkeit dort! Das Christenthum der Jesuiten war nicht die Lehre des Religionsstifters, nicht das erste Gebot, die Liebe, es ist und war überall Formalismus und Zwang und mit denselben Waffen wurde ihnen geantwortet und ihr Trotz gebrochen. Schrecklich ist es, zu denken, daß das Alles im Namen Gottes geschehen sein soll und daß die Jesuiten sich dabei noch auf Gott und die Heiligen berufen mögen. Denn bei ihrem Werk war Gott nicht, sondern der Fluch! Gleichwohl hört man bis heute in der katholischen Kirche nicht auf, die jesuitischen Märtyrer zu preisen.

Franz Xaver, der Apostel der Indier, war, wie wir bereits wissen, auf der Reise nach China gestorben, als er im Begriffe stand, auch dieses Land mit dem katholischen Glauben zu beglücken. Von nun an wetteiferten Dominicaner, Franziscaner und Jesuiten in dem Bestreben, in China das Kreuz aufzurichten, vor Allem suchten sie sich mit der Sprache und den Manieren der Chinesen bekannt zu machen. Gleichwohl blieb all' ihr Bemühen erfolglos bis zum Jahr 1570; ihre Reden und Geschenke, die sie unter dem Titel von Gesandten anzubringen wußten, fanden keinen Eingang. Die Chinesen waren voll Argwohn gegen alle Ausländer

und ließen nicht einmal zu, daß sie an den Küsten sich aufhielten. Unterdessen etablirten sie ein Collegium zu Macao, einer portugiesischen Besitzung, um dort den günstigen Zeitpunct für die Eröffnung der chinesischen Mission abzuwarten. Nach und nach drangen sie doch ein, zuerst der Jesuit Michael Rogerius, dann Mr. Ricci (1584). Uhren, Fernröhre, Bilder des Heilands und der Maria, des Papstes, der Cardinäle und dergleichen Dinge thaten ihre Wirkung, Ricci imponirte besonders durch seine mathematischen Kenntnisse, er verstand es, die Abneigung der Chinesen gegen Alles Ausländische zu überwinden, indem er auf ihre Sitten und Eigenthümlichkeiten einging und das Christenthum als eine Vollendung der Lehre des Confucius darstellte. Dieses chinesisch umkleidete Christenthum verbreitete sich unter der Leitung der Jesuiten, die am Hof als Mathematiker großes Ansehen genossen, immer mehr. Uebrigens gingen sie mit der äußersten Vorsicht zu Werk. Der Erfolg blieb nicht aus; sogar Hofleute, Verwandte des Kaisers und Mandarinen gingen zu ihnen über. Nach Ricci war der Jesuit Johann Adam Schall besonders thätig als Verfertiger astronomischer Instrumente; er wirkte seit dem Jahr 1628, dann der Pater Ferd. Verbiest, ein Niederländer, der dem Kaiser sogar Kanonen gießen mußte. Im Jahr 1688 kamen sechs für Mathematik und Astronomie gebildete Jesuiten, im Jahr 1687 vier Franzosen, deren Zahl sich bald vermehrte. Endlich erlangten sie sogar einen Freibrief, daß die Chinesen zum Christenthum übertreten durften und nun konnte es nicht fehlen, daß viele Chinesen übergingen, der Kaiser ertheilte ihnen sogar die Erlaubniß, in dem Umkreis seiner Hofburg eine prachtvolle Kirche nebst Collegium zu errichten. Die Früchte, die den Jesuiten besonders durch Einfluß der Hofjesuiten Pereyra, Thomas, Gerbillon und Bouwet ernteten, müssen sehr bedeutend gewesen sein. Indessen faßten sie doch meist nur unter dem gemeinen Volk Boden.

Ueberall wußten sich die Jesuiten den fremden Religionen zu accommodiren. In Japan und in China trieben sie es so, daß Mancher Christenthum und Chinesenthum nicht mehr zu unterscheiden wußte. Dieser Vorgang fand auch auf der Küste von Malabar Nachahmung. So lange die Missionäre die Kastentheilung nicht aufhoben, blieb das Christenthum auf die niederen Kasten beschränkt, die Vornehmen blieben ihm abgeneigt. Seit aber der Jesuit Nobili 1606 anfing, sich als Brahmine sorgfältig von den unteren Kasten zu sondern und den neuen Christen manche frühere heidnische Sitte zu gestatten, fanden die Jesuiten auch Eingang bei den Brahminen. Nobili berief sich auf die Nachgiebigkeit Gregor des Großen gegen die Angelsachsen. Anfangs billigten die europäischen Jesuiten meistens selbst dieses Verfahren. Man warf den Jesuiten u. A. vor, sie nennen Gott Thian (Himmel) und Thian-schu (Himmelsherr), sie dispensiren die Chinesen vom Fasten, von der Beichte, Communion und Messehören, sie erlaubten den Christen, sich vor einem Götzenbild niederzuwerfen, den Vorfahren eine gläubige Verehrung zu erweisen und dem Confucius zu opfern. Als aber die in Madaura wirkenden Missionäre in Rom klagten und die Dominicaner, welche 1631 nach China kamen, gleiche Klage führten, so stellte sich der ganze Jesuitenorden auf die Seite seiner Missionäre. Im Jahr 1638 wurden die Dominicaner und Franziscaner wegen ihrer Bekämpfung der nationalen Gebräuche aus China verwiesen und begaben sich nach den Philippinen. Der Generalprocurator der Jesuiten in China und Japan, Bartholomäus de Roboredo vertheidigte gegen Angriffe derselben das Benehmen der Jesuiten in China. Es entstanden nun langwierige Streitigkeiten über die chinesischen und malabarischen Gebräuche, welche die Jesuiten für bürgerliche, die andern Missionäre für heidnisch-religiöse erklärten. In Rom brachten die Jesuiten anfangs nur einige der malabarischen Gebräuche zur

Kunde und diese wurden von Gregor XV. 1623 unter Einschränkungen gestattet, die chinesischen dagegen von Innocens X. verboten, von Alexander VII. 1656 genehmigt. Die Streitigkeiten hörten erst mehr als hundert Jahre nachher auf. Dieses offenbar unehrliche und unwürdige aber ächt jesuitische Verfahren, dieser fromme Betrug wurde von den andern Missionären mit vollem Recht getadelt. Die Heiden aber wurden über den ganzen Streit mißtrauisch und verfolgten die Jesuiten so gut wie die Dominicaner und Franziscaner. Sie hatten es nicht besser verdient. Denn beider Tendenz ging nur auf geistige Unterjochung. Man hat die Jesuiten gegen den Vorwurf der Religionsmengerei und der Täuschung gegen diese practische Ausführung ihrer Sätze vom Vorbehalt in Schutz nehmen wollen. Aber eine Klugheit in religiösen Dingen, die so weit geht, daß sie zum offenbaren Betrug wird, ist verwerflich. Man sieht hier klar, wie den Jesuiten jedes Mittel recht war, das zum Ziele der Unterjochung der Menschen unter ihr System führen mochte. Ein solches Verfahren nannten sie dann: Allen Alles sein.

Alle diese Missionen gingen wieder zu Grund, einmal durch die eigene Verkehrtheit der Jesuiten, durch ihre Streitigkeiten mit den andern Orden, wobei sie sich gegenseitig ihre Blößen aufdeckten, sodann durch blutige Verfolgungen, die oft lange andauerten. Die Mühe der Jesuiten, ihr Fleiß und ihre Klugheit wären einer besseren Sache werth gewesen.

Am meisten Interesse haben immer die Missionen der Jesuiten in Amerika erregt. Sie gingen nach Brasilien im Jahr 1549 von Portugal, um unter den Kannibalen dieses Landes zu missioniren. Sie erreichten nach großer Mühe und vielen Opfern endlich doch Erfolge und konnten sogar Gemeinden stiften. Die Unterstützung durch die Portugiesen kam ihnen natürlich sehr zu statten. Auf der andern Seite

schadeten ihnen diese wieder durch ihre Rohheit und ihre Excesse. In den Jahren 1565—1586 sollen mehr als zehntausend Brasilianer Christen geworden sein, die früher wirkliche Ungeheuer waren. Vor Allem hatten die Missionäre mit dem Vorurtheil der Indianer gegen die Colonisation zu kämpfen. Sie ehrten die Priester, aber sobald man sie in eine Colonie versetzen wollte, um das Christenthum in und unter ihnen befestigen zu können, liefen sie eilig davon. Sie hatten den Glauben, und ließen sich ihn nicht nehmen, daß sie zu Sclaven gemacht würden, sobald sie sich in Dorfschaften sammelten und somit in die Gewalt der Portugiesen begaben. Wenn sie sich nun auch sammelten und eine Gemeinde wurden, so bedurfte es nur der Nachricht, daß eine Schaar Portugiesen sich nähere, um selbst die anhänglichsten Neubekehrten weithin zu verscheuchen. Im Jahr 1575 zerstreuten sich die Einwohner der zahlreichen Flecken am Königsstrom, die von den Patres Gaspar Laurentius und Johannes Salonius gesammelt waren, obwohl sie bereits Kirchen hatten und sich unterrichten ließen. Sobald die Nachricht kam, daß Portugiesen in der Nähe seien, ließen sie sich nicht mehr halten. So zerstreuten sich die Bewohner von 32 Flecken. Diese Leute hatten offenbar Recht, wenn sie sich nicht unterjochen lassen wollten und eine richtige Ahnung, daß das Joch der Jesuiten nicht viel leichter sei, als das der Portugiesen selbst. Die Missionen konnten nicht recht aufkommen gegenüber der Wildheit und Sinnlichkeit der Indier. Endlich vertrieb Pombal die Jesuiten. Christianisirt wurde Brasilien erst später durch die Lazaristen.

Wie groß der Haß schon damals gegen die Jesuiten war, mag unter Anderem aus der Thatsache hervorgehen, daß in den Jahren 1571 und 1574 auf einmal vierzig und wieder einmal zwölf Jesuiten massacrirt und ins Meer geworfen wurden von protestantisch-calvinistischen Freibeutern, die auf dem Meer den portugiesischen Schiffen begegneten,

auf denen sie nach Amerika fuhren. Nach unseren heutigen Begriffen war ein solches summarisches Verfahren allerdings stark, aber man bedenke, daß die Jesuiten ihrerseits gegen Andersgläubige noch weit härter verfuhren.

Auch in Peru arbeiteten die Jesuiten, aber mit wenigem Erfolg, denn die Spanier hatten hier durch ihre Grausamkeiten das größte Mißtrauen gegen das Christenthum erweckt; die Jesuiten richteten daher nichts aus und opferten ihr Leben umsonst. Die Peruaner sind so zu sagen von den Spaniern ermordet worden. Das Volk hat sich nie wieder erholt. Daß die Dominikaner und Franziskaner, die mit Pizarro und seinem spanischen Raubgesindel kamen, die Spanier gegen die Heiden fanatisirten, und Folter, Mord, Scheiterhaufen gegen diejenigen für erlaubt erklärten, die nicht sofort katholisch wurden, ist erwiesen. Die Jesuiten machten es nicht besser und wurden darum mit Recht gefürchtet. Auch in Chili breiteten die Jesuiten ihre Lehre aus und gründeten eine Reihe von Stationen. Trotz der Aufhebung des Ordens haben sich die Jesuiten in Chili bis heute erhalten. Ueberhaupt hatten die Jesuiten noch um's Jahr 1700 gegen achthundert Ordensleute in Südamerika. Wie wenig sie übrigens ausrichteten, erhellt deutlich aus der Thatsache, daß die Jesuiten selbst unter sich darüber stritten, ob die Indianer des Altarsacraments überhaupt fähig und würdig seien. Dieser Streit dauerte bis ins 17. Jahrhundert und Manche beharrten fortwährend auf der Ansicht, daß die Indianer überhaupt unwürdig seien.

Die merkwürdigsten Jesuitenmissionen sind die von Brasilien aus in Paraguay gestifteten. Hier feierte das jesuitische System seinen höchsten Triumph; hier zeigte es sich auch, was eigentlich das Ziel des Jesuitismus war, denn hier unter den freien Indianern kam ihre Methode in ihrer ganzen Gestalt und Wirklichkeit zur Erscheinung. Die Jesuiten verstanden, die Indianer zu zähmen, nachdem dieselben

bis dahin wie die Thiere im Walde gelebt hatten, wo sie von den Europäern wie das Wild verfolgt wurden. Die Jesuiten verfuhren mit ausgesuchter Geduld, Klugheit und Ausdauer; denn wurde der Jesuit ungeduldig oder wandte er sich, ehe die Indianer weit genug gebracht waren, zu Scheltworten, oder gar Schlägen, dann liefen ihnen sicherlich ihre Christen sammt und sonders in der nächsten Nacht in ihre Wälder zurück und aus diesen sie herauszulocken, war sehr schwer. Manchmal ließen sie ein widerspenstiges Dorf von andern bereits gezähmten Indianern umringen und Jedem der Rädelsführer hundert Prügel geben. Die Jesuiten setzten sich standhaft allen Gefahren aus, viele verloren das Leben in der Wildniß durch das Klima, Ueberschwemmungen und wilde Thiere, und durch die Hand der Indianer. Der Jesuit nahm einfach den Zwergsack auf die Schulter, in welchem sich einige Lebensmittel, Arznei, Kleinigkeiten, wie Glasperlen, Taschentücher, das Brevier, manchmal eine Flöte oder Geige befand. Den Stock in der einen Hand, das Crucifix in der andern haltend, ohne Feuergewehr, Schwert oder Dolch zogen sie unter die Indianer. Wie sie zu ihnen kamen, waren sie die Höflichkeit und Liebenswürdigkeit selbst, machten tiefe Verbeugungen und suchten die Höflichkeitsbezeugungen der Indianer zu entdecken, um sie nachzuahmen, schmückten Haupt und Hals der Häuptlinge mit Glasperlen, spielten mit den Kindern und Weibern, theilten von ihren Lebensmitteln mit, lachten und sangen mit ihnen, ließen die Flöte oder Geige ertönen. Manchmal war schon dieser Anfang dem Missionär gefährlich, meist aber fanden sie günstige Aufnahme. Die Indianer waren schon durch die Erscheinung der Jesuiten überrascht, weil sie sich unbewaffnet unter sie wagten und so ungemein höflich waren. Einer der Jesuiten, so erzählt man, spielte Tage lang auf der Violine, indem er die Indianer bat, ihm dafür zu erlauben, daß er ein wenig Wasser auf ihre Köpfe gieße. Das wollten sie aber nicht, sie wollten

tanzen, aber sich nicht den Kopf benetzen lassen, obwohl sie Stunden lang im Wasser lagen. Da setzte sich der ihnen so angenehme Missionär betrübt unter einen Baum. Sie umringten ihn und baten, er möchte doch spielen. Er antwortete: „Ein wenig Wasser, und dann spiele ich, so viel ihr wollt!“ Da ließen sie sich, um nur die Musik wieder zu hören, Alle taufen; der Jesuit taufte und geigte, geigte und taufte, und beide Theile waren vergnügt. Ein anderes Mal sagten Missionäre eine Sonnen- oder Mondsfinsterniß voraus. Das erregte allgemeines Lachen; als aber Sonne oder Mond sich wirklich um die bestimmte Zeit verdunkelte, da ließen sie insgesammt sich taufen und folgten dem Jesuiten in Allem. Auch machten die schlauen Jesuiten von ihren Kenntnissen in der Medicin oder Physik Gebrauch, um die Indianer zu erwecken. Bald nach der Taufe beschenkten sie die Indianer mit allen möglichen Werkzeugen, Kleidungen, Zierrathen, Bequemlichkeiten, dann fingen sie an, Häuser zu bauen, zu säen, zu pflanzen, in der Zucht von Pferden, Kühen, Schafen, Ziegen, Schweinen, Geflügel ꝛc. Unterricht zu ertheilen. Dabei beschwerte man die Neubekehrten nicht übermäßig. Jetzt erst kam der eigentliche Religionsunterricht. Der Missionär belehrte sie über die Dreieinigkeit, die Mutter Gottes, die Heiligen, natürlich vor Allem den Ignatius und die Kirche, errichtete eine Kapelle, führte die Messe und etwas Singen und Beten ein. Die alte Religion wurde aber noch sehr geschont, Vormittags hielt man Messe zu Ehren des Christengottes, Nachmittags zu Ehren des indianischen Gottes, wobei der Jesuit wohl auch mitsang und mitbetete. So walteten die Jesuiten schlau, sie wußten sich zu accomodiren; aber sie hatten dabei auch viel zu leiden; Viele verloren das Leben. In der Nähe des Dorfes Concepcion, an dem Ufer des gleichnamigen See's, wurde einst ein Jesuit von den Wilden mit Pfeilen erschossen. Des Nachts kehrten sie zu der Stätte zurück

und fanden den Ermordeten in knieender Stellung und mit gefalteten Händen, dem Anscheine nach betend. Die Legende erzählt, feurige Strahlen seien aus seinen Wunden hervorgeschossen, die Indianer, darüber erschrocken, haben dann eine Botschaft an den nächsten Jesuiten gesandt, und auf diese Weise sei ein ganzer Indianerstamm gezähmt und zum Christenthum bekehrt worden. In der Sacristei der Kirche von Concepcion findet sich noch ein altes Gemälde, auf welchem jenes Ereigniß abgebildet ist.

Wenn ein Indianerdorf gegründet werden sollte, waren manchmal drei oder vier Jesuiten thätig. Gewöhnlich waren in einem Dorf zwei Jesuiten, der Rector und der Ayudante; diese waren Alles in Allem, Lehrer, Leiter der Arbeiten, Aerzte, Geistliche, Polizei, Verwaltung, Justiz, mit einem Wort die Herrscher. Fremde Geistliche, Gelehrte, Handwerker duldeten sie nicht. Jeder verstand mehrere Künste, Gewerbe, Wissenschaften. Wie weit? das müssen wir dahin gestellt sein lassen. Sie unterrichteten die Indianer nicht blos in der katholischen Religion, sondern in allen Handwerken, in Ackerbau und Viehzucht, Musik und Malerei.

Dabei hatten sie einen vollständigen Communismus eingeführt. Die Indianer arbeiteten nur für die Jesuiten-Patres. Kein Indianer besaß Eigenthum. Er stand unter immerwährender Vormundschaft und erhielt alles Nothwendige. Jede Familie erhielt täglich eine hinlängliche Portion frischen Fleisches, nebst Salz, Mais, Reis, Yuca, Platanas, und jeden Sonnabend Seife zum Waschen, Kleidung, ärztliche Behandlung. Jedes Quartier hatte zwei alte Indianer, Cruzeros genannt, welche einen Stab trugen mit einem Kreuz, und die Obliegenheit hatten, die Häuser zu durchgehen, um zu erforschen, wer krank sei oder am Sterben, und dann dem Pater Anzeige zu machen. Für die Kranken wurde besonders gekocht, die Angehörigen holten auf ein Zeichen die Kost vom Collegium ab. Die Kleidung der

Indianer war genau vorgeschrieben, die Geschlechter bei der Arbeit und in der Kirche getrennt, kein Weib durfte in das Collegium kommen. Wollte ein Mädchen unter zehn Jahren in dem Collegium etwas vorbringen, so mußte es eine Glocke anziehen, worauf ein Jesuit an der Thüre erschien. Heirathen war Gesetz. Die Jesuiten duldeten keine Unverheiratheten, der Jüngling mußte sich im 14., das Mädchen im 12. Jahr verheirathen, und der Wittwer nach 6 Monaten wieder. Die Jesuiten sorgten für Vermehrung der Bevölkekerung. Eheleute, die keine Kinder erzeugten, mußten kurzes Haar tragen. Langes Haar war Ehrenzeichen. Die Feldarbeiten wurden bei Musik verrichtet.

Die Regierung der Indianer war einfach. War einmal ein Dorf eingerichtet, so war es nicht mehr schwer, Gehorsam und Ehrfurcht zu erzwingen und zu erhalten. Der Rector und der Ayudante regierten, ihnen zur Seite standen einige verständigere, ältere Indianer, welche den Titel Alcalden hatten. Die Indianer hatten ihre Freude an ihren Würden und Stäben und waren den Jesuiten höchst ergeben. Sie hatten vor ihnen eine Ehrfurcht oder vielmehr Furcht, wie vor höheren Wesen. Die Jesuiten wußten sich und ihr Geschäft in ein mystisches Dunkel einzuhüllen. Alles war auf Gepränge abgesehen und geheimnißvoll. Der Rector war selten sichtbar, er blieb in seinem Zimmer bei halb offener Thüre, wo ein mystisches Halbdunkel herrschte. In der Wand waren Blenden angebracht, welche von Thüren und Fenstern bedeckt wurden, um Lichter zu verstecken und dann schnell die Zimmer zu erleuchten. Der Rector erschien nur im Ornat öffentlich in einer halb geistlichen, halb weltlichen Kleidung, das Kreuz wurde ihm vorgetragen, über sein Haupt ward ein großer, prächtiger, seidener Schirm gehalten, die Acolytas (Meßknaben) umgaben ihn mit ihren rothen und weißen Gewändern geschmückt. Mehr sichtbar war der Ayudante, er hatte eigentlich die Leitung des Dorfes, die Priestermütze auf, das

Kreuz und eine Peitsche in der Hand, er trat befehlend auf, sobald es ging; auch an Prügeln fehlte es nicht. Das Minimum war fünfzig, gewöhnlich hundert. Vor Allem mußten die Indianer fortwährend in Arbeit sein, wie die Jesuiten selbst immer thätig waren. Die Jesuiten sagten: „Die Faulheit ist die Mutter aller Laster und die Arbeitsamkeit die aller Tugenden; jene ist der Sessel, auf welcher der Teufel in der Hölle sitzt, diese der Thron, den die Heiligen im Himmel inne haben." Sie ließen die Indianer nicht zur Ruhe kommen, sie ließen sie nicht aus dem Auge.

Wie man sich denken kann, war das katholische Christenthum mit seinen Gebräuchen und Festen auf's Engste in das Leben der Indianer verwebt, von Morgens bis Abends Jahr aus Jahr ein. Das Credo, Ave Maria mit Gesang wurde zu Haus gemeinsam gebetet, dann ging's in die Messe. Niemand, der gesund war, durfte zu Haus bleiben; wer ohne Grund zu Haus blieb, wurde mit Peitschenhieben in die Kirche getrieben. Nachmittags um 4 Uhr wurde der Rosenkranz in der Kirche gebetet, gewöhnlich für die alten Leute und Kinder, die im Dorf anwesend waren. Nach Sonnenuntergang folgte die Doctrina, und zwar an der Hauptthüre der Kirche für die Knaben und um das große Kreuz auf dem Platz für die Mädchen; die Verheiratheten waren hievon frei: dann wurde unter Musikbegleitung gesungen. Die Jesuiten behielten aber wohlweislich die alte Indianermusik großentheils bei. Um acht Uhr kamen die Vorsänger und die gesammte Musik um das große Kreuz zusammen, alle Familien versammelten sich in den Corridoren rings um den Platz; mit Lichtern oder Laternen in den Händen knieeten Alle nieder, und nun fing mit dem letzten Schlag der Glocke die Musik zu spielen an und das ganze Dorf stimmte mit ein. So war es alle Tage.

Die Sterbsacramente wurden mit großem Gepränge, Glockengeläute, Musik, Gesang und Gefolge in das Haus

des Sterbenden gebracht. Außerdem herrschte in Allem der möglichste Pomp. Die Feste wurden besonders glänzend gefeiert und waren mit weltlichen Spectakelstücken verbunden, am meisten feierten sie das Frohnleichnamsfest, die Jesuiten-Heiligen und den Patron des Dorfes. Dagegen wurden die päpstlichen Heiligen, St. Petrus und Paulus, sowie die spanischen Heiligen, San Fernando, San Felipe und San Carlos, kurz abgemacht und mit bloßem Hochamt gefeiert. Es geschah dies, um in den Indianern keinen zu großen Begriff von Rom und Spanien aufkommen zu lassen.

Das Fest des Schutzheiligen des Dorfes dauerte drei Tage; am Morgen des ersten Festtags wurde um 9 Uhr das Fest eingeläutet, Trommeln, Pfeifen ertönten, in der Kirche übergab der Jesuit dem Alcalden die Fahne, welche am Altare stand und dem Dorfe alljährlich nur an diesem Tage übergeben wurde. Sobald diese Fahne an der Kirchenthüre erschien, fiel alles Volk auf die Kniee und die Musik fiel ein. Das war der glücklichste Tag des Indianers, die Fahne war sein Blitzableiter für alle Unglücksfälle. Der Fahnenträger hielt dann eine Rede über den Patron, die Jungfrau, über Gehorsam, Himmel und Hölle. Dann erfolgte ein Umzug dreimal durchs Dorf. Voran gingen die Possenreißer (graciosos), welche als alte Leute, als Wilde, Tiger, Affen ꝛc. verkleidet waren, hierauf folgte jauchzend die Jugend und dann die erwachsenen Indianer mit Pfeil und Bogen, dann die Fahne, von einem zu Pferd sitzenden Alcalden getragen und von zwei andern Alcalden an seidenen Bändern gehalten. Der Fahne folgte die gesammte übrige Obrigkeit, das schöne Geschlecht singend tanzend, vor Freude weinend und die Arme nach der Fahne ausstreckend. Die Jesuiten sangen nicht mit. Dann wurde die Fahne zurückgebracht, auf ein Paradebett gelegt und wie ein Kind eingewickelt, dann eine Ehrenwache vor ihr aufgestellt und vor ihr musicirt ohne Unterlaß. Hierauf war die Vesper in der Kirche, der Heilige wurde auf die

Schwelle des Haupteingangs getragen und nun begannen die Volksbelustigungen, Tänze, pantomimischen Vorstellungen mit Lanzen und Fahnen, Hanswurstiaden. Die beiden Jesuiten saßen auf prächtigen Sesseln dabei und sahen zu. Dann kam ein Ball; man kann sich vorstellen, was für einer; in allen Wohnungen wurde die Nacht hindurch getrunken, gesungen und getanzt.

In der Fastenzeit war jeden Freitag und Dienstag Abends 7 Uhr Gottesdienst. Der Jesuit ermahnte zur Buße, man sang das Miserere, endlich löschte man alle Lichter aus, der Jesuit rief: jetzt kommt der Teufel, um euch alle zu holen, auf einem Gerüst fuhr Satanas einher, ein großer, schwarzer Kerl mit feurigen Augen, Nase und Zunge, mit Hörnern, Schweif und Hufen, ein hinter ihm stehender Indianer erhob ein furchtbares Gebrüll. Nach einer Viertelstunde, während welcher die Leute verzweifelt schrieen und der Jesuit mit lauter Stimme die Absichten des Teufels schilderte, sprach endlich der Prediger: „Aber durch die Vermittelung der Jungfrau Maria, der heiligen Mutter Gottes, wird euch noch einmal Gnade gewährt und der Teufel darf euch jetzt noch nicht holen!" Und sogleich verschwand der Teufel und die Kirche wurde wieder hell. Von dieser Anwendung des Teufels rührt bei den Indianern noch jetzt die Gewohnheit her, den Teufel in ihr Gebet einzuschließen, gleich als wenn sie das Sprichwort bedächten: Es ist auch gut, in der Hölle einen Freund zu haben. In der Fastenzeit mußte jeder Indianer vom 9. und jede Indianerin vom 8. Jahr an beichten. Während der Beichte saßen zwei Harfenspieler am Fuße des Hauptaltars und spielten schwermüthige Weisen. Dann zogen die Büßer (Penitentes) umher, sie geißelten sich mit Peitschen, an deren Enden Nägel und Glasstücke befestigt waren. Diese Büßer wurden nicht sonderlich beschädigt und nachher gut gehalten und verehrt. Inzwischen fanden sie auch einen Büßer, geißelten ihn halb todt und banden ihn dann ans

Kreuz, kam er davon, so hatte er sein Lebenlang gut Essen und Trinken und erhielt den Beinamen: „Unser Herr Jesus Christus.“ Die Jesuiten hatten an diesem Schauspiel ein ganz besonderes Vergnügen. Die Kreuzigung Christi wurde überhaupt gern dargestellt, wobei es den Juden schlecht erging. Vor Allem aber dem Judas. Die Indianerweiber schrieen, die Indianer wütheten und wollten Judas und die Juden tödten und konnten nur mit Mühe von den Alcalden und Kirchendienern zurückgehalten werden. Endlich folgte die Charfreitagsprocession, die via sacra genannt, nun herrschte Todtenstille, welche nur durch den monotonen Laut einer Trauerpfeife, einige gedämpfte Trommelschläge und das hörbare Nachschleifen der Spieße unterbrochen war. Bei all' diesen Festen glänzten die Jesuiten in prächtigen Gewändern. Die Musik spielte für die Indianer, die dafür besonders empfänglich waren, eine große Rolle. Auf dem Chor der Kirche standen zwanzig und mehr Sänger, Geiger und Pfeifer, am Schluß jeder Messe sang die ganze Gemeinde. Die Musik wurde den Indianern förmlich einstudirt, sie spielten fast alle europäischen Instrumente. Ueber den Grad der Vollkommenheit haben wir jedoch keine Notizen, da man auch die Indianermusik mitunter laufen ließ.

Immer haben sich die Jesuiten bemüht, ihre Niederlassungen als Nachbild der ersten Christengemeinden und als Muster eines christlichen Staatswesens darzustellen. Dieser Mechanismus, dieser Formendienst, diese Aeußerlichkeit wird aber von Niemand als Christenthum erkannt werden. Ebenso war ihr Unterricht rein mechanisch. Die Jesuiten drangen nur auf Nachahmung, sie lernten sie lateinisch und spanisch lesen und schreiben, aber die Sprache durften sie nicht verstehen. Es wurde nur die Volkssprache geduldet, damit sie keinen Fremden verstanden, vor Allem keinen Spanier. Manche Indianer schrieben vortrefflich ab, konnten kirchliche Lieder singen, ohne ein Wort davon zu verstehen.

Unter den Quarany bildeten die Jesuiten nacheinander mindestens drei Generationen. Dennoch eilten sie nach dem Abzug der Jesuiten wieder in die Wälder und begannen wieder das alte Leben ihrer Vorfahren. Man brachte den Indianern eine gewisse Außenseite, eine niedere Art von Cultur bei, aber sie mußten Kinder bleiben, nie zum Bewußtsein kommen, und darum blieben sie auch roh und in ihren alten Lastern, Dieberei und Unzucht ohne Gleichen, Faulheit, Gefräßigkeit, Trunksucht. Daher waren sie stets bei Tag und Nacht, ruhend und an der Arbeit, unter Aufsicht, Nachts streiften Patrouillen, Strafen waren Gebete, Fasten, Gefängniß, Peitschenhiebe, öffentliche Buße.

Die Gemeinden, von den Jesuiten Reductionen genannt, bildeten sich besonders unter den Quarany-Indianern. Jeder Reduction stand ein Jesuit als Geistlicher vor, nebst seinem Gehülfen Den Caziken ließ man ihr höheres Ansehen. Außerdem wurden aus den Indianern die gewöhnlichen spanischen Magistrate, Arregidor, Regidor und Alcalde, gewählt. Sie Alle durften nichts ohne Genehmigung des Pfarrers thun. Die waffenfähige Mannschaft war militärisch eingetheilt und wurde wöchentlich eingeübt, die Waffen waren aber im Arsenal im Gewahrsam, wenn sie nicht gebraucht wurden.

Die Jesuiten befolgten mit ihren Indianern ihre eigene Politik und wieder ihre eigene Politik gegenüber der spanischen Regierung und dem Papst. Ein Hauptgrundsatz war es bei ihnen, die Missionen soviel wie möglich vor der spanischen und päpstlichen Herrschaft verborgen zu halten und keinen Handel und Wandel mit den benachbarten Ländern zu gestatten. Den Papst und den König von Spanien erkannten sie als ihre Oberhäupter an, aber nur, um der Form zu genügen. Dem König zahlten sie einen Piaster für jeden einzelnen Indianer; das war Alles, was sie als Unterthanen leisteten und da sie keine Volkszählung zuließen,

so entrichteten sie ihre Kopfsteuer wahrscheinlich ganz willkührlich, nach Gutdünken. Kein weltlicher und kein geistlicher Visitator, kein Gouverneur, kein Bischof durfte ihre Mission betreten. Das wußten sie recht weislich so einzurichten. Sie hatten die Politik, womöglich keine Jesuiten spanischer Abkunft in ihre Missionen zu zulassen. Es ist auffallend, daß die Jesuiten in Südamerika fast nie Spanier waren, obwohl gerade Spanien dem Orden seine meisten Mitglieder vor Allem in seinem Anfang gab. Der spanische Jesuit war Unterthan des Königs und konnte daher nicht zum Verräther werden, eher der Deutsche, Italiener oder Franzose. Deutsche Jesuiten waren nicht selten, ein Pater Sepp aus Tyrol war Superior der paraguanischen Missionen. Die vorzüglichsten Missionäre waren deutscher Nation. Die Missionäre hatten sogar Schriften von Luther und Hutten bei sich, wie man erst lange nachher entdeckte. Die Indianer wurden absichtlich nicht in der spanischen Sprache unterrichtet. Die Sprache im Gebet ꝛc. war nur die Sprache der Eingebornen. Keine fremden Reisenden wurden zugelassen. Die fremden Kaufleute wurden nicht in die Dörfer gelassen; sie mußten in Häusern außerhalb der Orte, sogenannten Stamadas, ihr Absteigquartier nehmen, wo sie unentgeltlich versorgt, aber mit Wachen versehen wurden. Der Ayudante erschien, empfing die Preisliste und verhandelte dann nach Anhörung des Rector. Sie kauften viel, aber handelten nur in Tausch mit Tabak, Wachs, Tamarinden, Baumwollenzeug, Federn, Schreiner- und Drechslerarbeit, welches Alles damals als aus jesuitischen Missionen stammend, hoch im Preise stand. Der Kaufmann durfte nur drei Tage in der Stamada bleiben und wollte er ausgehen, so war er von Wachen begleitet, er durfte mit keinem Indianer sprechen. Man begleitete ihn über die Grenze. Andere Fremde als Kaufleute ließen die Jesuiten gar nicht zu. Sie sagten: erlauben wir, daß

Fremde unser Land besuchen, oder gar sich bei uns niederlassen, so wird der Gehorsam und die Arbeitsamkeit der Indianer aufhören, da unsere Unterthanen noch nicht stark genug sind, um dem Bösen Widerstand zu leisten, (nämlich der Herrschaft der Jesuiten). Dabei dachten sie in ihrem Innern: Spanier wie Nichtspanier können, wenn wir sie zulassen, unser System, unsere Regierungsmethode, unsern Reichthum verrathen, die Indianer gegen uns aufhetzen, indem sie denselben vielleicht von seiner katholischen spanischen Majestät oder vom Statthalter oder gar von Menschenrechten vorreden. Um sie fern zu halten von fremden Leuten und Landen, durften sie selbst kein Pferd besteigen. Sogar ihre Post ging zu Fuß und immer zwei Indianer zusammen, damit Jeder den Andern beobachte und verrathe. Die Absperrung vom Auslande, vor Allem von Rom und Spanien war System. Daher suchte man in Rom und Madrid zu bewirken, daß auch Niemand sich um sie kümmerte. Man sagte, die armen Paters in Amerika hätten kaum zu leben, äßen nur Wurzeln und den Beichtvätern von Fürsten, den Besitzern von Millonen, mußte man doch glauben.

Man sieht, daß dies Absperrungs-, Mechanisirungs- und Bewachungssystem bei Tag und Nacht seine Früchte bringen mußte. Die Indianer waren Kinder und wurden Maschinen. Sie büßten in dem stets beaufsichtigten, gleichförmigen, weniger thätigen Leben ihre Stärke und natürliche Munterkeit ein, waren ernst, still und freudlos, gehorsame aber dumme Geschöpfe, die Religion blieb ihnen gleichgiltig, weniger der pompöse Cult.

Mechanismus ist aber nicht Religion. Alles war nur Bevormundung der Geister und Arbeit für die Jesuiten-Herrschaft über die Menschen zur Vermehrung der Größe und des Reichthums der Jünger des Ignaz von Loyola und seines Ordens. Selbst die Kirche und der Landesherr, der König von Spanien, galt dagegen Nichts. Auf diese Weise

gelangten die Jesuiten vollständig zur Alleinherrschaft und zu ungeheuerem Reichthum, denn den Handel hatten sie ganz und gar an sich gerissen und die Indianer arbeiteten ausschließlich für sie und erhielten nur das Nothwendigste. Sie hatten Goldwäschereien und Silberminen, handelten mit dauerhaften Baumwollenzeugen, die auf hunderten von Pferden und Maulthieren nach den Vice-Königreichen La Plata und Peru versandt wurden, sehr bedeutend war ihr Handel mit Wachs, Cacao und Schafen; die Jesuiten hatten den Grundsatz, in jeder Mission stets nur das, was nur speciell dem Handelsinteresse dienlich war, produciren zu lassen. Die Jesuiten hatten ihre Handlungsbücher so gut wie ein Haus in London. Die Gelder kamen meist nach Rom, wo sie in die Generalkasse flossen, aus der die Ausgaben des Ordens bestritten wurden; daß die Jesuiten auf diesem Wege mächtig werden mußten, leuchtet ein.

Daß die Jesuiten ein eigenes, unabhängiges Reich gründen wollten und nahe daran waren, es in Stand zu bringen, ist außer Zweifel; sie hatten zu diesem Zweck eine Kriegsmacht eingerichtet auf europäischem Fuß, bildeten eine Artillerie und legten Festungen an. Jesuiten waren auch hier Lehrer und Anführer; der Zustand ihres Reichs blieb der Welt lange ein Geheimniß, das sie auf jede Weise zu bewahren suchten. Sie wußten wohl warum. Endlich im Jahr 1750 gab ein zwischen Spanien und Portugal geschlossener Grenzvertrag den Anlaß. Die Grenze sollte quer durch das Missionsland gehen, und mehrere Reductionen fielen demnach an Brasilien. Als dieser Vertrag in's Werk gesetzt werden sollte, widersetzten sich die Jesuiten mit ihrer Kriegsmacht. Sie eröffneten den Krieg, betheuerten aber, daß nicht sie den Krieg wollen, sondern daß die Wuth der Indianer sich nicht zügeln lasse. Die spanische und portugiesische Kriegsmacht vereinigte sich, es kam zu einem regelmäßigen Krieg gegen den Jesuitenstaat Paraguay, bis

derselbe im Jahr 1758 unterworfen wurde. Nun war das Ende ihres Reichs da. Am 16. Juli 1766 wurde das Collegium von Santa Fé mit Soldaten umringt und die Paters gefangen genommen, so in sämmtlichen Collegien von Paraguay. Sofort wurden sie nach Spanien abgeführt. Das Verfahren der Jesuiten in Paraguay erregte einen allgemeinen Sturm in Europa gegen sie, der ihrem Untergang vorangehen sollte.

Daß die Jesuiten sich unabhängig zu machen suchten, zeigt nicht blos ihre Widersetzlichkeit gegen die Befehle der Könige von Spanien und Portugal, sondern ihr Widerstand gegen die Bischöfe. Schon früher wollten sie den 1615 für einen Theil von Japan zum Bischof ernannten Franziskaner Sotelo nicht zulassen. Derselbe wurde darauf bei seiner Landung gefangen genommen und verbrannt. Der Bischof von Angelopolis in Mexico, Johann v. Palafox, kam seit 1647 mit den Jesuiten in Streit, wurde von ihnen in Bann gethan, aber in Rom gerechtfertigt: er starb als Bischof zu Osma in Castilien 1659 im Ruf der Heiligkeit; der Bischof von Assumption, der Hauptstadt von Parayuay, Dom Bernandin de Cardenas, seit 1640 mit ihnen im Streit, wurde mehreremal von ihnen vertrieben; der Erzbischof von Manila, Dom Philipp Pardo, der sich ihrer Erbschleicherei und ihrem Handel widersetzte, wurde deshalb 1683 auf Königs Befehl verbannt, 1684 aber wieder eingesetzt. Auch dem Papst widersetzten sich die Jesuiten ganz entschieden und offen. Ueber die sogenannten malabarischen Gebräuche war schon 1623 von Gregor XV. eine Verordnung ergangen, in welcher unter gewissen Einschränkungen nur einige erlaubt, die übrigen aber ganz verboten wurden; die Jesuiten nahmen es aber damit nie genau. 1656 entschied Alexander VII. wieder zu Gunsten der Jesuiten, daß die streitigen Gebräuche blos bürgerlich seien und also der Religion wegen nicht untersagt zu werden brauchten. Nun wurde

einige Zeit Ruhe, gegen Ende des 17. Jahrhunderts fingen aber die alten Streitigkeiten wieder an. Die Lazaristen, die um diese Zeit als Missionäre nach China kamen, drangen sogleich darauf, daß die Ehrenbezeugungen, welche die Chinesen ihren Vorfahren und dem Confucius erwiesen, von den Neubekehrten nicht beobachtet werden durften; alsbald erneuerten sie die Klagen über die Jesuiten in Rom. Gleichzeitig wurden auch die Klagen über die jesuitische Mission in Madoura und ihre Nachgiebigkeit gegen die malabarischen Gebräuche erneuert. Der Papst schickte nun den Patriarchen Tournon von Antiochien nach Asien. Dieser kam 1703 nach Malabar und entschied hier ganz gegen die Jesuiten, indem er sämmtliche von denselben geduldete und sogar von ihnen selbst befolgte malabarische Gebräuche verdammte. Als Tournon aber 1705 nach China überschiffte, bereiteten ihm hier die Jesuiten ein sehr trauriges Schicksal. Sie standen durch ihre Kenntnisse in der Gunst des Kaisers und begleiteten angesehene Stellen des Hofs. Als Tournon als päpstlicher Legat den Neubekehrten die chinesischen Gebräuche verbot, bewirkten die Jesuiten einen kaiserlichen Befehl, daß Tournon gefänglich eingezogen wurde und dieser Legat starb nach vielen Mißhandlungen im Gefängniß 1710. Auch die Jesuiten in Madoura achteten die Verordnungen Tournons durchaus nicht, die Capuziner zu Pondichary hoben vorher alle kirchliche Gemeinschaft mit den Jesuiten auf; dennoch wußten diese in dieser französischen Colonie durch den Schutz ihrer mächtigen Ordensbrüder in Frankreich sich zu erhalten; 1734 erwirkten die Capuziner von Clemens XII. ein neues Decret gegen die malabarischen Gebräuche, aber die Jesuiten wußten zu verhindern, daß es bemerkt wurde. Die Capuziner schickten den Pater Norbert nach Rom, um hier ihre Klagen kräftiger zu führen. Benedict XIV. gab nun auch 1744 in der Bulle omnium solicitudinum ein scharfes Verbot gegen die malabarischen Gebräuche und da hier die Jesuiten

auch auf die Europäer Rücksicht zu nehmen hatten, in deren Colonien sie sich aufhielten, so mußten sie gehorchen. Desto grimmiger war ihr Haß gegen den Capuziner Norbert. Er hatte 1742 seine memoires historiques sur les affaires des Jesuites avec le saint siège zu Avignon erscheinen lassen, in welchem er ausführlich die chinesischen und malabarischen Missionshändel erzählte. Dafür verfolgten ihn die Jesuiten so heftig, daß ihm selbst der Papst Benedict XIV. erklärte, daß er ihn in Rom nicht schützen könne und ihm erlaubte, sich in weltlicher Kleidung aufzuhalten, wo er wolle. Er hielt sich deshalb in protestantischen Ländern, in England, in Berlin, in Braunschweig auf, da aber nun seine Feinde ausstreuten, daß er lutherisch geworden sei, kehrte er in katholische Staaten zurück, konnte aber auch dann noch nirgends Sicherheit finden, bis er endlich in Portugal eine Unterkunft fand, als daselbst die Jesuiten vertrieben waren.

Die chinesischen Jesuiten zeigten sich noch widerspenstiger gegen den Papst. Im Jahr 1715 erließ Clemens XI. eine Bulle, in welcher die Beobachtung der alten Gebräuche streng untersagt wurde, unter Androhung des großen Banns. Als ein Franziscaner diesen Befehl verkündigte, klagten ihn die Jesuiten an, daß er einen ausländischen Befehl, welcher gegen einheimische Sitten und Einrichtungen gerichtet sei, verbreite. Es war dies ihre gewöhnliche Methode, die Bevölkerung aufzuhetzen. Der Franziskaner wurde eingekerkert und 17 Monate lang den härtesten Mißhandlungen ausgesetzt. Auch der Legat Mezzabarba, Patriarch von Alexandrien, den Clemens XI. nach China sandte, wurde von den Jesuiten malträtirt, obwohl er die Instruction hatte, nachgiebig aufzutreten. Denn der Papst sah wohl ein, daß mit Strenge der Hartnäckigkeit den Jesuiten nicht beizukommen sei. Sie wußten zu verhindern, daß er eine Audienz beim Kaiser erlangte; Mandarinen vernahmen ihn im Namen des Kaisers, unter ihnen war ein Jesuit ebenfalls als

Mandarin verkleidet, der ihm mancherlei Fragen vorlegte, während der Legat nach chinesischer Manier die Fragen auf den Knieen beantworten mußte. Auch Mezzabarbas Sendung blieb vergeblich. Die Jesuiten erfuhren, daß er Vollmacht habe, Milderungen eintreten zu lassen. Sie bewogen ihn auf der Rückreise, diese in einem Hirtenbriefe an den katholischen Klerus Indiens auszusprechen. Er gab nur die Ausübung gewisser bürgerlicher Gebräuche zu. Die Jesuiten nahmen daraus den Vorwand, die päpstliche Bulle vollends nicht mehr zu beachten. Der alte Streit dauerte aber fort, weil die andern Orden die Vergünstigungen nicht anerkannten. Benedict XIV. erließ eine neue Bulle 1741, in welcher er die Bulle Clemens XI. feierlich bestätigte und die Vergünstigungen des Mezzabarba streng verbot Endlich gehorchten die Jesuiten aber natürlich in ihrer Weise, die Mission schwankte hin und her und war auch vielfach verfolgt, obwohl die Hofjesuiten blieben. Auch nach der Aufhebung erhielt sie sich, hatte aber wieder durch die französische Revolution zu leiden, weil keine Missionäre mehr kamen. Im Jahr 1817, nach Wiederherstellung des Ordens, kamen wieder 12 Missionäre. Indeß war schon durch ein kaiserliches Edict vom 15. Jan. 1815 die Verbreitung des Christenthums unter schweren Strafen verboten und nur den europäischen Mathematikern in Peking der Aufenthalt erlaubt. Dieser Befehl hinderte bisher alle Verbreitung des Katholicismus, verliert aber gegenwärtig seine Kraft durch die gewaltsame Umwälzung in China. Eine genauere Bekanntschaft mit China ist erst durch die Jesuiten eröffnet worden. Sie sandten viele Abhandlungen nach Europa.

Unter den Missionären in Japan, China, Südamerika finden sich italienische, spanische, französische und viele deutsche Namen. In Paraguay allein waren über 400 Jesuiten. Man hat in späteren Jahren noch deutsche Bücher, sogar von Luther ꝛc. dort entdeckt.

Uebrigens täuscht man sich sehr, wenn man meint, es seien nur sehr gelehrte Jesuiten in den Missionen gewesen. Es waren viele Individuen dabei, die man auf die Menschenfischerei abgerichtet hatte. Viele paßten aber besser dazu, als zu Seelenhirten. Wo der Orden hinaus wollte, wußten die Meisten nicht.

Mit der Sittlichkeit der Jesuiten, die ihre Fehltritte gut zu verbergen wußten, stand es doch nicht am besten. Eingestanden ist, daß ein Jesuit in Paraguay als Capitän eine Bande commandirte, welche ausging, Portugiesen zu berauben und zu ermorden. Man hätte nicht nöthig gehabt, sie von oben vor politischen Machinationen zu warnen, in Person bei Excessen mitzuwirken, Kriegscapitäne vorzustellen, als Feinde und Rebellen in fremde Länder einzufallen, zu plündern, zu sengen und zu brennen; man hatte nicht nöthig, ihnen zu sagen, daß es unschicklich sei, für Jünger und Apostel Jesu, sich mit Trommeten zur Tafel blasen, mit Kanonenschüssen sich begrüßen, Pagen vor die Thüre stehen zu lassen, sich mit Knaben einzuschließen, in Weiberhallen sich aufzuhalten, und geheime Ausgänge aus dem Collegium zu halten. Es ist bekannt, daß die Jesuiten in Paraguay nicht blos geistliche Früchte sehr zweifelhafter Art, sondern fleischliche Sprößlinge sehr unzweifelhafter Natur hinterlassen haben. Die Indianerinnen waren in dieser Hinsicht sehr gefällig. Aber die Patres hatten die Weiber in der Hand, ihnen den Mund zu stopfen. Wehe ihnen! wenn sie etwas verrathen hätten, was den Vätern auch nur einen Schatten von Tadel hätte zuziehen können. Wenn man bedenkt, daß unter den Jesuiten viele rohe, total ungebildete Menschen waren, daß sie in Essen und Trinken, Nichtsthun, fast ohne Geistesarbeit üppig lebten, so kann man sich Vieles vorstellen. Zudem kam die Lobhudelei ihrer Obern von Außen, von Rom und Madrid, die sie in ihrem Traum von Macht und Vollkommenheit vollends einwiegten. Wo blieb da die Aehnlich-

keit mit Jesu Jüngern und Aposteln, der sie sich rühmten? Mit der wirklichen Sittlichkeit der Jesuiten konnte es so nicht gut stehen.

Ueber die Jesuitenmissionen, wie sie heute noch bestehen, obwohl sie häufig maskirt sind, theilen wir noch folgende Notizen mit.

Die verschiedenen Provinzen hatten ihre besonderen Namen. Die Provinz Paris hat die vier Missionen von Canada, New-York, Cayenne und China unter sich, die sich wieder so vertheilten. Die Mission von Canada enthält ein Colleg, ein Noviziat, drei Residenzen und zwei Missionsdistrikte, dreißig Väter, neunzehn Scholastiker, zwei und vierzig Coadjutoren. Die Mission von New-York enthält zwei Collegien, drei Residenzen oder Missionsbezirke mit einem Personal von zwei und vierzig Vätern, zwölf Scholastikern, vier und vierzig Coadjutoren. Die Mission von Cayenne zählte in den verschiedenen Strafstationen eilf Patres und zehn Coadjutoren. Die Mission in China theilt sich in zwei Vicariate, das zu Nanking und zu Tscheli-Orienhal. Nanking hat einen apostolischen Vikar, einen Generaloberen mit seinen Consultatoren, ein Colleg, ein großes Seminar und sieben Distrikte, drei und dreißig Patres, fünf Scholastiker, sechs Coadjutoren; das zu Tscheli-Orienhal zählte den apostolischen Vicar, einen Generaloberen, fünf Väter und einen Coadjutor, für ganz China vierzig Patres, fünf Scholastiker, sieben Coadjutoren. Die Pariser Provinz hat hundert drei und zwanzig Väter. Die Provinz Lyon sorgte für die Missionen in Afrika, New-Orleans und Syrien. Die Provinz Toulouse besorgte die Missionen Madagascar und Madera. Die Provinz Spanien hatte Columbien, Chili, Paraguay. Die Provinz Maryland begreift Maryland, Columbia, Pennsylvanien und Massachusetts. Die Provinz Missouri begreift die Staaten Missouri, Kentucky, Ohio, Wisconsin, Kansas, Illinois und die

Indianer; dieselbe hat in Missouri eine Universität. Die deutsche Provinz begreift Bombay. Die Provinz England hat Englisch-Guyana, Jamaica. Die Provinz Turin besorgt Californien, Oregon, die Provinz Belgien Calcutta. Im Ganzen sollen 1474 Mitglieder in den Missionen thätig sein.

Betrachtet man die Jesuitenmissionen im Allgemeinen, so findet man, daß von wahrem Herzenschristenthum, von wirklicher Besserung oder Humanisirung wenig zu entdecken ist. Von der Sittlichkeit der Indianer z. B. und zugleich von den sittlichen Begriffen der Jesuiten kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man folgende Vorschrift liest: die Indianer, die zu den Kuhanstalten fliehen, soll man gefangen setzen und mit 25 Streichen bestrafen. Eine gleiche Strafe soll man den Indianern anthun, die fliehen und eines Andern Weib mitnehmen ꝛc. Es kam häufig vor, daß ganze Schaaren Buben und Mädchen ins Gebirge davonliefen und dort nach ihrem Geschmack lebten, die Kühe auffraßen, das lasterhafteste Leben führten und dabei ihre Heiligen beiderlei Geschlechts herumtrugen und ihnen Kapellen aus Laubwerk errichteten. Es ist kein Wunder, daß sie entfliehen, denn das einfache kümmerliche Leben kann ihnen gar leicht entleiden. Die Prügel hielten sie übrigens mit stoischem Gleichmuth aus und küßten nach dem Empfang dem Pater dankend die Hand.

Alles ist nur ein äußerlicher Ueberzug, ein Lack; wenn man solchen entfernte, kam wieder der alte Heide zu Tage, oder wenn die Jesuiten abzogen, flohen die Indianer wieder in die Wälder und kehrten zu den Sitten und Gebräuchen ihrer Väter zurück. Der Formendienst, das Ableiern von Gebeten, die Anbetung der Heiligen konnte nicht civilisirend wirken, so wenig als der pompöse Cultus. Die Indianer konnten schon darum nicht gedeihen, weil sie in fortwährender Abhängigkeit und Unmündigkeit gehalten wurden; daher war auch der Unterricht äußerst dürftig. Daher konnte auch

keine wirklich menschliche Entwicklung aufkommen. Das Land glich einem großen Kloster, wo Alles wie an Drähten von einigen wenigen Menschen geleitet wurde und nach dem Willen der Obern handelte, eigenes Denken, Wollen und Handeln aber im Keime erstickt wurde. Alles war Abrichtung, aber nicht Erziehung, Niederdrückung, nicht Erhebung, Verdunkelung, nicht Erleuchtung, geistliche Tyrannei, nicht Geistesbefreiung, Religionsmacherei, nicht Religion. Es war das Ganze nicht eine Mission des wahren von Herzen kommenden, zur Veredlung des Menschen strebenden Christenthums, sondern eine Mission für die päpstliche Hierarchie und den Ruhm der Gesellschaft Jesu, die Herrschsucht und Geldgier. Welch' ein schändliches Verbrechen ist es, eine Nation von mehr denn hunderttausend Seelen des Gebrauchs der Vernunft zu berauben. Der Geist in diesem ganzen Missionstreiben war ein, wenn auch von Bekehrungswuth durchglühter, doch durchaus unsauberer, eigensüchtiger und roher, sehr materieller, nichts weniger als idealer Natur. Darin allein ist der Grund zu suchen, daß die Missionen keinen Bestand hatten. Die rohe Auffassung der Religion muß sich darauf gefaßt machen, daß sie auf nicht minder rohe Weise beseitigt wird. Gegenüber von den Jesuiten, besonders in Paraguay, lag aber das positivste Recht vor, ihrer egoistischen Wirthschaft ein Ende zu machen, und als sie nicht willig folgten, sie einfach mit Gewalt zu vertreiben. Gerade in ihren Missionen hatten die Jesuiten am ausgeprägtesten ihren Geist und ihre Methode, wenn man überhaupt davon sprechen kann, zur Offenbarung zu bringen gewußt. Nie und nirgends ist so klar ans Licht getreten, was sie eigentlich wollten und wie sie es wollten. Gerade hier hat die Nemesis ihr System zuerst und am härtesten gestraft. Hier konnte die Welt klar vor Augen sehen, daß der Ultramontanismus, der im Jesuitismus sich zuspitzt, nichts ist als Religionsmechanismus, aber weder

Glauben noch Denken, weder Liebe noch Hoffen enthält. Man hat davon gesprochen, die Jesuitenmissionen seien ein Bild der urchristlichen Gemeinden gewesen, ein Muster, wie man das Christenthum pflanzen müsse. Sie waren aber in Wahrheit ein abschreckendes Exempel, wie man's nicht machen solle, ein Bild des Todes, nicht des Lebens. An ihren Früchten erkennt man sie!

Der Zweck des Jesuitenordens.

Ziel und Zweck des Jesuitenordens ist nichts Anderes, als die römische Hierarchie. Das Streben, die durch die Reformation wankend gewordene Hierarchie zu heben und zu stützen, hat dem Orden seine Entstehung gegeben; das Streben, dieser Hierarchie zur Herrschaft über die Menschheit zu verhelfen, durchdringt jetzt noch den Orden. Diesem Zweck wird Alles gethan und geopfert. Seit der Reformation hatte sich von Spanien her unter den Mönchen und namentlich unter den Jesuiten der Grundsatz verbreitet, daß nur Ein Oberhaupt über Europa herrsche, sonst könne niemals die Ketzerei der Protestanten, niemals der Islam ausgerottet werden; der katholische Glaube sei aufs Innigste mit dem Glück der Habsburger verbunden und wenn einmal das Haus Oesterreich allein in der Welt regiere, dann werde auch nur Ein Glaube in der Welt sein. Uebrigens sollte auch das Haus Oesterreich der päpstlichen Hierarchie untergeordnet sein. Mag dem sein, wie ihm will, die Jesuiten hatten es zu allen Zeiten auf die Weltherrschaft abgesehen, daher, was wir hier zum Voraus bemerken wollen, ihre ganze Wirksamkeit und daraus entstehende Macht wesentlich eine politische war. Hören wir nun, wie die Jesuiten ihren Zweck selbst angeben. Nach der Bulle des Papstes Julius III. (1550), ist die Gesellschaft vorzüglich zu dem Zweck errichtet, daß sie zur Vertheidigung und Ausbreitung des Glaubens und zur Vervollkommnung der Seelen im christlichen Leben und in der christlichen Lehre durch öffentliche Predigten,

Vorlesungen, und jeden andern Dienst des Wortes Gottes und durch geistliche Uebungen, Unterricht der Knaben und Unwissenden im Christenthum, durch Anhörung der Beichten der Christgläubigen und Spendung anderer Sacramente und durch geistlichen Trost vorzüglich thätig sein und sich zur Aussöhnung Entzweiter und zur frommen Unterstützung und Bedienung solcher, die sich in Gefängnissen oder Spitälern befinden und zu den übrigen Diensten der Liebe, wie es der größeren Ehre Gottes und dem gemeinen Besten zuträglich zu sein scheint, ohne alle Entgeltung nicht weniger nützlich beweise. Die Constitutionen führen als Zweck an, die größere Ehre Gottes, das allgemeine Wohl und den Nutzen der Seelen oder auch blos die größere Ehre und den Gehorsam Gottes und das allgemeine Wohl. Unter dem Allen ist selbstverständlich Nichts und Niemand als die Hierarchie und die Kirche zu verstehen. Die Jesuiten wollten eben zur Macht gelangen und nach Aeußerungen Einzelner ist es fast zweifelhaft, ob sie je ihre Macht an den Papst abgetreten hätten, denn es kam der Fall vor, daß sie dem Papst nicht gehorchten. Die Ehre Gottes war ihre eigene Erhebung, der Gehorsam gegen Gott, der Gehorsam gegen sie selbst. Demgemäß sollte ihre Herrlichkeit und ihr Regiment auf der ganzen Erde, unter dem ganzen Menschengeschlecht ausgebreitet werden, damit eine Heerde und ein Hirte sei, zusammengehalten durch den Orden der Jesuiten. Diesen ihren Zweck, die Aufrichtung ihrer eigenen Macht und Herrlichkeit kann man in seinen Folgen näher als eine Unterjochung des Menschengeistes unter die Satzungen und Personen des Ordens bezeichnen; denn ihre Tendenzen konnten sie nur realisiren, indem sie sich zur einzigen Autorität aufwarfen, der sich jeder Gedanke unterwerfen mußte. Um ihre Herrschaft zu gründen und festzuhalten, war ihnen jedes Mittel recht und jeder Weg willkommen; darum versuchten sie's auf alle Weise, in der Kirche, auf dem Katheder, in

der Politik und im practischen Leben. Es wurde daher Alles für erlaubt erklärt, was zum Ziele führt, gleich viel, ob dies mittelbar oder unmittelbar möglich sei, ob es auf gradem oder krummem Wege geschehe. Alles ist demgemäß geboten, ist Pflicht, was mittelbar oder unmittelbar den Zweck des Ordens fördert. Geboten ist es ja, weil dadurch die Ehre Gottes gefördert wird. Denn Gottes Ehre fördern, ist das erste Gebot. Sogar eine gottlose Handlung wird eine Tugend, wenn sie dem Orden nützt, weil sie dann auf die Erhöhung der Ehre Gottes hinaus läuft. Daher fragt er bei einer Handlung auch gar nicht, ob sie gut oder böse sei, sondern nur, ob sie dem Orden nütze, also die Ehre Gottes vermehre. Das höchste Ziel des Ordens war also, wenn man es einfach ausdrücken will, die Herrschaft des Papstes, aber auch nur wieder soweit er dem Orden genehm war; zu diesem Ende sollte dem Papst alle Welt unterworfen werden. Daher kann man sagen, daß sie genau betrachtet, die Welt Niemand anderm als dem Orden selbst unterwerfen wollten. Unter solchen Umständen ist es in der Natur des ganzen jesuitischen Systems begründet, daß ihre Thätigkeit sich wesentlich und vor Allem auf das politische Gebiet erstreckte. Es hängt hier auch ganz mit den mittelalterlich-hierarchischen Vorstellungen zusammen, daß der Staat der Kirche untergeordnet sein sollte. Um zu diesem Ziele zu gelangen, suchten sie vor Allem die klügsten und zugleich brauchbarsten Menschen an sich zu ziehen, sie wollten die Herrschaft der Klügsten begründen und während sie selbst nicht dreinschlugen, die Fäuste Anderer für sich bewaffnen; List und Gewalt waren ihre Mittel.

Um mit diesen Mitteln zu diesem Ziele zu gelangen, mußte die Unterwerfung der Menschen Ziel und Mittel zugleich werden. Daher läuft ihr Lehren, Predigen, Beichthören, laufen ihre Exercitien, Congregationen immer und immer wieder auf Nichts Anderes hinaus, als auf Unter-

werfung des Menschengeistes. Daher muß vor Allem das Denken über Glaubenssätze unterdrückt werden; der Zweifel wird daher als Werk des Teufels dargestellt, der Kirchenglaube dagegen als ächte Tugend gepriesen. Daraus folgt unmittelbar die Unterwerfung unter die Kirche, denn die Kirche ist es, die den Glauben macht und vorschreibt. Durch diese Unterdrückung des Geistes, mit der auch das engherzige Erziehungssystem zusammenhängt, suchte man die Menschen im Zustand der Kindheit zu erhalten und ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß sie nur bei der Kirche und wiederum vor Allem nur bei den Jesuiten Hilfe und Trost finden könnten. Die Mittel und Wege, um diesen Kindheitszustand zu bewirken und zu erhalten, haben wir unter dem Capitel von der Erziehung näher bezeichnet. Alle anderen Menschen sollten die Geführten, nur die Jesuiten sollten die Leiter sein. So wurde die Religion lediglich ein Mittel zum Zweck, sie war nicht mehr das höchste Ziel, sondern nur das Mittel, die Christen zu unterjochen. Auch die Sittenlehre der Jesuiten hatte dieselbe Tendenz; indem man die Sittenregeln so lax als möglich faßte, indem man das Sündigen so leicht als möglich machte, indem man für Alles Entschuldigungen bei der Hand hatte, indem man Jedem, der sich unterwarf, die Hand bot, mußte man Leute genug bekommen, die sich leiten und brauchen ließen, weil sie im Voraus abgefangen waren. Diese Kunst, Menschen zu fangen, verstanden die Jesuiten vortrefflich, wie nie eine Gesellschaft oder ein Orden vor ihnen.

Zunächst suchten nun die Jesuiten zu ihrem Ziele zu gelangen wie andere Geistliche, auch durch Predigt und Beichte. Die Predigt wurde vor Allem dazu benutzt, zunächst einmal anzulocken, Menschen heranzuziehen, Aufsehen zu erregen und das Verlangen nach weiterer geistlicher Arznei hervorzurufen. Die Predigten wurden daher immer so eingerichtet, daß sie Effect machten. Die Effecthascherei

spielt die größte Rolle darin; Himmel und Hölle wurden mit allen möglichen Farben ausgemalt, besonders Maria und die Heiligen in den Himmel erhoben, kirchliche Ceremonien und gute Werke, Wallfahrten, Fasten, geistliche Uebungen, Beichthören, Rosenkranzbeten eindringlich empfohlen. Was die Seite der Moral betrifft, so scheuten sie sich nicht, die geheimsten Sünden offen aufzudecken und zu seciren, so daß besonders die Frauen sich der Schamröthe nicht entschlagen konnten. Im Uebrigen waren und sind die Predigten der Jesuiten, so aufregend sie besonders auf das ungebildete Volk wirkten, doch in hohem Grade geschmacklos. Man sagte auch, sie halten an verschiedenen Orten immer wieder dieselben Predigten. Durch diese Predigten suchen sie besonders bei ihren Missionen zu wirken, wo sie oft mehrere an einem Tag hielten, und zwar oft für die einzelnen Stände, Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen besonders. Unmittelbar mit der Predigt verbunden und weit wirksamer als diese war die Beichte. Die Beichte ist ein Gebot der katholischen Kirche. Wer nicht beichtet, verfällt ihren Strafen. Es will Etwas heißen, die Menschen, ganze Völker moralisch zu zwingen, ihre geheimsten Gedanken, Leidenschaften und Thaten zu eröffnen. Die Sünde ist das tiefste Geheimniß des Menschen. Wer den Schlüssel dazu in Händen hat, der hat eine unermeßliche Macht, die Menschen zu beherrschen. Die Beichte ist ein Mittel für die Herrschsucht der Hierarchen und Pfaffen, sie ist der Priester wegen eingesetzt und wird darum auch nie aufgegeben, weil sie am besten ihren Zwecken dient. Dieses Mittel wußten die Jesuiten am besten und klügsten, in der größten Ausdehnung zu gebrauchen. So kamen sie hinter die Geheimnisse der Familien und Staaten, denn gewöhnlich hängt ein Verbrechen daran. Selbst die Geheimnisse des Ehebetts wußten sie herauszubringen, und die Frauen wurden abhängiger vom Beichtvater, als vom Ehemann. Von

Kindesbeinen an, denn sogar die Kinder läßt man beichten, bis zum Grabe bekommen sie durch die Beichte die Menschen unter ihre Botmäßigkeit. Wenn man nun bedenkt, daß die vielen Priester und Jesuiten, denen gebeichtet wird, durch einen Willen und ein Interesse verbunden sind, so wird man sich ungefähr eine Vorstellung machen können, welchen weitgreifenden Einfluß sie auszuüben im Stande sind. Allen ist geboten, bei gemischter Ehe dem katholischen Ehetheil im Beichtstuhl keine Ruhe zu lassen, bis die katholische Erziehung aller Kinder durchgesetzt ist. Die volle Kenntniß der Sünde hat für die Priester oft noch größere Wichtigkeit, als die Macht, die Sünden vergeben oder die Absolution verweigern zu können. Man hat dieses Mittel, um zum Zweck zu kommen, vielfach angewendet. In Portugal wurde im Beichtstuhl für den Tyrannen Dom Miguel gekämpft. In Spanien wurde den Käufern von Kirchengütern, die das in gutem Glauben Gekaufte nicht wieder herausgeben wollten, die Absolution verweigert. Im Streit um die Hermesianische Philosophie erließ der Erzbischof von Cöln geheimen Befehl an die Beichtväter in Bonn; alsbald standen die Hörsäle aller mißliebigen katholischen Professoren leer. Den ehrlichen Tyrolern wurde vor Kurzem mit dem Behalten ihrer Sünden gedroht, wofern sie sich nicht gegen das Gesetz auflehnen würden, das den Protestanten endlich Gerechtigkeit angedeihen lassen sollte. Noch im Jahr 1860 erging ein Befehl des Cardinal-Diacon an die Gastwirthe und Wohnungsvermiether in Rom, wenn Jemand in ihrem Hause erkranke, darüber zu wachen, daß er bis zum dritten Tage seiner Krankheit beichte bei einer hohen Geldstrafe, von der ein Theil wohlthätigen Anstalten, der andere dem Angeber anheimfallen sollte. Aber nicht blos Kranke, auch politisch Verdächtige hatten in den letzten Jahren jeden Augenblick, so oft man's verlangte, zu beichten und dieses durch ein vom approbirten Beichtvater ausgestelltes Zeugniß der Polizei zu bescheinigen.

Je bedeutender und einflußreicher nun die Personen waren, denen man die Beichte abnahm, desto wichtiger mußte dieselbe für einen Orden, wie der Jesuitenorden, werden, dem Alles daran gelegen war, zur Macht zu gelangen; darum suchten die Jesuiten vor Allem Beichtväter der Fürsten zu werden. Darum war das Amt eines Beichtvaters eine der wichtigsten Missionen, die einem Jesuiten übertragen werden konnte. Bei der Wahl der Person und bei der Ausübung dieses wichtigen Amtes muß so verfahren werden, daß dadurch der Fürst unterstützt, das Volk erbaut wird und die Gesellschaft keinen Schaden leidet. Der Beichtiger hat sich in Acht zu nehmen, daß nicht die Meinung entsteht, als ob er viel vermöge und den Fürsten leite. Er hat sich demgemäß zu hüten, mündliche oder schriftliche Aufträge der Fürsten an die Minister in Geschäften zu übernehmen. Sollte es sich um fromme Angelegenheiten handeln, die nach dem Urtheil des Ordens-Oberen nothwendig wären, so hat er zu sorgen, daß der Fürst selbst darüber an die Minister schreibe und seine Befehle erlasse. Ebenso wenig soll er sich gebrauchen lassen, im Namen des Fürsten die Höflinge und Minister zu tadeln, vielmehr soll er das Verlangen des Fürsten ablehnen, das heißt also, er soll womöglich nicht selbst hervortreten, sondern den Fürsten vorschieben und handeln lassen. Den Fürsten hat er nicht blos auf Dinge, die er von ihm in der Beichte erfährt, sondern auch auf andere Dinge und Menschen aufmerksam zu machen, um Bedrückungen und Aergernisse zu verhindern, die oft in dem Verfahren und in den Grundsätzen der Minister ihren Grund haben. In allen Dingen, die der Beichtvater mit dem Fürsten verhandelt, soll er mit seinen Oberen conferiren, sie in allen zweifelhaften Fällen zu Rath ziehen, weil nur die Leitung des Geistes des Herrn und nicht menschliche Weisheit oder eigene Einsicht wahrhaft erleuchtet. Vor Allem muß es die unablässige Vorsorge des Beichtvaters sein, das Wohlwollen

des Fürsten gegen den Orden und die Kirche rege zu erhalten. Zu diesem Zwecke ist es nothwendig, durch allerlei Mittel und Wege die Gewogenheit und Gunst der Fürsten und anderer hoher Personen, und vor Allem geneigtes Gehör bei ihnen zu erlangen, damit es Niemand wage, gegen den Orden sich aufzulehnen, vielmehr Jeder sich gezwungen sehe, ihm zuzufallen und anzuhangen. Man muß darum durch Geschenke und Gefälligkeiten, was sich im Beichtstuhl leicht machen läßt, besonders die Lieblinge der Fürsten und ihre höchsten Diener zu gewinnen suchen, damit man immer in Gunst und über die Gesinnungen und Meinungen der Fürsten, auf dem Laufenden bleibe. Vor Allem werden die Beichtiger die Fürstinnen und Prinzessinnen zu gewinnen wissen, für die sie dann schon zum Voraus für günstige und passende Heirathen sorgen sollen. Besonders also mit den höchsten Damen haben die Beichtväter sich zu stellen und gute Freundschaft zu halten. Ferner haben es die Patres an den Höfen dahin zu bringen, daß sie von ihren Fürsten in wichtigen diplomatischen Angelegenheiten benützt, daß ihnen ansehnliche Negociationen und Gesandtschaften bei andern Fürsten und Königen, besonders bei dem heiligen Vater, übertragen werden. Dadurch bekommen sie Gelegenheit, sich selbst und dem Orden Vortheile zu erringen und sich beliebt zu machen. Auch sollen die Beichtväter im Fall von Zwistigkeiten, Mißverständnissen ꝛc. sich angelegen sein lassen, ihre Stimme zu erheben, damit sie von der Vermittlung Vortheil ziehen und, in's Vertrauen gezogen, die Geheimnisse erfahren und Einfluß erlangen. Was das Gewissen des Fürsten betrifft, so hat der Beichtvater dasselbe mit aller Rücksicht zu behandeln, den Fürsten mit aller Liebe und Sanftmuth entgegenzukommen, weder in der Predigt, noch in der Beichte, noch im Umgang Anstoß zu geben, ihnen alle Art von Furcht zu benehmen, auch sie vor Allem zum Glauben, zur Devotion gegen die Kirche und zu einem klugen Verhalten zu ermahnen und anzuhalten.

Zu diesem Ende haben sich die Beichtväter der Grundsätze derjenigen Autoren zu bedienen, welche, von der strengeren Ansicht abweichend, dem Gewissen mehr Freiheit gestatten. Unter solchen Umständen und wenn diese Regeln recht befolgt werden, werden dann die großen Thronherren den geistlichen Beistand des Ordens suchen und die Jesuiten werden ihnen unentbehrlich werden. Darum ist es auch nöthig, den gewünschten Beichtvater einem Fürsten nicht sogleich ohne Weiteres, ohne Bedingung zu geben. Die hohen Herren müssen erst nach dem geistlichen Segen des Ordens begierig werden, damit man sie nachher um so fester halten und gängeln kann.

Es ist den Jesuiten auch in der That gelungen, sich an den Höfen einzuschleichen. Besonders auffallend sind die Resultate, die sie am österreichischen und französischen Hof erhielten, wo sie viele Jahre hindurch die Herzen der Könige und Kaiser in Händen hatten und leiteten wie Wasserbäche. Man darf nur an die Namen der Cotton, La Chaise, Le Tellier, Lamormain (Lämmerman) erinnern, dann weiß man, was diese Persönlichkeiten zu bedeuten hatten, wie sie durch die Monarchen, die sie leiteten, das Schicksal von Ländern und Völkern, das Glück von Tausenden von Familien und Individuen in der Hand hatten. Ja selbst an protestantischen Höfen wußten sie sich einzunisten und die Herzen von Fürsten und Fürstinnen zu erobern und gefangen zu nehmen. Die vielen Bekehrungen an den Höfen sind der deutlichste Beweis davon.

Die Jesuiten haben besondere Vollmachten und Vorzüge in Sachen der Beichte. Sie dürfen überall, an allen Orten und zu allen Zeiten Beichte hören, jeder Gläubige kann ihnen solche ablegen, ohne vorher die Erlaubniß seines Pfarrers nachzusuchen. Die Absolutionsgewalt des Ordens, seine Macht, von Sünden freizusprechen, ist geradezu unbeschränkt. Die Jesuiten können in allen Fällen, die sich sonst der Papst

allein vorbehalten hat, mit Ausnahme der in der Nachtmahlsbulle erwähnten, und in den Ländern der Ungläubigen und Ketzer selbst in diesen Fällen, absolviren. Wer die Exercitien mitmacht, wird in der Absolution besonders begünstigt, außerdem sind durch Beichte und Communion das ganze Jahr hindurch Indulgenzen, Sündennachlässe zu erlangen. Der Zulauf zu den jesuitischen Beichtvätern war daher bis auf unsere Zeit außerordentlich, zumal in den Predigten die Beichte als vorzüglichstes Heil fortwährend angepriesen wurde. Der Katholicismus zeigte sich hier vollends im jesuitischen Gewande als die angenehmste Religion. Man spricht einfach von der Sünde frei, ohne daß man die Reue sieht, man wäscht mit dem Schwamm der Absolution die Unreinigkeit von dem Sünder ab, dann kann er gehen, um seinen alten Wandel von Neuem anzufangen, wieder sich abwaschen zu lassen und so fort bis zur letzten Absolution auf dem Todbette. Die Jesuiten wußten nun auch ihr so ersprießliches und angenehmes Geschäft gehörig anzupreisen, sie rühmten die „herrliche, alle Hoffnung und Erwartung der Menschen weit übertreffende Einrichtung", wonach Gott einen Menschen (einen Jesuiten) an seine Stelle gesetzt habe, der nicht blos alle Verbrechen erlasse und die Sünder wieder in ihre ursprüngliche Würde und alte Freundschaft mit ihm einsetze, sondern auch durch ein einziges Wort aus den Schuldigen Günstlinge Gottes, aus Feinden Freunde und aus Verdammten Erben des Himmels mache. Sehr viele Menschen beflecken sich durch Sünden kaum so schnell, als sie dieselben wieder tilgen. Das bloße Versprechen der Besserung ist immer hinreichend; erfolgt dieses, so darf der Beichtiger die Absolution weder verweigern, noch verzögern, selbst wenn er überzeugt wäre, daß gar keine Besserung zu hoffen sei. Wenn ein Beichtkind eine Sünde nicht speciell bekennen will, so legt es eine Generalbeichte ab und vermengt diese mit anderen Sünden, deren man sich in dieser

en gros anklagt. Um die Vergebung der Sünden durch Absolution zu erlangen, ist eine wahre Reue durchaus nicht nothwendig, die bloße Furcht vor den Folgen der Sünde reicht hin, also etwa die Furcht vor den Höllenstrafen oder gar bloßes Bedauern, daß die Sünde großen Schaden verursacht, z. B. die Gesundheit geraubt, oder Geld gekostet hat. Die Jesuiten hielten anfangs noch wahre Reue mit der Kirche für nothwendig, später kamen sie darauf, blos an Festtagen sei dies nöthig, endlich brachten sie heraus, nur in der Todesstunde bedürfe man der wahren Reue. Ja ein Jesuit behauptete sogar, die Reue sei ein Hinderniß. Man kann also fortsündigen und sich absolviren lassen, ohne Liebe Gottes. Auch von der Liebe Gottes behaupteten die Jesuiten, sie sei nur zu gewissen Zeiten erforderlich, bei der Taufe, oder nur alle fünf Jahre oder an gewissen Festtagen.

Daß eine solche Beichte zu den größten Mißbräuchen verwendet worden, daß sie den größten Verbrechen dienen konnte und den Weg zur wahren Besserung nur immer weiter und leichter machen mußte, ist leicht zu erkennen. Der Beichtstuhl selbst wurde zum Ort des Verbrechens und der Schande, das Beichtgeheimniß wurde vielfach gebrochen und zu äußeren Zwecken im Sinn der Kirche, beziehungsweise des Ordens, benutzt. In eine eigenthümliche Verlegenheit kamen die Jesuiten mit den Beichttöchtern, wie sie sich überhaupt wendeten und drehten, um sich gegenüber dem weiblichen Geschlechte schlau und vortheilhaft zu verhalten, das sie für ihre Zwecke so wohl gebrauchen konnten. Es scheint, daß die Jesuiten von dem schönen Geschlecht sehr angezogen wurden, sonst wären die Oberen nicht in diese große Noth um ihre Leute gerathen. Es wurden daher unterschiedliche Regeln aufgestellt; wie weit sie gehalten wurden, läßt sich aus ihrer häufigen Wiederholung schließen. Ein Besuch bei Frauenzimmern ist erlaubt, zunächst nur im Fall der Nothwendigkeit oder bei einer Hoffnung großer Frucht. Der

Fall der Nothwendigkeit wäre z. B. Krankheit, Todesfall, Trauer, irgend ein frommes Geschäft. Wird ein Jesuit zu einem Frauenzimmer geschickt, so soll sein Gefährte, ohne welchen ein Jesuit ohnedies nie ausgehen darf, an einem solchen Orte sich befinden, wo er den Priester und das Frauenzimmer während ihres Gesprächs sehen, jedoch dieses nicht verstehen kann, um des Geheimnisses willen, jedenfalls soll der Priester dafür sorgen, daß die Thür nicht verschlossen werde und der Ort der Unterredung nicht dunkel sei. Eine Person eines Besuchs würdig zu machen, ist es nothwendig, daß sie von Adel und erstem Rang sei; aber andächtigen Weibern braucht man diesen Dienst nicht zu erweisen, da sie sich in den Jesuitenkirchen hinreichend belehren lassen können. Ferner muß ein Frauenzimmer sich um die Patres verdient gemacht haben, der Besuch muß den Verwandten oder dem Ehemann nicht unangenehm sein. Der Jesuit soll bei einem Frauenzimmer nicht zu lang verweilen, mit armen Weibern soll er sich nicht in zu große Vertraulichkeit einlassen. Die Beichtstühle sollen so gestellt werden, daß ein Beichtvater den andern beobachten kann; man soll von Zeit zu Zeit visitiren, ob die Beichtstühle noch an ihren Plätzen stehen, die Gitter unbeschädigt und klein genug sind. Was den Begleiter betrifft, so kann man ihn auch weglassen, wenn die Geschäfte erfordern, daß die beichtende Person geheim bleibe oder wenn die Höflichkeit durchaus nicht gestattet, einen Gefährten mitzunehmen. Ohne Erlaubniß soll kein Beichtvater Almosen von den Beichtenden nehmen. Das bezieht sich jedoch nur auf kleine Gaben; sollten sehr hohe und mächtige Personen dem Beichtvater Geschenke anbieten, so soll er sie annehmen und dem Ordensoberen einhändigen, „damit wir nicht, während wir Andern durch unsere Dienste zu nützen wünschen, unserer Armuth Schaden zufügen.“ Ein Beichtvater soll auch nicht versäumen, bei Gelegenheit die Beichtkinder nach ihren Lebensverhältnissen und dabei vor

Allem nach ihrem Vermögen zu fragen. Reiche Leute muß man versuchen, mit allen Mitteln für den Orden zu gewinnen; man soll ihnen daher häufige Beichte empfehlen, damit sie ihr Gewissen von den Versuchungen und Sorgen des Mammon reinigen. Namentlich muß man zu diesem Zweck Frauenzimmer, reiche Wittwen 2c. heranziehen. Schon bei der Aussendung der Patres muß darauf gesehen werden, daß sie an Orte und zu Leuten kommen, die wohlhabend und reich sind. Den Rectoren ist, damit Alles in Ordnung und mit der nöthigen Klugheit und Behutsamkeit zugehe, zu jeder Zeit von dem Arbeitsfeld und der zu erwartenden Ernte Nachricht zu geben und Rechenschaft abzulegen. Um die Leute zu überzeugen, daß der Orden arm sei, sollen die Superioren von reichen Leuten, die der Gesellschaft hold sind, Gelder borgen gegen Quittung und Handschrift; solche Leute soll man dann oft besuchen, besonders bei gefährlichen Krankheiten, dann soll man sie bearbeiten, daß sie die Handschrift wieder herausgeben, unter solchen Umständen werde dergleichen nicht sehr beachtet, vielmehr leicht genommen werden. Hiemit hängt nun die bekannte Erbschleicherei der Jesuiten zusammen, auf die sie sich zu allen Zeiten bis auf diesen Tag vortrefflich verstanden. Erst in neuester Zeit sind wieder Fälle vorgekommen, die das allgemeinste Aufsehen erregt haben. Schon frühzeitig suchten sie die Kinder reicher Leute an sich zu ziehen und zum Eintritt in den Orden veranlassen. Der Pater, dem man dieses wichtige Geschäft anvertraute, mußte sich mit ihnen einschließen, um mit ihnen ein scharfes Examen über das Vermögen ihrer Eltern anzustellen, wie alt ihre Eltern, welches ihre Verwandten, wo ihr Grundbesitz gelegen sei, ob noch eine Vergrößerung ihres Besitzes zu erwarten sei. Ferner ob sie noch Brüder und Schwestern hätten. Alle diese Antworten wurden dann in einem besonderen Register verzeichnet.

In Steiermark hatte das Geschlecht der Purgstall in

der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das Unglück, daß eines seiner Glieder in den Orden trat. Die Jesuiten suchten um jeden Preis, mit allen Mitteln, zu seinem Erbe zu gelangen. Die Herren von Purgstall wurden aufs äusserste von ihnen bedrängt und mußten ihre Veste Rieggersburg gegen nächtliche Ueberrumpelung und aushungernde Blokade der Jesuiten in Vertheidigungsstand setzen, und am Ende nach langem Rechtsstreit die Jesuiten noch mit einer bedeutenden Geldsumme abfinden. In Reichartshofen im Herzogthum Neuburg wurde ein Knabe, ein Kind reicher Eltern, nur darum enthauptet, damit die Jesuiten seine Güter erben konnten. Im Jahr 1610 starb der protestantische Freiherr Joachim von Buren. Sein im Paderborn'schen sehr begütertes Geschlecht war daran, auszusterben, denn es beruhte nur noch auf den zwei Augen seines sechsjährigen Söhnleins Moritz von Buren. Die Mutter des Kindes kam oft mit vornehmen Damen im Paderborn'schen zusammen und wurde durch diese mit den Jesuiten bekannt, die alsbald den Plan hatten, sie zum Katholicismus herüberzuziehen. Die Freundinnen Elisabeths leisteten diesem Plan allen nur möglichen Beistand. Bei einem so frommen Werk mußte man mithelfen. Der Jesuit Friedrich Stocrich, ein gewandter Viceprovicar und guter Gesellschafter, wußte die Dame im Laufe von drei Jahren für die alleinseligmachende Kirche zu gewinnen, obwohl sie lange gekämpft und widerstanden hatte. Im Jahr 1613 trat sie über und wurde eine sehr eifrige Katholikin. Der Sohn kam nun ebenfalls in die Hände der Jesuiten und zwar zunächst in ein Gymnasium in Paderborn und dann nach Köln. Man suchte den Knaben auf jede Weise von der Welt abzuschneiden, ihm eine mystisch-schwärmerische Richtung zu geben. Auf einer Reise, die die Jesuiten sehr ungern sahen, mußte ihn ein dem Orden sehr ergebener Mann, Balthasar Bönnighausen, als Reisegefährte begleiten oder vielmehr bewachen. Zu Rom wußte man ihn

so weit zu bringen, daß er den Beitritt in den Orden begehrte. Aber der schlaue General Mutius Vitelleschi rieth ihm davon ab; er solle warten, bis er volljährig und die Mutter todt sei, indessen möge er sich auf den Eintritt in die heilige Gesellschaft im Stillen vorbereiten. Der feine Jesuit wußte wohl, daß der Minderjährige bei Lebzeiten der Mutter nicht über seine bedeutenden Güter verfügen konnte, und fühlte wohl, daß ein Bruch mit der Familie unvermeidlich war, wenn der junge Mann in den Orden trat. Erst im Jahr 1632 starb Frau Elisabeth. Sie hatte den Sohn zu keiner Heirath bewegen können, dagegen hatte er ihrem Wunsche nachgegeben und ein kaiserliches Staatsamt übernommen. Ferdinand II. ernannte ihn (Okt. 1629) zum Präsidenten des Reichskammergerichts. Die Jesuiten hatten ihm nämlich eine falsche Stammtafel verschafft, nach welcher sein Geschlecht zum hohen Adel Deutschlands gehören sollte. Denn die Stelle eines Reichskammergerichts-Präsidenten wurde immer nur Männern vom höchsten Adel übertragen. Mit dem Eintritt in den Orden ging es nun weniger schnell. Erst im Jahr 1640 that er einen weiteren Schritt. Damals feierte die Gesellschaft Jesu ihr Jubiläum. Dieser Vorgang begeisterte ihn so sehr, daß er sich ein Testament ablocken ließ, kraft dessen er sein ganzes Vermögen dem Orden vermacht mit der Bedingung, daß in Buren ein Collegium errichtet werden solle. Zu Vollstreckern des Testaments ernannte er den Kaiser und die Bischöfe von Münster und Paderborn. Vier Jahre später legte er sein Amt nieder und trat als Novize in das Jesuitencollegium zu Trier. Man suchte ihn zwar von Seiten seiner Familie wieder aus den Banden des Ordens loszumachen und einen Widerruf des Testaments zu erwirken, aber umsonst. Gleichwohl gelangten die Jesuiten noch lange nicht zu ihrer Erbschaft; es folgte noch eine Reihe von Händeln und Processen. Die Bischöfe von Paderborn schritten zum Theil mit bewaffneter Hand

gegen die frommen Väter ein; auch der Churfürst Friedrich III. hielt die Herrschaft (1693) fünf Jahre lang besetzt. Endlich drangen sie doch durch. Der drohende Bannstrahl von Rom aus und das Fürwort des Kaisers half damals noch vielfach.

In neuester Zeit hat in Belgien ein Proceß das größte Aufsehen erregt. Benoit Francois de Buk war 1817 in einer geachteten Familie zu Antwerpen geboren. Er verlor beide Eltern schon in seinem 10. Jahre und wurde in das Haus seines Oheims Wilhelm von Boey aufgenommen. Der Letztere, ein kindischer Wittwer von großem Reichthum — sein Vermögen wurde schon damals auf mehrere Millionen geschätzt — hegte für alle Glieder seiner Familie einen gewissen Grad wohlwollender Anhänglichkeit; aber höher als die Liebe zu seinen Verwandten stand ihm die Sorge für sein Seelenheil, welches die ehrwürdigen Patres der Gesellschaft Jesu bald unter ihre Procuration nahmen. Insbesondere war es der Pater Josephus Lhoire, welcher die Schwachheiten des reichen Gönners von Grund aus studirte und mit scharfem Wink erkannte, daß hier ein Sieg zur Ehre Gottes und zur Vermehrung der weltlichen Güter seiner unwürdigen Diener von der Gesellschaft Jesu errungen werden könne.

Der junge Francois wurde nun der Erziehung des Paters Lhoire überlassen. Dem Knaben lachte die Welt mit allen ihren Hoffnungen entgegen; er wußte damals noch nicht, daß unter dem schwarzen Kleid seines Lehrers und dessen glatter Miene sich die teuflischsten Pläne gegen sein Lebensglück bargen. Dieser Knabe, sagte sich Pater Lhoire, ist das erste und größte Hinderniß, daß die Millionen des alten Schwachkopfs van Boey in die Kasse meiner Congregation wandern, daß wir nicht einen Palast für unser Collegium besitzen etc. Also mußte der Knabe unschädlich gemacht werden.

Das System Pater Lhoire's war auf das lebhafte Temperament des Knaben, das ihm jeden äußeren Zwang

unerträglich machen mußte, sowie auf seine noch zu weckende Genußsucht berechnet. Der alte van Boey ließ sich leicht überreden, daß ein gewisser Grad von Abgeschlossenheit für die Studien seines Neffen sowohl, als für dessen sittliche Entwickelung von großem Vortheil sein werde, während Pater Lhoire es unternahm, dem auf diese Weise der natürlichen Freuden der Kindheit beraubten Knaben die Ahnung von Genüssen beizubringen, die seine Phantasie mit glühenden Bildern erfüllen und ihm den gegenwärtigen Zustand der Abgeschlossenheit und des Zwanges allmählich unerträglich machen mußte. Bis zu seinem vierzehnten Jahre hatte Francois keinen Umgang mit anderen Knaben seines Alters; dafür aber war seine Phantasie bereits so vollständig verdorben, daß Pater Lhoire nur noch sehr geringe Mühe aufzuwenden hatte, um den Jüngling in die Bahn seines späteren unglücklichen Lebens zu drängen. Einzelne jugendliche Ausschreitungen, zu denen der scheinheilige Erzieher meist selbst die Veranlassung gab, wurden in den Augen des bereits altersschwachen Oheims zu förmlichen Verbrechen vergrößert, und von jetzt an begann für Francois ein System der Strenge, gegen das alle Fibern seiner lebhaften Natur sich empörten. Heftige Auftritte zwischen ihm und seinem Oheim, in welchen Pater Lhoire scheinbar den Vermittler abgab, legten den ersten Grund zu einer allmählich immer weiter sich ausdehnenden Entfremdung; — der Oheim sah in seinem Neffen nicht mehr den geliebten Verwandten, der ihm den Abend seines Lebens erheitern sollte, vielmehr einen undankbaren Taugenichts, an dem alle Wohlthaten, die er ihm erwiesen und in noch reicherem Maße zugedacht hatte, verloren seien. Francois andererseits floh die Gesellschaft seines mürrischen, grämlichen Oheims, und zwischen Beiden stand der glatte, fromme Pater Lhoire, dessen anfängliche Versöhnungsversuche unmerkbar einem System der Aufhetzung und Verdächtigung Platz machten.

So standen die Dinge im Hause des alten van Boey, als Francois, jetzt 15 Jahre alt, eines Tages seinem Stübchen, in welchem er seit längerer Zeit die heftigste Sehnsucht nach einer Aenderung seiner Lage leeren Wänden und seinem Notizbuch anvertraut hatte, den Rücken kehrte, um draußen in Gottes freier Natur sein krankhaft aufgeregtes Gemüth zu erfrischen. In solcher Stimmung mußte ihm die Gesellschaft mehrerer Knaben, die der Zufall ihm in den Weg führte, mehr als eine gewöhnliche Erholung bieten; sie war für ihn die Errettung von langer Seelenpein; und mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner Natur gab der von allen geselligen Freuden bisher abgeschlossen gewesene Knabe sich dem Genusse des Augenblicks hin. Aber dieser Augenblick sollte verhängnißvoll für sein ganzes späteres Leben werden. Die junge Gesellschaft nahm ihren Weg nach einer vor der Stadt gelegenen Kapelle, in welcher zur Zeit ihrer Ankunft weder ein Küster noch irgend eine andächtige Seele anwesend war; den Knaben stand Alles, die Sacristei, die Orgel und vor Allem die hinter dem Altar aufgestellten Heiligenbilder zur ungestörten Belustigung offen. Unter diesen Heiligenbildern befand sich eine Madonna mit silberner Himmelskrone, die in dem Knaben ungefähr die Empfindungen weckte, welche Napoleon einst vor den 12 silbernen Aposteln in dem Dome von Würzburg hatte. Die Krone wurde als gute Prise von dem Haupte der Madonna genommen; Francois selbst nahm zwar keinen Theil an dem Diebstahle, wagte es indessen nicht, seinen neu gewonnenen Freunden entgegenzutreten und leistete das Versprechen des unverbrüchlichsten Schweigens. Die That wurde bald, ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln der jugendlichen Uebelthäter, ruchbar und die eigentlichen Diebe ermangelten nicht, den Verdacht der Hauptschuld auf Francois de Buck zu lenken.

Bei dem alten van Boey erregte die Nachricht von diesem Vorfalle die heftigste Bestürzung; Pater Lhoire ver-

fehlte nicht, diese so viel wie möglich zu steigern und dem Oheim die Ueberzeugung beizubringen, daß nur eine exemplarische Bestrafung des jugendlichen Diebes diesen vor der Bahn eines verbrecherischen Lebens bewahren könne. Ungeachtet der Betheuerungen des Knaben, daß er an dem Diebstahl selbst keinen Theil genommen, ungeachtet seiner flehentlichen Bitten, ihn nicht der Schande preiszugeben, sorgte Pater Lhoire selbst dafür, daß der Vorfall den Gerichten zur Aburtheilung übergeben wurde und der fünfzehnjährige Francois de Buck wurde zu einjähriger Kerkerstrafe verurtheilt. — Der erste Schritt, ihn zum Galeerensträfling heranzubilden, war geschehen.

Keine Loupe des Psychologen wäre im Stande, uns die Seelenqualen vollständig zu zeigen, mit denen der fünfzehnjährige Francois den Leichtsinn eines Augenblicks — und war es erwiesen, daß er selbst in diesem Leichtsinn ein Verbrechen begangen hatte? — durch einjährige Kerkerhaft abbüßte. Scham und Verzweiflung bemächtigten sich seines jungen Gemüthes, langsam, wie jedem Unglücklichen, flossen ihm die Stunden, Tage und Monate hin, und als der Augenblick kam, an dem er mit zitternden Lippen wieder als ein freier Mensch in die freie Natur trat, war sein Lebensglück für immer vergiftet. Hätte eine liebende Hand ihn jetzt wieder zu natürlichem Entwickelungsgange zurückzuführen gesucht, hätte man ihn gelehrt, in seinen nächsten Angehörigen Freunde statt Verfolger zu sehen, vielleicht wäre es möglich gewesen, das bildsame Gemüth des Jünglings sanfteren Regungen wieder zugänglich zu machen. Aber an den Thüren des Gefängnisses harrte Pater Josephus Lhoire seines Opfers; es war der Jesuit, welcher den Knaben in das Haus seines Oheims zurückführte. Das Wiedersehen zwischen Beiden war kalt und peinlich, den Oheim hielten die Ermahnungen des Paters, seinem Neffen nicht eine unzeitige Liebe zu zeigen, den Knaben dagegen Scham und

das Gefühl der erlittenen Härte zurück, sich gegenseitig ihr Herz zu öffnen. Wieder brachte Francois Tage und Wochen einsam auf seinem Zimmer zu, von keinem Menschen aufgesucht, von Selbstvorwürfen und Verzweiflung an seiner Zukunft gequält und in den Stunden, wo seine wieder aufgenommenen Studien ihn hätten zerstreuen können, von der Gegenwart dessen gequält, den er bereits zu hassen und zu fürchten anfing — des Paters Josephus Lhoire.

Die düstere Stimmung des jungen Menschen erreichte allmählig einen Grad, der seinem Oheim ernstliche Besorgnisse einflößte; allein statt den einzig möglichen Weg einzuschlagen, der Francois vom Untergange hätte retten können, ließ der alte van Boey nach dem Rathe seines geistlichen Freundes den Knaben in eine Irrenheilanstalt bringen! Das Entsetzen des jungen Menschen, als ihm dieser Entschluß seines Oheims und seines Erziehers mitgetheilt wurde, ist in einem Briefe, den er lange Jahre nach diesen Vorgängen an seine Verlobte schrieb, ergreifend geschildert; wir heben hier nur hervor, daß er in seiner Verzweiflung in das Zimmer seines Oheims stürzte und diesen mit Drohungen überschüttete — Drohungen, die nachmals von dem Alles beobachtenden Pater Lhoire als ein auf den alten van Boey gerichteter Mordversuch dargestellt wurden.

Aus dem Irrenhospitale zu Froidmont nach sechsmonatlichem Aufenthalte als völlig gesund entlassen, weigerte Francois sich entschieden, in das Haus seines Oheims zurückzukehren, und auch dieser hatte keine Neigung, „den verzweifelten jungen Menschen" wieder in seiner Nähe zu sehen. Er wurde mit dem nächsten Schiffe nach der Havannah gesandt, um in dem Hause eines alten Geschäftsfreundes van Boey's als Handlungslehrling einzutreten. Ueber diese Periode seines Lebens geben die Verhandlungen des Prozesses nur eine sehr dürftige Auskunft; es scheint, daß der Prinzipal an dem düsteren und excentrischen jungen Menschen keinen

Gefallen fand und ihn nach kurzer Zeit wieder nach Europa zurücksandte. Abermals wurde er in ein Handlungshaus, diesmal zu Braine le Comte im Hennegau, gesandt, wo er ein junges Mädchen, Katharina Manfroid, kennen lernte, die ihm die heftigste Liebe einflößte. Das Mädchen erwiderte dieselbe und Beide träumten sich bereits in ihr künftiges Glück hinein, als eine folgenschwere Verirrung zum zweiten Male — diesmal mit vollem Grunde — den jungen Francois den Gerichten überlieferte. Er hatte 20 Francs zu augenblicklichen Bedürfnissen heimlich aus der Kasse seines Prinzipals genommen; allerdings in der vorgegebenen Absicht, das Entwendete bei der ersten Gelegenheit wieder zu ersetzen. Aber das Gericht sah hierin keinen mildernden Umstand, Francois wurde als gewöhnlicher Dieb im Rückfalle zu zweijährigem Gefängniß und Stellung unter polizeiliche Aufsicht verurtheilt.

Von jetzt an bildet sein Leben einen Abhang, auf dem er immer tiefer hinabgleiten sollte. Aus dem Gefängnisse von Tournai „auf Wohlverhalten" entlassen, begab er sich, ohne das Haus seines Oheims aufgesucht zu haben, nach Frankreich, nahm hier unter falschem Namen Dienste in der Fremdenlegion, und wurde wegen Straßenraubes (der jedoch, wie aus den Prozeßverhandlungen hervorging, niemals vollständig erwiesen wurde), zu dreijähriger Galeerenstrafe im Hafen von Toulon verurtheilt.

Pater Lhoire hatte seinen Zögling nicht aus den Augen verloren. In Toulon erhielt derselbe, nachdem er sich längst von seinem Onkel und dem Jesuitenpater vergessen glaubte, von unbekannter Hand (wie sich später herausstellte, war es ein Agent der Jesuiten) unerwartet die Summe von dreißig Francs zugestellt, mit der Versicherung, daß sein Oheim sich seiner annehmen werde, wenn er nach beendigter Strafzeit nicht alsbald nach Belgien zurückkehren, sondern im Auslande den Anfang zu einem

besseren Leben machen werde. Es muß schon hier bemerkt werden, daß der alte van Boey zu dieser Zeit von dem Aufenthalte seines Neffen nicht das Geringste wußte, und Pater Lhoire aus naheliegenden Gründen es für gut fand, den jungen Menschen als verschollen gelten zu lassen.

Inmittelst wurde van Boey veranlaßt, in Begleitung seines Freundes Lhoire und zwei anderer Jesuiten eine Reise nach Rom zu unternehmen, die ihn, wie aus seinen nachgelassenen Papieren hervorgeht, an Geschenken für den Papst und ähnlichen kleinen Ausgaben die Summe von 200,000 Francs kostete. In Rom wurde auch am 20. Juli 1850 ein Testament errichtet, welches mit Ausnahme einiger kleinen Legate an die Verwandten van Boey's, worunter Francois de Buck im Fall seines Wiederauftauchens mit 200 Francs jährlicher Rente bedacht war, das Jesuitencolleg zu Antwerpen zum Universalerben seines in etwa 6 Millionen Francs bestehenden Vermögens einsetzte.

Francois de Buck erhielt von dem nämlichen Agenten, der ihm die ersten 30 Francs überbracht hatte, Anfangs in kurzen Zwischenräumen, dann aber zögernd, und erst nach dringenden Bitten weitere Geldbeiträge zugestellt, mit Hilfe deren er sich seine unglückliche Lage einigermaßen erleichtern konnte. Etwa 6 Monate vor Beendigung seiner Strafzeit wurde er durch einen Brief des Pater Lhoire überrascht, in welchem ihn dieser in salbungsvollen Worten aufforderte, ein vollständiges schriftliches Bekenntniß seiner bisherigen Uebelthaten, ohne Verschweigung der geringsten Einzelnheiten und ohne dieselben etwa zu beschönigen, dem würdigen Manne, der ihm seither in seinem Unglücke beigestanden, zu übergeben; in welchem Falle dieser ihm die Summe von 400 Francs zustellen werde, um ihn in den Stand zu setzen, im Auslande einen ehrlichen Erwerbszweig zu ergreifen. De Buck ließ sich bereit finden, das verlangte Bekenntniß unter Anleitung jenes „würdigen Mannes" aufzusetzen; er klagte

sich darin rückhaltslos nicht nur der wirklich von ihm verschuldeten Vergehungen, sondern auch mancher Dinge, die er später entschieden in Abrede stellte, an. Die versprochenen 400 Francs wurden ihm hierauf zugestellt, er übergab sie dem Almonsenier des Bagno zur Aufbewahrung, um sie nie wieder zu erhalten. Ein Fluchtversuch von den Galeeren, zu dem er sich bald nach diesen Vorgängen hinreißen ließ, schlug fehl und trug ihm eine Verlängerung seiner Strafzeit um drei Jahre ein. Nach Beendigung der Strafzeit wandte sich de Buck nach Deutschland, wo er das Tischlerhandwerk erlernte und nach dem Zeugniß seiner Arbeitgeber sich mehrere Jahre lang eines musterhaften Lebenswandels befleißigte.

In dieser von seiner unglücklichen Vergangenheit so verschiedenen Lage überkam ihn die Sehnsucht nach seiner Heimath; zugleich tauchte das Bild seiner Jugendgeliebten, Katharina Manfroid, wieder in ihm auf, mit der er sich, im Falle sie noch keinem anderen Manne angehören sollte, zu verheirathen gedachte. Am 20. October 1851 kehrte der jetzt 35jährige de Buck nach Belgien zurück, fand seine Geliebte noch unverheirathet und bereit, ihm anzugehören; zugleich erfuhr er den zwei Jahre früher erfolgten Tod seines Oheims, dessen ganzes ungeheures Vermögen in die Hände der Jesuiten übergegangen war.

De Buck ließ nach seiner Zurückkunft in seine Heimath es an Versuchen nicht fehlen, wenigstens einen Theil seines von den Jesuiten erschlichenen Erbes zu erhalten; er wandte sich zu dem Zwecke namentlich an den Pater Lhoire, der ihm denn auch kärgliche Unterstützungen, die nicht einmal die im Testament ausgesetzte Summe erreichten, von Zeit zu Zeit zukommen ließ. Am 20. Oktober 1852 soll er, wie der Anklageact sagt, „stürmischer als je den Pater Lhoire mit Geldforderungen bedrängt und diesen für den Fall der Weigerung mit dem Tode bedroht haben.“ Obwohl, wie es

im Anklageact ausdrücklich heißt, kein Versuch zur Ausführung dieser Drohung gemacht wurde, fanden doch die Gerichte, da es erwiesen war, daß de Buck einen Dolch und verschiedene Werkzeuge, wie eine Säge, eine Feile, einen englischen Bohrer 2c. bei sich trug, ihn auf die Klage des Paters Lhoire (wobei dieser das in Toulon von de Buck erschlichene Bekenntniß dem Gerichte mittheilte) des Vagabundirens mit Waffen und verbotenen Instrumenten schuldig, und verurtheilten de Buck zu zehnjähriger Gefängnißhaft und Stellung unter polizeiliche Aufsicht.

Die Jesuiten waren auf diese Weise von dem unbequemen Menschen einstweilen befreit; allein die zehnjährige Haft nahte sich ihrem Ende, und es mußte ein Mittel gefunden werden, den Unglücklichen für alle Zukunft unschädlich zu machen.

„Im Laufe des Monats September 1862", so heißt es im Anklageact, „empfing Herr Frederik Bossaert, Provinzial des Jesuitenordens für Belgien, einen aus Vilvorde datirten, von Benoit de Buck unterzeichneten Brief, in welchem dieser sich als „den unglücklichen und beklagenswerthen Neffen des verstorbenen van Boey, welcher das Jesuitencolleg zu Antwerpen so reich ausstattete", ankündigt. Er spricht dann von seiner gegenwärtigen Haft, die er den Machinationen des Pater Lhoire zuschreibt und behauptet, daß der Letztere ihn habe wissen lassen, es sei die Familie des van Boey auf Befehl und mit Einwilligung des Provinzialen ihres Erbes beraubt worden, von dem auch der Erzbischof von Mecheln einen Theil empfangen habe. Den Pater Lhoire belegt der Verfasser des Briefes mit den gehässigsten Beschuldigungen und fügt hinzu: Diesem Ungeheuer wird es sehr gleichgültig sein, daß das Blut seiner Oberen und seiner Kollegen fließt, daß der Kardinal ein tragisches Ende nimmt und das Haupt eines Verzweifelten auf dem Schaffote rollt. Deshalb, ehrwürdiger Herr, und um ein Unglück zu ver-

hüten, wage ich es, Sie im Namen der Menschlichkeit zu bitten, das Erbe meiner Familie oder auch nur einen Theil davon zurückzuerstatten. Ich werde gern auf einen Vergleich, wie es Gebrauch bei den Jesuiten ist, eingehen, aber vergessen Sie nicht, daß ich, ohne alle Mittel gelassen, wieder dem Unglücke anheimfalle, und daß es einen Gott nicht nur für die Geistlichkeit, sondern auch für die übrigen Menschen gibt. Der General Ihres Ordens, welcher über mehr als 400 Millionen verfügt, hat das Vermögen meines Onkels nicht nöthig, und ich werde nie, merken Sie es sich wohl, auf mein rechtmäßiges Erbe verzichten. Mögen die Schuldigen sich zu verbergen suchen, ich werde sie zu finden wissen, denn ich habe nichts mehr zu verlieren. Ich habe Sie gewarnt. Geben Sie mir mein Erbe zurück und Sie werden nie etwas von mir zu fürchten haben.

Vilvorde, 27. Juli 1863.

Francois de Buck."

In diesem Briefe sieht die Anklage eine Bedrohung des Lebens des Provincialen, des Pater Lhoire und selbst des Erzbischofs; „denn, heißt es in dem Briefe, es ist jenem Ungeheuer gleichgültig, daß der Cardinal ein tragisches Ende nimmt und dafür das Haupt eines zur Verzweiflung getriebenen Menschen auf dem Schaffote rollt."

Der Sieur Bossaert, fährt die Anklageacte fort, legte diesem Briefe, welcher um beinahe ein Jahr vordatirt ist, Anfangs kein sonderliches Gewicht bei; nachdem er jedoch erfahren, daß der Pater Hessels zu Antwerpen im Laufe des Jahres 1863 einen fast gleichlautenden Brief von de Buck empfangen hatte, und der Angeklagte am 13. October 1863 in Freiheit gesetzt war, entschloß er sich, den Brief der Justiz zu überliefern, um Ereignisse zu verhüten, welche die Vergangenheit de Bucks nur zu sehr befürchten ließen. In dem Instructionsverfahren läugnete de Buck, der Verfasser jenes Briefes zu sein, aber der Styl, die Schrift, die

fehlerhafte Orthographie, die augenscheinliche Aehnlichkeit des Schriftstück mit anderen im Laufe der Untersuchung mit Beschlag belegten Briefen de Bucks, endlich der ganze Inhalt des Briefes lassen keine Zweifel übrig, daß nur der Angeklagte der Verfasser sein kann. Was den Umstand betrifft, daß der Brief mit dem Datum des 27. Juli 1863 schon im October 1862 abgesandt wurde, so besagt derselbe weiter nichts, als daß de Buck den Brief im Voraus geschrieben hatte, um ihn bei seiner Entlassung aus dem Gefängnisse zu Vilvorde an die Adresse gelangen zu lassen. Vielleicht auch beruht die Vordatirung auf einem bloßen Schreibfehler. Die in dem Briefe ausgesprochenen Drohungen waren während einer fast 10jährigen Gefangenschaft hinreichend überlegt, und sie würden unfehlbar ausgeführt worden sein, wäre nicht der Angeklagte durch seine abermalige Verhaftung daran verhindert worden."

Dies der wesentliche Inhalt des in der Sitzung des Assisenhofes zu Antwerpen vom 13. Mai 1864 verlesenen Anklageacts.

Die Vernehmung des Angeklagten und der Zeugen im Einzelnen hier wiederzugeben, würde zu weit führen. Genug, de Buck wurde freigesprochen. Das Opfer entrann seinen Verfolgern und wurde in Freiheit gesetzt.

De Buck, jetzt in der Lage, gegen seine Verderber, die ihn in Laster und Verbrechen versinken ließen, durch Schande und Elend vernichten wollten, die ihn um Ehre und Erbtheil brachten, aufzutreten, strengte einen dahin zielenden Proceß an. In Belgien wurde für ihn gesammelt, damit er gegen die Schüler Loyolas, die ihn beraubt haben, den Civilproceß führen konnte. Der Ausgang des Processes hat denn auch sein Recht zu Ehren gebracht und die Intriguen der Jesuiten zu Schanden gemacht.

Durch die öffentliche Verhandlung dieses Processes und durch die Kunde, die die liberale Presse darüber verbreitete, wurde es möglich, daß das Volk, daß auch der Gläubigste und Blindeste über das Treiben der Jesuiten in Erbschaftssachen und am Todbette aufgeklärt werden mußte. Das

Volk sieht, wie sie sich ihren Reichthum verschaffen, es sieht, wie sie ihren Reichthum in großen Klostergebäuden zur Schau stellen, es vernimmt jeden Tag von neuen Ankäufen, welche diese privilegirten Bettler in Grundstücken machen. Wenn das Volk einen Haufen von Bettlern sieht, die eine erheuchelte Armuth zur Scheu tragen und sich in die Familien einschleichen, um hier einer reichen Erbin ihr schönes Vermögen abzuschmeicheln, dort einem kindischen Greis die Hölle heiß zu machen und ihm den Himmel mit seinem Reichthum erkaufen zu lassen, wenn es nachher sieht, wie diese Bettler die schönsten Grundstücke, halbe Straßen, ganze Stadtviertel besetzen und erwerben, so fragt es nach dem Ursprung dieses Vermögens, das ihm um so schlechter erworben zu sein scheint, je sorgfältiger man ihm die Mittel verhehlt, mit welchen es erlangt worden ist. Diese Jagd der Jesuiten nach Erbschaften hat nie aufgehört und wird nur mit der radicalen Vernichtung des Ordens aufhören, vielmehr ist diese Jagd gerade eine Hauptaufgabe der Ordensglieder. Der Zweck dieser schändlichen Erbschleicherei ist klar genug. Geld ist Macht, durch die Geldmacht so gut wie durch die Macht über die Gewissen suchen sie die Papstmacht zu gründen und zu befestigen. Der Krieg der päpstlichen Jesuitenarmee gegen den Protestantismus, gegen jede geistige Regung außer dem Katholicismus, erfordert Geld. Diese Armee arbeitet nicht. Darum wirft sie sich auf die Erbschleicherei. Auch die Einnahme durch geistliche Functionen und durch Handelsunternehmungen, durch den Verkauf von geweihten Rosenkränzen, Amuletten, Bildern, Tractaten hängt hiemit zusammen. Es ist immer dasselbe Geschäft. Es ist dies nur eines der vielen Mittel, aber nicht das untergeordnetste, um die Papstgewalt und Geistestyrannei zu vergrößern und zu verbreiten. Dieses Streben, nicht das Christenthum, sondern die Kirche, nicht die Macht des Menschengeistes, sondern die Papstmacht, beziehungsweise die Macht des Ordens zu heben, verfolgen

die Jesuiten unabänderlich seit der Orden sich über Zweck, Plan und Methode klar wurde; überall an allen Orten und zu allen Zeiten, unter allen Völkern, unter allen Ständen und Geschlechtern dieselbe offene oder geheime, schmeichlerische oder gewaltthätige Tendenz: Hebung und Stärkung des Papismus durch Unterjochung der Menschen.

Die Aufhebung des Ordens.

Die Macht des Ordens erreichte im Lauf der Zeit eine immer steilere Höhe. Die Mittel, die sie anwandten, die Waffen, mit denen sie kämpften, führten zum Ziel; denn sie schauderten, wie wir wissen, vor keiner Maßregel zurück, die zum Ziele führen konnte. Schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts fand sich der Orden in einem äußerst blühenden Zustand. Er zählte damals, etwa zwanzigtausend Mitglieder, die in der ganzen bekannten Welt überall Niederlassungen besaßen mit einem zum Theil sehr ansehnlichen Vermögen. Die Jugenderziehung war in vielen Ländern in ihren Händen, eine Reihe von Universitäten, z. B. Wien, Prag, wurden von ihnen mit Lehrern besetzt, auf die katholischen Höfe und Fürsten hatten sie den bedeutendsten Einfluß, den sie ausschließlich im Interesse des Papstes und gegen den Protestantismus benützten. Sogar in Ländern, wo der Orden ursprünglich den größten Widerstand fand, wie z. B. in Frankreich unter Ludwig XIV., gelangte er zur höchsten Macht. Man kann es kühn behaupten, keine Gesellschaft hat je in der Welt einen gewaltigeren Einfluß entwickelt. Trotz all' dieser Macht und diesem Reichthum sollte die Nemesis nicht ausbleiben. Der Keim zum Untergang des Ordens lag in seiner ganzen Einrichtung und Tendenz. Es ist eine Unmöglichkeit psychologisch, religiös, kirchlich und und politisch die Menschen in ein Joch zu spannen, in eine babylonische Gefangenschaft zu führen, wo der Athem und der Geist ausgeht. Die Opposition trat daher schon sehr

bald ein und hörte nie auf. Schon auf dem Concil von Trient fanden Lainez' Theorien Widerspruch und in der Wiege des Jesuitismus, in Spanien, trat der Widerstand gegen sie schon frühe offen hervor. Der spanische Jesuit Mariana selbst hat die Fehler und Schwächen des Ordens in einem eigenen Buche scharf kritisirt. Niemand war geeigneter, als dieser zwar wilde und fanatische, aber grundgescheidte Jesuit, die geheimen Schäden des Ordens aufzudecken. Im Streit mit den Jansenisten, mit den protestantischen Theologen, mit den Philosophen und Encyclopädisten, mit der ganzen gebildeten öffentlichen Meinung erhielten die Jesuiten sehr empfindliche Wunden. Sie wurden nicht blos verachtet, sondern lächerlich. Ihre Theologie, ihre politische Intrigue, ihre Moral, ihr heuchlerisches Gebahren wurde ein Gegenstand der Entrüstung und des Spottes zumal. Nicht blos die öffentliche Meinung, sondern auch die großen Staatskörperschaften und die Höfe und Regierungen selbst wurden wider sie aufgebracht. Sie wurden durch eben das, was ihre Macht schien, durch ihren Einfluß an den Höfen den Staatsmännern, durch ihre Macht über die Gewissen dem übrigen Klerus, den Orden, durch ihre Aufdringlichkeit den Weltleuten, durch ihre Moral den wahrhaft Frommen, durch ihren Dogmatismus den Denkern verhaßt. Dieser Haß erreichte schließlich eine Intensität, daß ihm Nichts und Niemand vom Orden mehr zu widerstehen vermochte. Der Schlag mußte unaufhaltsam hereinbrechen. Er lag in der Luft und war längst vorbereitet. Bei alledem wirkte vor Allem mit der ganze Zug der Zeit, der dem statarischen Wesen des Ordens und der Geistestyrannei sich entgegenstemmte.

Benedict XIV. (Papst 1740—1758) erließ kurz vor seinem Tode einen Befehl zur Reformation des Ordens, über den eine Menge Klagen bei ihm eingelaufen waren; auch hatte er auf Verlangen der Regierung von Portugal den Jesuiten die Handelschaft verboten. Aber seine Anord-

nungen blieben ohne Wirkung, weil sein Nachfolger Clemens VIII. (1758—1769) von den Jesuiten auf den Stuhl Petri erhoben, ihr Freund und Beschützer war und Nichts zur Reform des Ordens that. Gerade das war es aber, was dem Orden zum Verderben wurde. Der Unwille über diese Parteilichkeit für den Orden steigerte den Haß gegen ihn.

Zuerst brach der Sturm in Portugal aus. Der Minister Carvalho, Marquis de Pombal, war gegen die Jesuiten. Er wollte das Königthum und das Volk der Hierarchie und dem Adel entreißen. Das war aber unmöglich, wenn er nicht mit der Vernichtung der Jesuiten begann. Den nächsten Anlaß gab die Verschwörung der Tavoras gegen den König. Josef Emanuel unterhielt mit der Tochter des stolzen Herzogs von Aveiro, sowie mit der dem Herzog verwandten Marquisin Theresia von Tavora ein Liebesverhältniß. Am 3. September 1758 fuhr er vom Hause der letzteren ins Schloß zurück, sofort sprengten drei Mörder daher: Einer, welcher der Herzog von Aveiro gewesen sein soll, schoß nach dem Kutscher; die zwei Andern, wie es schien, Bediente des Ersten, schossen von Hinten in die Kalesche, zwischen dem König und dem rechts sitzenden Kammerdiener Terceira durch, so doch, daß Jener oben an den rechten Arm getroffen wurde. Alsbald fiel der Verdacht auf die Tavoras. Man schritt gegen sie nicht ein. Schon fühlten sich die Verschworenen sicher. Da ließ Pombal die Wege über die Grenze und die Ausgänge der Stadt besetzen, die Häfen schließen und am 13. December früh Morgens sämmtliche Tavora's in Lissabon, am 14. auch den Herzog von Aveiro auf seinem Landgut Aceitao verhaften; die Männer wurden in den Thiergarten, die Damen in Klöster gesperrt: Der Minister bildete einen höchsten Gerichtshof und ließ die Verschworenen am 12. Januar 1759 verurtheilen. Die alte Marquisin wurde enthauptet, ihre zwei Söhne und ein

Eidam erdrosselt; ihr Gemahl, sein Gesellschaftscavalier und zwei Bediente lebendig gerädert, der Herzog Aveiro zu Tode gemartert, sein Kammerdiener Feracira sammt Leichnam und Gerüste verbrannt, die Asche in den Fluß gestreut, die Paläste des Herzogs und der Tavora's niedergerissen und ihr Name so sehr geächtet, daß auch das Flüßchen Tavora fortan der todte Fluß heißen mußte. Diese ganze Verschwörung war offenbar ein Werk der Jesuiten. Sie wußten sich auch sehr schlau hinter den adeligen Verschworenen zu verstecken. Gleichwohl war dieser Schlag zugleich auch gegen sie gerichtet. Die Ereignisse in Paraguay trugen hiezu wesentlich bei. Dort erhoben sie offenen Widerstand und machten Revolution, als nach einem Vertrag von 1751 zwischen Portugal und Spanien die Colonie San Sacramento an Spanien, an Portugal die Missionsdistricte in Paraguay abgetreten werden sollten. Sie wußten sich zwar schlau hinter die Indianer zu verstecken, aber Pombal und die ganze gebildete Welt sah wohl, daß die Indianer eben nur die Werkzeuge der Jesuiten waren. Am 2. Juni 1753 sandte Pombal seinen Bruder Franz Xaver Mendoza als General-Capitain mit Truppen nach Paraguay und gab, da auch Mendoza nicht durchdrang, den 6. Juni 1755 Befehl, die Indianer sollten in weltlichen Dingen künftig Niemand als dem Statthalter gehorchen. Fortgesetzter Widerstand erbitterte den Minister gegen den Orden. Als Joachim von Costa Corte Real Seeminister wurde, fand sich unter den Papieren seines abgesetzten Vorgängers ein geheimer Bericht, worin der Rath der Missionen über Gewaltthätigkeiten Mendoza's Klage geführt hatte. Pombal beauftragte nun seinen Bruder, die Patres alle aus dem Land zu schaffen und nach Lissabon zu liefern.

Langsam aber nachdrücklich erhob sich das Ungewitter gegen die Jesuiten, unvermuthet begann der Ausbruch. Den 19. September 1757 in der Nacht wurden sämmtliche

Beichtväter und Lehrer der Prinzen und Prinzessinnen, überhaupt alle Ordensglieder, die bei Hof waren, aus ihren Schlafzimmern geholt und auf Wägen von Belem nach Lissabon gebracht: „Die nöthigen Geräthschaften werde man ihnen Tags darauf nachschicken; sie und ihr Provincial sollten sich wohl hüten, bei Hof zu erscheinen." Mit schritt zunächst mit Edicten gegen sie vor. Durch ein päpstliches Breve bekam Cardinal Saldanha apostolische Vollmacht, den Zustand des Ordens in Portugal zu visitiren. Er erließ ein Edict folgenden Inhalts: „In den Noviziaten, Wohnungen und Residenzen der Gesellschaft Jesu sind Geistliche, die Wechsel annehmen und ausstellen, Waaren aller Welttheile in ihren Collegien verkaufen, in den Seeplätzen Magazine besitzen, jenseits des Meeres Specereien aufsuchen, Häute gerben lassen, sogar Eingesalzenes und Eßwaaren an die Niedrigsten vom Pöbel feil bieten, ihnen insgesammt wird daher bei Strafe des größeren Kirchenbannes untersagt, sich irgendwo auf Handel oder Wechselgeschäfte zu verlegen." Der Cardinal-Patriarch Joseph mußte am 7. Juni folgendes Edict ausfertigen: „Kraft gerechter Beweggründe, die uns bekannt sind, und sowohl den Gottesdienst, als die öffentliche Wohlfahrt betreffen, verbieten wir der Gesellschaft Jesu in unserem Patriarchat das Predigen und Beichthören bis auf weitere Verordnung, und befehlen, daß dieses Edict an allen öffentlichen Plätzen zu Lissabon und im Patriarchat angeschlagen werde." Aber es sollte noch anders kommen. An demselben Tag, wo man die Tavora's verhaftete, sperrte Pombal alle Collegienhäuser mit Soldaten. Den 11. Januar 1759 wurden die Patres Malagrida, San Za und Matos eingekerkert, und der publicirte Proceßauszug nannte diese drei als Rathgeber, den Orden als solchen als Mitanstifter des Königsmordes. Es ist außer Zweifel, daß zwischen den Verschworenen und den Ordensgliedern ein lebhafter Verkehr stattfand. Jesuiten hatten sich erfrecht, in verschiedene Länder

Briefe zu schicken, worin auf den September der Tod des Königs vorausgesagt wurde. Malagrida (vielleicht um sich eine Hinterthüre offen zu halten) hatte mehrere Monate vor dem Attentat an Anna de Lorena, erste Hofdame, geschrieben, sie möchte den König vor einer Gefahr warnen, die ihm während des Septembers drohe, das Billet war aber von der Hofdame zurückgeschickt worden. Nun befahl Joseph Emanuel, sämmtliche Einkünfte des Ordens zu confisciren, alle seine Güter an Meistbietende zu verpachten, die Jesuiten-Patres in ihre Häuser einzuschließen und Jedem zu seinem täglichen Unterhalt nicht mehr als ein Teston (5 Schilling) zu geben. Drei Monate später berichtete Pombal dem Papst', der Orden werde aus Portugal verbannt, seine Heiligkeit möge über die Güter disponiren. Die Vermittlungsanträge Clemens XIII. fanden kein Gehör mehr, obwohl er Reformen versprach. Am 16. September 1759 wurden 113, Ende October 121 Priester eingeschifft, und bei Civitavecchia im Kirchenstaat ausgesetzt; über 360 Jesuiten, größtentheils Candidaten des Collegiums zu Coimbra; ferner segelten auf schwedischen Schiffen weg etwa 100. Die Häupter portugiesischer Collegien, die Procuratoren amerikanischer Missionen wurden zu Lissabon in den Kerker geworfen, 122 wurden im nächsten Jahr aus Bahia, 198 aus Pernambuco, Andere aus Ostindien über Lissabon nach Civitavecchia geschifft; sogar den Kaiser von China forderte Pombal auf, die Missionen aus China, Cochinchina und Tonkin zu vertreiben. Pombal ging noch weiter; er wies den Cardinal-Nuntius Acciajuoli aus und ließ ihn mit Dragonern über die Grenze begleiten. Der portugiesische Gesandte Almada wurde aus Rom zurückberufen; sämmtliche Portugiesen verließen Rom. Am 25. Februar 1761 wurden sämmtliche bewegliche und unbewegliche Güter der Jesuiten förmlich confiscirt. Am 21. September wurde der 73jährige Pater Malagrida mit dem Strang hingerichtet, sein Leichnam in's Feuer geworfen.

Pombal stand auf der Höhe seiner Macht; aber er verlor sie, als Joseph Emanuel am 25. Februar 1777 gestorben war und seine bigotte Tochter Maria zur Regierung kam. Nun wurde der Adel wieder übermächtig und Pombal verlor seine Stellen. Die Jesuiten gewannen jedoch nichts dabei, denn die Königin Maria, so devot sie war, wollte von Herausgabe der Güter und Restitution des Ordens nichts hören. Pombals Name, der zuerst dem Orden energisch zu Leibe ging, wird unsterblich bleiben, zumal da sein Beispiel bald andere Minister und Regierungen mit sich fortriß, obwohl in Portugal selbst unter der Herrschaft der einsichts- und charakterlosen stockbigotten Königin Maria Franziska (1777 bis 92) das Ansehen der Jesuiten wieder stieg, und die Wiederherstellung des Ordens schon damals erfolgt wäre, wenn nicht die Rücksicht auf die übrigen bourbonischen Höfe den Papst Pius VI. verhindert hätte, den Wünschen der portugiesischen Monarchin zu entsprechen.

In Frankreich sollte der Orden in Bälde ein ähnliches Schicksal haben. Die Feindschaft gegen ihn rührte schon von den Zeiten Ludwig XIV. her. Das Ansehen des Ordens sank immer mehr und die Zahl seiner Feinde wurde immer größer, vor Allem waren die Parlamente gegen den Orden. Der Minister Choiseul war ihr Hauptfeind, sowie die Maitresse des Königs Louis XV. ihnen ebenfalls grollte. Zum Ausbruch sollte das Geschwür kommen durch den Colonialhandel der Jesuiten. Seit langer Zeit hatten sie Handel getrieben, obwohl ihnen dieser Betrieb, der natürlich nur im Interesse des Ordens geübt wurde, von den Päpsten schon öfters verboten worden war. Ueberall, wo sie Missionen anlegten, begründeten sie auch ihre Handelschaft und wußten dieselbe, durch mancherlei Mittel und Ränke unterstützt, so zu führen, daß aller andere Handel über dem ihrigen zu Grunde ging. Nirgends trieben sie ihren Handel mehr im Großen, als auf den französischen Inseln in Westindien,

Martinique und Domingo, seit der schlaue Pater Lavalette General-Procurator der Missionen dieser Inseln geworden war (1747). Lavalette baute auf Martinique eine ganze Straße von Magazinen und Fabriken, und machte nach allen Seeplätzen Europas die größten Geschäfte. Er besaß ungemessenen Credit und bezog auf Wechsel große Summen von ansehnlichen Handelshäusern in Marseille, die er mit Colonialwaaren bezahlte. Als der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach, hatte er eben von einem Marseiller Haus mehrere Millionen Livres gezogen und schickte einige Schiffe mit Colonialwaaren dahin ab. Die Schiffe wurden aber genommen (1755) und Lavalette's Handlungsgeschäft war zu Grunde gerichtet. Die Marseiller Kaufleute wendeten sich an den Ordensgeneral Ricci, aber vergebens; man behauptete, eine solche Forderung sei gegen die Constitutionen des Ordens, während der Pater Lavalette im Gegentheil den Handel als eine Sache des Ordens erklärt und an denselben verwiesen hatte. Das Parlament, um entscheiden zu können, ließ sich die Constitutionen des Ordens vorlegen, und erschrack über die moralischen und politischen Grundsätze, welche hier zum Vorschein kamen. Das Parlament erklärte, daß in den Constitutionen besonders die unumschränkte Herrschaft des Generals sowohl dem Ansehen der Kirche als der Regenten nachtheilig sei, verurtheilte eine große Anzahl jesuitischer Schriften, welche unmoralische Lehren vortrugen, vom Scharfrichter verbrannt zu werden und verbot dem Orden in Frankreich die Aufnahme neuer Mitglieder. Der König wollte ihn jedoch noch nicht fallen lassen; er wollte eine Reformation des Ordens in Frankreich. Der General Ricci war gegen jede Reform. Sint ut sunt, aut non sint! rief er aus. Ein römisches Breve, worin der Papst seinem bekümmerten Herzen Luft machte und den Katholicismus mit dem Jesuitismus verwechselte, wurde vom Parlament bei Seite gelegt. Sodann wurde ein Manifest veröffentlicht, in dem

alle die schändlichen und gefährlichen Lehren der Jesuiten bekannt gemacht wurden. Die öffentliche Meinung entschied sich vollständig für das Parlament. Nun entschied sich auch der König gegen sie 1764. Sie wurden aus Frankreich verbannt und sämmtliche Anstalten aufgehoben. Auf dringendes Bitten milderte Ludwig XV. sein Urtheil dahin, daß ihnen erlaubt sein solle, als Bürger in Frankreich zu bleiben, wenn sie die Unterthanenpflichten gehörig beobachteten. Der General Ricci schrieb jedoch an die Jesuiten in Frankreich, sie mögen in ihren Herzen mit der Stiftung des hl. Ignazius vereinigt bleiben, und einen glücklichen Zeitpunkt abwarten, wo sie sich wieder verbinden könnten, sie mögen sich bemühen, sich gegenseitig mit den stärksten Banden zu verbinden, sie mögen sich erinnern, daß menschliche Mächte kein Recht haben, ihre Gelübde aufzulösen! Es ist das nicht blos eine Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Obrigkeit, sondern auch eine Mahnung, keine Prätension aufzugeben, unveränderlich den Gedanken der Papst- und Ordensomnipotenz fest- und sich zusammenzuhalten. In der That hat dies der Orden auch fortwährend gethan.

Clemens XIII. erließ nun die Bulle Apostolicum pascendi dominici gregis Munus, 1763, um der niedergedrückten Gesellschaft aufzuhelfen, erhob die Jesuiten übermäßig, nahm sie gegen alle Anschuldigungen in Schutz und bestätigte sie in ihrem Fortbestehen. Dadurch schlug er nur der öffentlichen Meinung ins Gesicht, weit entfernt, einen Umschwung für die Jesuiten zu erringen, steigerte er nur den Haß gegen sie. Bereits hatten die Jesuiten allen Boden verloren. Die plumpen Unwahrheiten in der Bulle erregten nur Unwillen und machten den Papst so gut wie die Jesuiten nur verächtlich. In Frankreich wurde die Bulle durch einen Parlamentsbeschluß sogleich unterdrückt. Nun folgte auch Spanien dem Beispiel von Portugal und Frankreich. Der aufgeklärte Graf Aranda hatte die Ueber-

zeugung, daß die Regierung nicht feststehe, solang Jesuiten im Land seien. In der Nacht von 31. März auf 1. April 1767 wurden die Häuser der Gesellschaft umringt, die Professen verhaftet, auf Wägen gesetzt, an die Küsten des Reichs gebracht und augenblicklich eingeschifft; im Laufe des Juli wurde derselbe Streich in den spanischen Colonien ausgeführt. Es waren mehr als 5000 Jesuiten, sie wurden in den Kirchenstaat gebracht, den sie nicht wieder verlassen sollten. In demselben Jahr wurden die Jesuiten auch aus dem Königreich Neapel und von der Insel Malta verbannt. Der Herzog Ferdinand von Parma verordnete, daß Kirchen und Klöster künftig keine liegenden Gründe mehr erben, geistliche Güter den Staatslasten unterworfen, Appellationen nach Rom verboten, Ausländer vom Kirchendienst ausgeschlossen sein, päpstliche Befehle ohne Genehmigung des Herzogs nicht bekannt gemacht werden sollten. Dieses energische Verfahren eines kleinen Fürsten erregte den höchsten Zorn Clemens XIII. Ferdinand wurde mit dem Bann bedroht, die Geistlichkeit von seinen Gerichten und seiner Oberhoheit losgesprochen. Als Antwort darauf vertrieb Ferdinand die Jesuiten. Die bourbonischen Höfe, durch den bourbonischen Familienstaat verbunden, verlangten Genugthuung vom Papst. In Frankreich und Neapel legte man Beschlag auf päpstliches Eigenthum, in Spanien mußte eine Commission die Rechte der Krone untersuchen und an einer Kirchenverfassung arbeiten. Frankreich besetzte Avignon, Neapel, Benevent. Nun bestieg Clemens XIV. den römischen Stuhl. Er regierte von 1769—74. Er war durch den Einfluß der Bourbonen erhoben worden. Clemens XIV., mild und für einen Papst freisinnig, war kein Freund der Jesuiten und hatte die Schritte der vorigen Regierung immer mißbilligt. Er widerstand dem Verlangen der bourbonischen Höfe, den Orden aufzuheben, längere Zeit, er schwankte zwischen Reform und Aufhebung des Ordens. Endlich

sah er ein, daß der Stuhl Petri und der Jesuitenorden nicht mehr dasselbe Interesse haben. Er konnte dem allgemeinen Sturm gegen den Orden nicht mehr widerstehen und hob ihn auf, am 16. August 1773, durch die Bulle Dominus ac Redemtor noster. Am Abend des 16. August wurden alle Jesuitenhäuser in Rom mit corsicanischen Soldaten besetzt und der General Ricci in die Engelsburg gebracht. Man forderte ihm und seinen Assistenten einen Eid ab, ihre Habschaften und Alles, was sie davon wissen, getreulich anzuzeigen, man untersuchte alle Zimmer und Sacristeien genau, versiegelte Archive, Kassen etc. Es ist kein Zweifel, daß Papiere und Schätze auf die Seite gebracht worden waren. Zur Zeit der Aufhebung müssen die Jesuiten ein unermeßliches Vermögen besessen haben, wo es verborgen wurde, ist bei dem Geheimniß, in welches der Orden alle seine Schritte zu hüllen wußte, nie an's Tageslicht gekommen. Das Fortbestehen, Wiederaufstehen des Ordens wäre nicht möglich gewesen, ohne geheime Fonds. Auch die Zahl der Jesuiten zur Zeit der Aufhebung kann nicht genau angegeben werden. Es sollen gegen 30000 Mitglieder in vier und zwanzig Provinzen gewesen sein. Der Papst hatte eine Ahnung davon, daß ihm die Verordnung der Aufhebung des Ordens gefährlich werden würde; er soll bei Unterzeichnung der Bulle geäußert haben, er unterschreibe jetzt sein Todesurtheil. Er starb schon am 22. September 1774 ohne Zweifel an Gift, das ihm von Jesuiten beigebracht worden war. Wer es gethan hat, ist nie an's Licht gekommen, weil in Rom jede Untersuchung verhindert wurde; daß Clemens XIV. keines natürlichen Todes gestorben, ist allgemein angenommen. Die Freude der Jesuiten über den Tod des Papstes trat offen zu Tag. Ebenso zeigte sich der römische Adel, der den Jesuiten anhing, in unanständiger Weise erfreut.

Nun vollzogen alle katholische Höfe die Aufhebung,

Maria Thereſia zauderte lange. Endlich behändigte ihr Fürſt Kaunitz eine Generalbeichte, die ſie früher ihrem Beichtvater, dem Jeſuitenpater Hambacher, abgelegt und die dieſer dem General Ricci nach Rom überſandt hatte. Als Ricci in der Engelsburg gefangen geſetzt wurde, hatte man ſie unter ſeinen Papieren gefunden und ſie war dem Fürſten durch den Papſt Clemens XIV. zugekommen. Noch andere Arcana theilte Kaunitz der Kaiſerin mit, die ihm ein abgefallener Jeſuit übergeben hatte. Sie waren in einem Wandſchrank in der geheimen Kanzlei der Provinz Oeſterreich in Wien gefunden worden. Kaunitz ſchreibt man mit Recht die Unterdrückung der Jeſuiten in Oeſterreich zu. In Rom hieß er nur il Ministro eretico. Ungeachtet der päpſtlichen Aufhebung wirkte der Orden doch noch fort in zwei nicht katholiſchen Staaten, in Preußen und in Rußland. Friedrich II. verbot die Bekanntmachung der Bulle in Schleſien und Cleve, wahrſcheinlich mehr aus Oppoſition gegen Rom als aus Vorliebe für die Jeſuiten; er hatte den Orden nicht zu fürchten und wollte nach einem päpſtlichen Befehl ſich nicht richten. Er äußerte ſpöttiſch, er habe im Breslauer Frieden verſprochen, den kirchlichen Zuſtand in Schleſien unverändert zu laſſen und da er Ketzer ſei, ſo könne ihn der Papſt von der Verbindlichkeit, ſein Wort zu halten und von den Pflichten eines ehrlichen Mannes nicht dispenſiren. Im Jahr 1776 mußten die Jeſuiten auch dort Namen und Tracht ablegen und als „Prieſter des königlichen Schulinſtituts" auf den Unterricht der katholiſchen Jugend ſich beſchränken. Sitze dieſer Prieſter blieben die Collegien zu Breslau, Glatz, Liegnitz, Neiſſe, Schweinitz, Oppeln, Sagan, Glogau, die Reſidenzen zu Wartenberg, Hirſchberg, Pickar und die Miſſion zu Brieg. 1781 gab Friedrich auch das Schulinſtitut auf, man behielt nur ſoviele Glieder bei, als für die Schulen nöthig waren, von dem Fonds deſſelben gingen 30,000 Thaler an die Univerſitäten

Halle und Frankfurt über. In der Absicht, die Schulden der aufgelösten Gesellschaft zu tilgen, wurde ihre Herrschaft Wartenberg für 300000 Thaler verkauft. Friedrich's Nachfolger machte am 9. October 1767 den preußischen Jesuiten vollends ein Ende und veräußerte ihre Güter. Nun aber fanden sie ein neues Asyl in Rußland. Die Kaiserin Katharina öffnete ihnen ihre mütterlichen Arme, um sie als liebe Söhne in den polnischen Provinzen aufzunehmen, wo sie gute Freunde brauchen konnte. Zwar hatte schon Peter I. im Jahr 1719 die Jesuiten aus seinem Reich vertrieben; als aber bei der Theilung von Polen 1772 Weißreußen an Rußland fiel, fanden sich dort Niederlassungen der Jesuiten. Diese leisteten der Kaiserin Katharina II. den Eid der Treue und wußten es durch einige Große am Hof dahin zu bringen, daß die päpstliche Bulle in Rußland nicht verkündigt werden durfte. Pius VI., Nachfolger Clemens XIV., war heimlich ein Freund der Jesuiten, er mußte aber auf Andringen der bourbonischen Höfe die Jesuiten auch in Rußland zur Unterwerfung zu nöthigen suchen. Aber er drang nicht durch, vielmehr gewann die Gesellschaft immer mehr an Boden, ihre Zahl nahm zu durch die vielen flüchtigen Jesuiten, die sich nach Rußland wandten, sie erhielten die Erlaubniß, sich einen eigenen Generalvicar zu wählen und besorgten seit 1800 den Gottesdienst in der römisch-katholischen Kirche in Petersburg. Kaiser Paul I. begünstigte sie wie Katharina und empfahl sie dem Papst Pius VII., welcher in ihre Wiederherstellung in Rußland willigte. Auch Alexander I. war ihnen gnädig. Der Plan der Jesuiten ging vor Allem dahin, das gesammte Unterrichtswesen in Rußland in ihre Hände zu bekommen. Sie wollten zu diesem Zweck ihr Collegium zu Polozk zur Universität mit allen Befugnissen der russischen Academien erheben lassen und zwar in der Weise, daß sämmtliche Schulen des Ordens in ganz Rußland der neuen Hochschule

untergeordnet, also der Aufsicht des Staats entzogen würden. Hierüber entstand ein heftiger Streit zwischen den Jesuiten und der Universität Wilna, damals der angesehensten in Rußland, ein Streit, der ebenso heftig wurde als die Händel der Jesuiten mit den pariser und andern Hochschulen. Der General Thaddeus Brzozowsky wußte hervorzuheben, daß es doch dem Staate allzu beschwerlich werden könnte, alle Lehranstalten im gesammten Czaarenreiche zu überwachen, weßhalb er vorschlage, dieselben sämmtlich der Hauptschule zu Polozk, diese aber dem Ministerium des Unterrichts unterzuordnen. Hiemit sollte natürlich nur formell eine Einsicht in das Erziehungssystem eröffnet, sonst aber Alles den Jesuiten überlassen werden. Bezeichnend sind folgende Worte, die Brzozowsky (11. September 1811) dem Minister des öffentlichen Unterrichts in dieser Angelegenheit vorführte: „Rußland besitzt noch eine andere Bürgschaft für die treue Anhänglichkeit der Jesuiten. Denn seiner erleuchteten Regierung verdanken wir die Erhaltung unseres Daseins und darum können wir nie mit seiner Wohlfahrt unvereinbare Zwecke verfolgen, nie andere Interessen haben, als die seinigen. Wären wir aber auch nicht hier wie überall treue Unterthanen aus Pflichtgefühl und in Folge unserer religiösen Grundsätze, so müßten wir uns in diesem besonderen Falle schon aus Dankbarkeit als solche bewähren, ja! man darf sagen, sagen aus Selbstsucht und Nothwendigkeit einer Regierung gegenüber, der wir Alles verdanken, die sich das unbestreitbare Recht erworben hat auf unsere unbedingte Hingebung. Allerdings sind auch einige Ausländer in unserem Orden, aber sobald sie in diesen aufgenommen sind, werden sie durchdrungen von dem Geiste desselben, haben und kennen sie keine anderen Grundsätze, keine anderen Interessen, als die des Ordens; sie sind unwiderruflich einer Körperschaft einverleibt, die ganz dem Kaiserreich angehört, werden dadurch Russen, und können fortan kein Interesse haben, welches irgendwie mit

dem des russischen Staats in Widerspruch stünde." In diesen Worten ist wohl Methode und Manier auf eine Weise charakterisirt, wie es kein Kritiker besser ausführen kann.

Die Hauptstütze in Rußland, ohne die es ihnen trotz allen ihren Bemühungen nicht gelungen wäre, vorzuschreiten, fanden sie in dem damaligen sardinischen Gesandten am russischen Hof, dem Grafen de Maistre, einem Mystiker, der Kaiser Alexander I. vortrefflich zu bearbeiten wußte. Der Kaiser erhob (1812) das Collegium von Polozk wirklich zur Universität und verlieh ihm alle Privilegien der übrigen russischen Academien. Damals äußerte der Staatsrath, Turgenow, Director im Cultministerium: „das ist der Anfang vom Ende; sie werden so hastig zu Werke gehen, daß man sie bald wird fortschicken müssen." Das ist wirklich eingetroffen. Die Jesuiten hatten bisher ihre Proselytenmacherei nur unter Protestanten und Juden betrieben, nun aber machten sie sich auch an die Mitglieder der griechischen Kirche. Schon im Jahr 1801 erging ein kaiserliches Verbot gegen den Raub jüdischer Kinder und noch lange mußten die Juden mit Hülfe der Behörden ihre geraubten Kinder den Jesuiten zu entreißen suchen; oft umsonst. Vor Allem trieben sie ihre Seelenfischerei unter dem hohen Adel und wiederum unter den vornehmen Damen. Sodann waren die Jesuiten wüthend gegen die Bibelgesellschaften und bekämpften sie mit allen Mitteln, obwohl sie wußten, daß der Kaiser Alexander für dieselben eingenommen war. Selbst die Bitten, ja die Drohungen des Ministers Galizin konnten sie in ihrem Kampf gegen die Bibel nicht irre machen. Hier erkennt man sie am besten. Sodann änderte sich in dieser Zeit ihre Stellung zum Kaiser und zum römischen Hof vollständig. Bisher, seit seiner Auflösung, war der Orden so zu sagen russisch, durch seine formelle Wiederherstellung durch Pius VII. wurde er wieder päpstlich. Der

General wurde zwar vergeblich nach Rom zurückgerufen, er durfte Petersburg nicht verlassen, gleichwohl wurde jetzt Rußland von der Metropole zu Rom wieder zu einer Provinz gemacht und stand nicht mehr unbedingt unter dem Willen des Czaars. Trotz dem Allem hatten auch hier untergeordnete Thatsachen und Einzelnheiten bedeutendere Wirkungen, als die Jesuiten vermuthen mochten.

Zwei Ereignisse brachten den Sturm gegen die Jesuiten zum Ausbruch. Alexander Galizin, Neffe des Ministers, erklärte plötzlich seinen Uebertritt zum Katholicismus. Obwohl man ihn aus der Jesuitenanstalt entfernte, blieb er doch streng der katholischen Confession getreu. Man traf ihn einst angethan mit einem härenen Bußgewand, behangen mit wunderthätigen Amuletten, eine Geißel in der Hand. Nur mit Mühe gelang es dem Erzbischof Philaretes, ihn in den Schooß der orthodoxen Kirche zurückzuführen. Eine andere Geschichte: Ein Jesuit unterrichtete eine reizende junge Fürstin mit Genehmigung ihrer Eltern, stellte ihr aber fortwährend vor, daß sie verdammt sei, wenn sie den väterlichen Glauben nicht aufgebe. Die gute Tochter konnte sich nicht entschließen, durch heimlichen Abfall ihre Kindespflicht zu verletzen, auf der andern Seite konnte sie die Schreckbilder nicht los werden, mit welchen sie der Lehrer fortwährend quälte. Um sich nun gegen die ihr bevorstehenden Höllenqualen zu stählen, machte sie so lange Exercitien mit einer glühenden Kohlenpfanne, bis sie sich den Tod zuzog.

Nun kamen diese Dinge zu den Ohren des Kaisers. Alexander I. verwies die Jesuiten (1. Januar 1816) aus Petersburg und Moskau. Der Schlag war um so empfindlicher, da der kaiserliche Ukas erklärte, daß man von ihnen in Rußland, trotz aller Wohlthaten, nur Undank geerntet habe, und daß die Katastrophe in einem Zeitpunkte erfolgte, dem die allgemeine Wiederherstellung des Ordens kurz vorhergegangen war, wobei ausdrücklich hervorgehoben worden, daß der Orden

die verlässigste Stütze der Religion und der Kirche sei. Die russische Regierung verbannte indessen die Jesuiten noch nicht aus ganz Rußland. Bis 5. Februar 1820, seinem Todestag, blieb der General Brzozowski in Polozk. Man wußte, daß im Nachlaß des Pater Gruber, des Vorgängers von Brzozowski, sich Briefe befanden von dem ermordeten Kaiser Paul, die den Kaiser Alexander und das Haus Romanow compromittiren konnten. Die Jesuiten wußten das Alles, und wie sie 674 Mann stark waren, erfrechten sie sich, Alles zu unternehmen und sogar unter der kaiserlichen Armee Proselytenmacherei zu treiben. Ihr Haß seit ihrer Vertreibnng aus Petersburg und Moskau kannte keine Grenzen, sie reizten sogar die Chinesen gegen die russische Regierung auf, und zettelten eine Verschwörung an, um einen Poniatowski auf den polnischen Thron zu erheben. Diese Verschwörung, die darauf ging, den Sprößling eines von allen Sarmaten geehrten Geschlechts zum polnischen König zu machen, fand in Polen und in Rußland selbst viele Anhänger. In Petersburg, Moskau, Smolensk, Woronesch, Archangelik und im Taurischen Chersones war schon ein Theil der Truppen gewonnen; eine bedeutende Anzahl russischer Großen stand mit den Jesuitenpatres in Verbindung und Einverständniß. Trotz alledem war der Kaiser noch so geduldig gegen die Jesuiten, daß er den Tod des Generals Brzozowski abwartete. Die Jesuiten sagen übrigens, der General sei keines natürlichen Todes gestorben. Der Undank der Jesuiten trat zu grell hervor, er mußte bestraft werden. Ein kaiserlicher Ukas vom 25. März 1820 verfügte die Vertreibung der Jesuiten aus dem ganzen Reich, ihre Verbannung für ewige Zeiten. Man fand für nöthig, die bewaffnete Macht gegen die Jesuiten aufzubieten und nach den bedeutenden Besitzungen derselben zu entsenden, weil man Widerstand, Bewaffnung der Leibeigenen ꝛc. befürchtete. Die Universität Polozk, alle Schulen wurden aufgehoben, die Zöglinge den

bischöflichen Seminarien und der Universität Wilna übergeben, der Grundbesitz verkauft, die Einkünfte zum Vortheil der römischen Kirche verwendet; die Patres wurden auf Kosten der Regierung an die Grenze gebracht, Jeder erhielt noch 30—50 Ducaten. Der Kirchenstaat, Wien und Galizien waren die Orte, wo sie Aufnahme fanden.

Dem kaiserlichen Ukas war eine Denkschrift des Ministers Galizin vorangegangen, in welcher der Verschwörung zwar nicht erwähnt ist, weil man dergleichen in Rußland nicht merken lassen will, aber um so mehr das sonstige schmähliche Verhalten der Jesuiten hervorgehoben ist. Vor Allem wird ihnen zur Last gelegt, daß sie ihre Leibeigenen, deren sie in Polen 22,000 besaßen, in krassester Unwissenheit und jammervollem Elend verkümmern ließen. Der Kaiser selbst soll auf seinen Reisen sich vielfach darüber beklagt haben, daß er Unglücklichen begegnen mußte, die vor Leiden arbeitsunfähig und mit Erlaubnißscheinen versehen waren, durch Betteln ihren Lebensunterhalt sich zu verschaffen. Mit Recht warf man den Jesuiten vor, daß es mit dem Christenthum, als dessen erste Lehrer sie sich brüsteten, unverträglich sei, ruinirte Leibeigene auf das öffentliche Mitleid anzuweisen zumal wenn die, welche sie zu Grunde gerichtet, die Mittel im Ueberfluß besäßen. Der Fürst, der die Jesuiten genau gekannt zu haben scheint, schließt seinen Bericht mit den Worten: „Alle Handlungen der Jesuiten haben nur eine Triebfeder, ihren Vortheil, und keinen anderen Zweck, als die unbegrenzte Vergrößerung ihrer Macht. Sie besitzen eine unvergleichliche Geschicklichkeit darin, auch die verwerflichsten Thaten durch irgend ein Statut ihrer Gesellschaft zu beschönigen, und ihr Gewissen ist eben so geräumig, als schmiegsam und biegsam."

Jedoch nicht blos in Preußen und Rußland, auch in anderen Ländern erhielten sich die Jesuiten, nur mit dem Unterschied, daß sie hier nicht officiell anerkannt waren und

den Namen Jesuiten nicht führten, sondern unter allen möglichen Namen und Formen fortexistirten. Die Jesuiten hielten und erklärten unverholen den päpstlichen Aufhebungsbeschluß für ungiltig und unverbindlich, immer betrachteten sie sich noch als Glieder einer Verbindung, und wenn sie auch nicht mehr vereint unter einem Dach wohnen durften und ihre Ordenstracht ablegen mußten, so hielten sie doch zusammen. Zudem war Clemens XIV. Nachfolger, Pius VII., ihnen günstig, sogar sehr günstig, und nur durch die Rücksicht auf die bourbonischen Höfe fühlte er sich abgehalten, nicht jetzt schon zur Wiederherstellung des Ordens zu schreiten. So kam es, daß sie mit Zustimmung des Papstes sogar wieder Novizen annehmen konnten. Sie hatten in dieser Zeit ihre besonderen Zeichen. Zum sinnbildlichen Band diente ihnen die sogenannte Andacht zum geheiligten Herzen Jesu. Es war dies eine mystische Spielerei, die ursprünglich von der kranken Nonne, Marie Alacoque, herrührte, die in Frankreich gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts ihr Wesen trieb. Sie war von einem Jesuiten, Lacolombière, berückt worden. Die ganze Geschichte lief, wie bei der Cadière-Girard'schen Geschichte, einzig auf Ausbeutung der groben Unwissenheit des Volkes im Dienst des Jesuitismus hinaus. Es soll bei diesem Götzendienst nämlich wüst und lüderlich hergegangen sein, aber Pius VII. war dafür und kam sogar mit Abläßen zu Hülfe. Das Einschreiten der Staatsbehörden, sogar in Wien und Neapel, blieb erfolglos; das jesuitische Unkraut wucherte fort. So gewannen die Leiter wieder gewisse Mittelpunkte, von denen aus sie operiren konnten. Ihre Kunst der Intrigue, ihre Schweigsamkeit, ihr weites Gewissen, zum Theil auch das Mitleid des Volkes mit dem Unglück kam ihnen vortrefflich zu statten. Die Gutmüthigen und Einfältigen durchschauten sie nicht. Noch bis in die späten Zeiten ist in manchen Städten, wo manche Jesuiten sich durch ihre Liebenswürdigkeit im Umgang, durch ihre

Bildung und ihr Lehrtalent beliebt zu machen wußten, ihr Andenken nicht verschwunden. Es ist dies jedoch mehr ein Zeugniß für die Gutmüthigkeit der Menschen, die die Jesuiten nicht kannten, als für die Jesuiten.

In Portugal nisteten sich die Jesuiten sehr bald wieder ein und gelangten unter der Herrschaft der einsichtslosen und hochkatholischen Königin Maria Francisca (1777—92) zum größten Einfluß, stürzten Alles um, was der Minister Pombal Gutes gestiftet hatte und führten die alten Mißbräuche wieder ein. In Bayern und der Kurpfalz standen sie bei dem ausschweifenden Fürsten Karl Theodor, dessen Gewissen sie leicht zu beschwichtigen verstanden, in größtem Ansehen. Sie hatten nur ihre Tracht verändert und wohnten in ihrem Collegium zu Düsseldorf nach wie vor herrlich und in Freuden beisammen. Die bayerische Universität Ingolstadt beherrschten sie vollständig, und hatten mehr Lehrstühle im Besitz, als je zuvor. Die Reaction gegen Joseph II. Reformen haben sie, natürlich wie immer unter der Decke, während Leopold II. und Franz II. Regierung mit allen Mitteln befördert, sie waren es, die den exclusiven Katholicismus, der Oesterreich bis auf unsere Tage unglücklich machte, wesentlich und vor Allem befördert haben. Die Exjesuiten Feller, Havelonges, Duviwier und van Eupen waren die Hauptanstifter des Aufstandes, der gegen die Reformen Joseph II. in Belgien ausbrach. Ja sie gingen in Belgien, das bis auf diese Tage ihr Eldorado ist, so weit, der Auflösungsbulle Clemens XIV. und den zu ihrer Vollziehung erlassenen Befehlen der Regierung geraume Zeit zu trotzen und neue Ordensglieder aufzunehmen. Solches geschah besonders in ihrem Collegium zu Lüttich. In diesem Colleg herrschte die größte Sittenverderbniß unter den Zöglingen. Im Jahr 1779 befand sich die Mehrzahl der Jesuitenschüler unter den Händen der Chirurgen, um von schändlichen Krankheiten geheilt zu werden. Von Belgien gingen auch die ersten

Anträge auf förmliche Wiederherstellung des Ordens aus (1790), ähnliche Anträge folgten drei Jahre später von den katholischen Schweizerkantonen, von 11 Bischöfen des heiligen römischen Reichs, den meisten ungarischen und den aus Frankreich vertriebenen Bischöfen. In Frankreich leiteten die Aristokraten und Jesuiten die Revolution von der Aufhebung des Ordens her. Seitdem sei aller Glaube verloren gegangen, und die Wiederherstellung des Ordens sei das einzige Mittel, um den Glauben und Gehorsam, Thron und Altar wiederherzustellen. Der Krieg in der Vendée wurde unzweifelhaft durch die Jesuiten angefacht, das Sinnbild des geheiligten Herzens Jesu war auch das Zeichen der Royalisten im westlichen Frankreich; der Häuptling Charette trug das geheiligte Herz Jesu auf seiner Kleidung.

Der Orden verdankte ferner sein Fortbestehen dem Tyroler Niccolo Paccanari, der die „Väter des Glaubens" stiftete, die nichts Anderes als Jesuiten waren. Er ging nach Wien, wo ihn die bigotte Erzherzogin Maria Anna begünstigte und ihr großes Vermögen auf die Ausstattung der Gesellschaft verwendete. Pius VI. bestätigte (1792) auch die neue Gesellschaft. Paccanari soll ihm zu verstehen gegeben haben, daß er dem Schicksal seines Vorgängers nicht entgehen werde, wenn er sich weigere. Der Papst erlaubte der Gesellschaft selbst, den Jesuitenhabit zu tragen, doch mit Zugabe des kleinen geistlichen Collets. Die Erzherzogin aber bewies fortwährend den größten Eifer für das Gedeihen der Gesellschaft und verschaffte ihr die Gelegenheit zu Niederlassungen im Gebiet der ehemaligen Republik Venedig, von wo sie sich weiter in Italien, in den Niederlanden, England und Frankreich verbreitete. In England kam sie besonders empor durch Thomas Wald, ehemals Zögling der Jesuiten zu St. Omer und Vater des nachmaligen Cardinals Wald. Er räumte den flüchtigen Jesuiten sein prächtiges Schloß Stonyhurst bei

Blakburn in Lancashire nebst Ländereien zu einem mäßigen Pachtzins ein, in seinem Testament vermachte er ihnen das Alles als Eigenthum, obwohl er eine zahlreiche Familie besaß. Die Patres machten natürlich eine Jesuitenanstalt daraus. Bald errichteten sie auch in der Hauptstadt selbst ein Institut, das Kensingtonhouse hieß. Letztere Anstalt war stark von Söhnen des emigrirten französischen Adels besucht, an der Spitze stand der Sohn des Marschalls v. Broglie; sie hatte indeß keinen längeren Bestand in Folge von Mißhelligkeiten mit den Vätern von Stonyhurst. Diese wollten den Vätern von Kensington einen Engländer, Stone, Rector von Stonyhurst und Provinzial der Väter des Glaubens in Großbritannien, als Vorgesetzten aufdrängen, dagegen empörte sich das französische Nationalgefühl. Als nun die Anstalt zu Kensington in Gant kam, verweigerten die Jesuiten von Stonyhurst ihre hülfreiche Hand und die Anstalt mußte aufhören.

In Folge der Restauration machten die geheimen Jesuiten bei den Legitimisten die größten Fortschritte, oder vielmehr sie hatten sie nicht erst zu machen Denn der französische Royalismus war von jeher für sie. Absolutismus und Jesuitismus war immer eins, obwohl die Jesuiten zuweilen auch zu demokratischen Verfassungen sich neigten, wenn es ihnen vortheilhaft war, wie in Belgien. In Frankreich gediehen die Väter des Glaubens ungemein. Jedes alte Legitimistenschloß, wo die alten Aristokraten nicht mehr wohnen durften, war eine Zufluchtsstätte für die Jesuiten, überall hatten sie ihre Schlupfwinkel. Sogar Napoleon war mild genug, sich dazu herzugeben, den Jesuiten aufzuhelfen, die immer unter dem Titel der „Väter des Glaubens", der Paccanaristen, auftraten. Daß die Paccanaristen, die Väter des Glaubens, Jesuiten waren, geht unzweideutig hervor aus einer Aeußerung des Papstes Pius VI. Die Regierung des Kantons Wallis bat den Papst um Jesuiten: „Ihr habt sie

schon, nur unter einem andern Namen", antwortete der Papst, „sie heißen Väter des Glaubens." Der Cardinal Fesch verwandte sich auf's Dringendste für die Väter bei dem Kaiser Napoleon, sofort gestattete derselbe im Jahr 1800 ihre Niederlassung in Lyon, von wo aus sie sich über das ganze Land auszubreiten suchten, und in Amiens, Belley und in verschiedenen andern Städten Frankreichs Lehranstalten errichteten, die bald stark besucht wurden. Aber die Freude sollte nicht lange währen. Die Jesuiten konnten es wie immer nicht unterlassen, ihre Netze auszuwerfen, denn sie wollten Zöglinge gewinnen. Als sie sich nun in Paris an Studirende der Medicin und Jurisprudenz machten, und sogar unter den Zöglingen der polytechnischen Schule Umtriebe machten, decretirte Napoleon im Jahr 1804 die Aufhebung aller ihrer Institute, gebot ihren Mitgliedern und Angehörigen, in ihre Heimath zurückzukehren und sofort als Weltpriester zu leben. Dieser Befehl blieb aber in Frankreich, wo der legitimistische Adel an seinen starren Vorrechten hängt, gerade wie der Jesuitismus an seinen starren Statuten der römischen Kirche, und wo sich beide wechselseitig ergänzen, ohne Wirkung. Die Schlösser der Aristokraten in ganz Frankreich blieben die Schlupfwinkel des Jesuitenvolkes, und von da aus wußten sie unter das Volk und die Unwissenden ihre Fühlhörner auszustrecken und Boden zu gewinnen. Die Legitimisten, die reichen Grundherren und die unwissenden Bauern waren und blieben im Bunde. Die Leichtigkeit, von Gewissensbissen absolvirt zu werden und die glatte Höflichkeit der Väter des Glaubens gefiel dem Volk, das nicht reflectirt, denn der jesuitische Katholicismus ist eine ungemein bequeme Religion für die nichtdenkende Masse. Hatte doch Paccanari ausdrücklich behauptet, man lebe in einem Zeitalter, wo man die Menschen zur Einfachheit der ersten Jahrhunderte der Kirche zurückführen müsse, und daß es dazu nöthig sei, die Unwissenheit zurückzuführen. Die Wissenschaft sei eine

für alle Welt schädliche Waffe und ein unübersteigliches Hinderniß für den Fortschritt des Evangelismus. Bis auf die neueste Zeit hat der Ordensgeneral ganz in diesem Sinn für die Kirche die Beschränkung des Wissens für unerläßlich, die Unwissenheit für nothwendig erklärt. Wenn das gegenüber den höheren Ständen für nothwendig erklärt werden konnte, was mußte dem Volk gegenüber für möglich erscheinen? Trotz alledem erhielten sich die Jesuiten in Frankreich. Der Cardinal Fesch und die Kaiserin-Mutter begünstigten fortwährend die Paccanaristen; sie setzten ihre bisherige Thätigkeit fort. Sie fingen sogar an, die volle Wiederherstellung des Ordens zu betreiben. Die Intriguen spielten in allen denkbaren Kreisen. Napoleon wollte aber von einer Wiederherstellung des Ordens nichts wissen. Das vermochte der jesuitische Haß und ihr Drang, Propaganda zu machen, nicht zu ertragen. Sie zettelten in Italien eine Verschwörung an, die bereits große Dimensionen annahm. Die Conspiration führte den Namen „Theokratisch-antinapoleonische Gesellschaft". Selbst Männer in hoher Stellung waren darein verwickelt. Als man im Juni 1810 dieses Complott entdeckte, sah sich der Kaiser genöthigt, mit Milde zu verfahren, denn die Masse der Verschworenen war so groß und zum Theil von so hohem Rang, daß man nicht alle bestrafen konnte. Nur 30 der am meisten compromittirten Chefs wurden bestraft. Die Jesuiten blieben aus Frankreich verbannt und konnten sich nur unter fremdem Namen und im Finstern schleichend daselbst aufhalten.

Der Stifter der Paccanaristen nahm ein elendes Ende. Er hatte außer den „Vätern des Glaubens" eine Gesellschaft von „Müttern des Glaubens" zu Stande gebracht, die auch Verehrerinnen Jesu, Vorläuferinnen des Damenordens vom heiligen Herzen Jesu, Frauen zum guten Hirten genannt wurden. Es war dies durch den Einfluß der Erzherzogin Maria Anna gelungen, die sich damals zu Rom aufhielt.

Die Inquisition machte jedoch die Entdeckung, daß Paccanari mit den gottgeweihten Weiblein nicht blos des Betens wegen verkehrte. Im Jahr 1804 wurde er in Untersuchung gezogen und zu ewigem Kerker verurtheilt. Er wurde zwar in Folge der französischen Occupation wieder frei, kam durch neue Verirrungen wieder in's Gefängniß, aus dem er aber entsprang. Bald darauf fand man ihn, von Dolchstichen durchbohrt, in der Tiber. Diese Vorgänge konnten für den Orden nicht ersprießlich sein, aber mit seiner bekannten Zähigkeit wußte er sich durchzuhelfen und immer neues Terrain zu gewinnen. Auch in Neapel fanden sie wieder Eingang. König Ferdinand IV. hatte ursprünglich sehr zur Unterdrückung des Ordens beigetragen, aber auch in ihm entstand durch die Schrecken der französischen Revolution der Wahn, die conservative Staatsordnung könne nur durch die Jesuiten gestützt werden. Der Pater Gaetano Angiolini wußte den König zu bestimmen, daß er von Pius VII. die Wiederherstellung des Ordens erbat. Ein päpstliches Breve vom 30. Juli 1804 führte auch für das neapolitanische Königreich den Orden wieder ein, was in Neapel, wie die Freunde des Ordens sagen, großen Jubel erregt haben soll. Der König und die Großen, sowie reiche Privatleute, unterstützten die Jesuiten mit allen Mitteln. Nach wenigen Monaten hatten sie drei Häuser in Besitz. Aber nicht lange sollte die Freude dauern. Im Februar 1806 wurde Ferdinand IV. von den Franzosen verjagt und zog sich nach Sicilien zurück. Dorthin wurden ihm die Jesuiten nachgeschickt, während den andern Orden nur die Annahme von Novizen verboten wurde. Auf Sicilien erblühte der Orden ganz ungewöhnlich. Der König überhäufte ihn mit Reichthümern; im Jahr 1814 hatte der Orden auf Sicilien vier Collegien, ein Noviziat und 200 Mitglieder. Die vornehmsten Familien schickten ihre Söhne dorthin. Was haben die Jesuiten aus den Sicilianern gemacht? Diese Frage, die sich hier nothwendig

aufdrängt, wird nach den Vorgängen neuerer Zeit leicht zu beantworten sein.

Man sieht, die Jesuiten fanden überall Mittel und Wege, sich zu erhalten und Leute, Männer und Frauen, die ihnen nach Kräften, mit Geld, mit Macht, mit List, mit Herz und Mund und Hand zur Seite standen und ihnen über manche Schwierigkeiten hinweg halfen. Gleichwohl erhoben die Jesuiten ein großes Geschrei über das ihnen geschehene Unrecht. Alle Tonarten des Jammerns und Heulens wußten sie anzustimmen und die mitleidigen, vor Allem, die bigotten, starrgläubigen Seelen für sich einzunehmen. Die Aufhebung des Ordens erklärten sie für ein Verbrechen, als eine Gefahr für das Vaterland, für Thron und Altar, für Unterricht, Bildung und Civilisation, vor Allem für die katholische Kirche. Ueberall, wo sie hinkamen, ertönte das Jammergeschrei über ihr unverdientes Schicksal. Daß sie nur ungerechter Gewalt gewichen waren, verstand sich von selbst. Zugleich erschienen eine Menge Vertheidigungsschriften des Ordens, voll Gift und Galle, besonders in Deutschland, wohin sie auch nach Annahme der Zeitgenossen ihre Schätze gebracht haben sollten. Im Allgemeinen nahm man indeß von ihren Vertheidigungsschriften wenig Notiz. Denn die öffentliche Meinung war nur zu sehr gegen sie. Bezüglich ihres geheimen Fortbestehens blieb die gebildete Welt von Europa fortwährend in Unruhe und im Unklaren. Thatsache ist, daß sie im Trüben fischten, einzelne Persönlichkeiten und ganze Kreise zu fangen suchten. Der Oberhofprediger Stark von Darmstadt war sicher insgeheim Jesuit, ebenso war der Antistes Hurter von Schaffhausen in ihren Händen, auch in den Gesellschaften der Freimaurer und Illuminaten arbeiteten sie und vor Allem in den Cirkeln der hohen Aristokratie von der Schweiz bis England. Denn die Motive, die die Jesuiten empfahlen, waren gar mannigfaltiger Art.

In einigen deutschen Ländern legten sie die Tracht von Weltpriestern an und blieben in den Studienanstalten, z. B. in den Diöcesen von Augsburg, Freysing, Regensburg, unter dem bigotten Bischof Clemens Wenceslaus, Kurfürst von Trier (1812). Die Besorgniß vor den Jesuiten ist nie ausgestorben. Man hat zuweilen darüber als über Jesuitenriecherei gespottet, aber mit Unrecht. Die Geschichte seit der Aufhebung des Ordens bis heute beweist am deutlichsten, daß der jesuitischen Hydra immer wieder ein neuer Kopf wächst. Die Unausrottbarkeit des Ordens ist nur ein neuer Beweis, wie sehr die laxe Moral, die Denkfaulheit, die mechanische Religion dem Volke gefiel, das sich zu Etwas Höherem nicht zu erheben verstand.

Der Jesuiten-Orden seit seiner Wiederherstellung.

Es konnte nicht fehlen, die Reaction, die auf die Freiheitskriege hereinbrach, mußte auch den Jesuiten wieder auf die Beine helfen. Die Höfe und die Aristokraten hielten sie damals wie noch heute für eine Stütze der Throne, uneingedenk dessen, daß sie überall und alle Zeiten nur diejenige Politik befolgten, die ihren egoistischen Zwecken entsprach. Schon früher waren, wie wir bereits wissen, Stimmen laut geworden, die die Restituirung des Ordens verlangten. In Rom hatten sie ohnedies eine Partei, ganz abgesehen von dem unveränderlichen Gedanken und den ewigen Machinationen, die unbewegt durch alle Stürme ihre Wege verfolgten. Der Papst Pius VII. war ihnen zum Voraus günstig. Am 17. August 1814 begab sich dieser Papst mit großem Gepränge in die Jesuitenkirche, las eine Messe am Altar des hl. Ignatius, hörte dann noch eine Messe, verfügte sich sodann in das benachbarte Oratorium der adeligen Congregation, wo er auf einem Throne Platz nahm, umringt von Cardinälen, Bischöfen und anderen Pfaffen, er ließ in Gegenwart von etwa 50 Jesuiten, die mit ihrem Provinzial Panizzoni von Sicilien herübergekommen waren, eine Bulle vorlesen, durch die der Orden für die gesammte

katholische Welt förmlich und feierlich, mit unveränderter Verfassung, mit allen Privilegien wieder hergestellt wurde. Die Bulle beginnt mit den Worten „sollicitudo omnium ecclesiarum“ und enthält merkwürdige Dinge. „Es wäre unverantwortlich, wenn der Papst die Ruderer zurückweisen würde, die sich ihm von selbst anbieten, um das Schifflein Petri durch die tobenden Wogen hindurch zusteuern, die es jeden Augenblick mit Verderben bedrohen, die ganze katholische Christenheit verlange einstimmig die Wiederherstellung des Ordens, Erzbischöfe, Bischöfe und sonst hohe Personen.“ Aber die Gefahr war in der damaligen Zeit gar nicht vorhanden und in Deutschland, den Niederlanden und Frankreich war man allgemein erstaunt über die Restituirung des Ordens. Kaiser Franz I. wollte Nichts davon wissen, der Prinzregent von Portugal und Brasilien, der nachmalige König Johann VI., erklärte sich am 1. April 1815 energisch gegen die Repristination des Ordens. Der einstimmige Wunsch scheint sich auf Italien, Spanien und einige Cantone der Schweiz beschränkt zu haben, obwohl das Volk im Allgemeinen sicher gegen sie war. In diesen Ländern waren sie in den ersten Jahren seit ihrer Auferstehung allein zugelassen. Ihre Verbannung aus Rußland, wo man auch den Thron gestützt wissen, aber ihre Conspiration mit den Polen nicht dulden wollte, machte die Regierungen vorsichtig. Aber sie wußten sich doch einzunisten, wie wir alsbald finden werden.

Schon im Jahr 1799 unter König Karl IV. waren die früher vertriebenen Jesuiten nach Spanien zurückgekehrt. Sie mußten aber nach wenigen Jahren dem allgemeinen Unwillen weichen, auch der General Brzozowski vermochte die Cortes nicht dahin zu bringen, daß sie den Orden wieder zuließen (1812.) Erst Ferdinand VII. war der Mann, sie zu restituiren. Die Jesuiten konnte er zur Beruhigung seines Gewissens bei seinen Verfassungs- und Eidbrüchen

gar zu wohl brauchen. Sogar der hohe Rath von Castilien widersetzte sich der Wiedereinführung, trotzdem verfügte ein Decret Ferdinands (29. Mai 1815) die Restitution in ganz Spanien und die Rückgabe ihrer Besitzungen. Alsbald kamen 115 ehemalige spanische Jesuiten zum Vorschein, sie wurden feierlich, mit Jubel empfangen, sie erhielten am 29. März 1816 das königliche Collegium zu Madrid. Den mathematischen Cursus eröffnete der Professor Jesuit mit einer Rede, in der er u. A. äußerte: „Alle Uebel, die Europa seit 30 Jahren erfahren, sind lediglich Folgen der leidigen Aufklärung und übertriebenen Bildung des vorigen Jahrhunderts, welche die Menschen zur Rebellion und Gottlosigkeit verleiten. Ich werde darum nur Arithmetik Algebra und Geometrie vortragen, indem die übrigen Zweige der Mathesis leider auch zum Materialismus und Atheismus verleiten können." In Barcelona, Valencia, Cadix, Sevilla, Tortosa wurden Freudenfeste veranstaltet, als man erfuhr, daß die Jesuiten kommen. Gegen Ende des Jahrs 1816 hatten sie bereits 10 Collegien, in denen es freilich locker hergegangen sein soll, man ließ Alles zu, um die jungen Leute anzulocken, vorzügliche Tafel, schöne Kleider und tagelange Lustbarkeiten auf den Landhäusern. Die jungen Leute fanden das Leben bei den Jesuiten so bequem als ihre Moral und Theologie; der alte Satz, daß der Katholicismus die angenehmste Religion sei, um leicht sündigen und leicht Vergebung erlangen zu können, bewährte sich in den Jesuitenanstalten am besten. Daß dieses System in Spanien am besten gedeihen mußte, versteht sich von selbst.

Ferdinand VII. begünstigte die Jesuiten auf jede nur erdenkliche Weise. Ging er doch so weit, den hl. Ignatius zum Generalcapitän der spanischen Gaue und zum Großkreuz Karl's III. zu ernennen. Er half den Jesuiten zur Macht und sie halfen ihm zum Verderben. Die Jesuitencamarilla wußte es dahin zu bringen, daß der größte Theil

der Spanier in kurzer Zeit sich aus seinen ergebenen Dienern in seine grimmigsten Feinde verwandelte und die Zustände des Staats sich in entsetzlicher Weise verschlimmerten. Die Revolution, die jetzt folgte, war nur durch den Druck der Jesuiten hervorgerufen. Riego und Quiroga erhoben sich 1. Januar 1820, in allen Provinzen erhob sich das Volk; Ferdinand mußte die verhaßte Constitution von 1812 annehmen und die Cortes hoben den Orden auf, 14. August 1820, und zogen seine Güter zum Vortheil des Staats ein. Die aus Italien herübergekommenen Jesuiten mußten mit einem Jahrgehalt im Land bleiben und Weltpriester werden, ebenso die Spanier; die Novizen wurden der Welt zurückgegeben. Bereits 1824 drangen die Jesuiten wieder ein. Ferdinand war durch die französischen Waffen der Liberalen Meister geworden, die Jesuiten erhielten Alles zurück und wurden mächtiger denn je, erhielten alle Bedürfnisse abgabenfrei und den Unterricht ganz in ihre Hände, sie docirten an der Militärschule zu Segovia nicht blos Religion, sondern auch Geschichte, Politik und Geographie; ihr Ordensbruder Pater Gil wurde Chef des königlichen Artilleriecollegiums zu Saragossa, sie erhielten Einfluß auf alle Verwaltungszweige, wurden wieder die Beichtväter der vornehmen Familien und wurden reich, erlangten ihre Güter von den früheren Käufern zurück, sie konnten dazu die Güter ihrer alten Feinde der Dominikaner um 20 Millionen Piaster kaufen und waren schon im Jahr 1826 ihrer 900, während sie im Jahr 1820 nur 397 Mitglieder zählten. In dem Bürgerkrieg ergriffen die Jesuiten alsbald Partei für Don Carlos, in dem sie die Legitimität und den Fanatismus vereinigt fanden. Die Erziehung des erstgebornen Sohnes von Don Carlos, des Grafen Montemolino, hatte seit 1824 der Jesuitenpater Mariano Buyal geleitet. Mit allen erdenklichen Mitteln arbeiteten sie für ihren Liebling. Das Volk beschuldigte sie, zu diesem Zweck sogar Gift angewendet zu

haben, man sagte, sie hätten die Brunnen vergiftet, was das Volk fürchterlich erbitterte. Am 17. Juli 1834 zogen Volkshaufen, unter ihnen Nationalgarden und Bürger, unter dem Ruf: Gift! Gift! Tod den Jesuiten vor das Collegium der Jesuiten, die sich durch die Flucht zu retten suchten, das Volk stürmte das Haus und schlug die Thüren mit Aexten ein. Es fielen Schüsse unter das stürmende Volk und nun brach die Wuth des Volks in Flammen aus; zuerst fiel der Coadjutor Mundus, dann Caraffa, der Präfect des Seminars, außerdem wurden noch zwölf Jesuiten ermordet, andere barbarisch verstümmelt, einem Pater Fernandes wurde eine Wange und ein Ohr abgeschnitten, den Zöglingen geschah kein Leid; ein Nationalgardist nahm sie in Schutz. Trotz dieser unzweideutigen Zeichen der Volksstimmung und den energischen Forderungen der Procuratorenkammer dauerte es doch noch ein volles Jahr, ehe Christine sich zur Aufhebung des Ordens entschloß, so daß dieser in aller Ruhe sein Vermögen in Sicherheit bringen konnte, das sich auf 300 Millionen Realen belaufen haben soll. Am 4. Juli 1835 erging das Decret der Königin-Regentin, welches die Jesuiten in Spanien aufhob, sie aus dem Lande wies, ihre Collegien und sonstigen Häuser schloß, ihre Besitzungen zum Vortheil des Staates einzog. Viele Jesuiten wandten sich nach den nördlichen Provinzen, wo Don Carlos Meister war. Als aber durch den Vertrag von Bergara (31. August 1839) auch diese Provinzen wieder unter königliche Herrschaft kamen, mußten die Patres auch hier weichen und auch ihren letzten Zufluchtsort, das berühmte Loyola-Collegium in unmittelbarer Nähe des Geburtsschlosses des Ordensstifters, verlassen. Aber diese Menschen sind nie ganz zu vertreiben. Sie haben sich in neuester Zeit doch wieder eingenistet. Im Jahr 1844 nahmen 13 Jesuiten wieder von dem Collegium in Cordova Besitz, mehr als 100 Jesuiten lebten zerstreut in verschiedenen Theilen Spaniens. Die Herren wissen sich

zu bequemen und finden dann überall Wege, sich einzuschleichen.

Wie in Spanien durch den Absolutisten Don Carlos, so wurden in Portugal die Jesuiten von Don Miguel gehalten und unterstützt. Die Restauration dauerte aber hier unter dem Bluthund Dom Miguel weit kürzer, nicht länger als sein Regiment. Obwohl sein Vater, König Johann VI., bis an sein Lebensende (10. März 1826) von den Jesuiten Nichts wissen wollte und sie verabscheute, gab Dom Miguel dem Andringen des römischen Stuhls nach und entschloß sich (am 10. Juli 1829) „zur Förderung des Glücks seiner Unterthanen" das Reich den Jesuiten wieder zu öffnen. Die Jesuiten priesen ihn in der Lorettokirche zu Lissabon als den Engel dieses Namens, den heiligen Miguel. Vermögen bekamen sie nicht viel, weil Dom Miguel selbst nicht viel hatte. Im Dezember 1830 erhielten sie ihre alte Anstalt zu St. Antonio zurück und ein Jahr später ihr altes Collegium zu Coimbra, 19. Januar 1832. Sonderbarer Weise gingen jetzt die Nachkommen des großen Pombal zu ihnen über und die drei Söhne der Gräfin von Oliveira, Enkelin des großen Ministers, waren ihre ersten Zöglinge. Aber die Freude war von kurzer Dauer. Dom Pedro stürzte den Dom Miguel von dem usurpirten Thron und verbannte seine Helfershelfer, die Jesuiten, durch ein Decret vom 24. Mai 1834. Es erging alsbald, neun Tage nach der Schlacht bei Assecaira, die Dom Miguel vernichtete und nur zwei Tage vor dem Vertrag von Evora, durch welche dieser der Krone entsagte. Die Jesuiten wurden sofort in's Gefängniß gesteckt. Mehrere steckte man in den fürchterlichen Thurm von St. Julian, wo auch Pombal sie weiland einquartirt hatte. Der französische Gesandte Baron Mortier, nahm sich ihrer indessen sehr eifrig an, weil sie geborene Franzosen waren und erwirkte auch ihre Befreiung, sonst wäre es ihnen wohl verdientermaßen sehr übel ge-

gangen. Sie hatten es auch nicht besser verdient, indem sie das Scheusal Dom Miguel unterstützten, einen der scheußlichsten Tyrannen, die die Geschichte kennt, nur mit dem Unterschied, daß er nicht das Genie dazu hatte. Die Väter verließen Portugal, um seither nicht mehr zurückzukehren, die meisten gingen, wie immer, nach Rom und Neapel. Diese Länder beglückten sie regelmäßig mit ihrer Gegenwart, so oft sie irgendwo ausgestoßen wurden. Die armen Italiener mußten sich das Gift einimpfen lassen, das man anderswo verabscheute und ausstieß.

In Rom begünstigten die Päpste Leo XII. und Pius VIII. die Jesuiten ganz besonders. Sie erhielten das Collegio Romano, das gregorianische Observatorium, und sämmtliche Anstalten, die sie bis zur Aufhebung unter Clemens XIV. innegehabt hatten, außerdem erlangten sie die Wiederherstellung des alten Jesuitencollegiums zu Spoleto, ein adeliges Pensionat zu Rom und den großen borromeischen Palast (Juli 1826). Auch außer Rom mußte man ihnen noch einen Platz einräumen, weil in allen ihren Anstalten nicht Raum genug war. Die römische Bevölkerung und die der andern Orte war darüber keineswegs erbaut. Die Jesuiten gewannen auch außerdem immer mehr an Einfluß. Vor Allem geschah dies unter dem General Roothaan. Roothaan, geboren zu Amsterdam 20. November 1785, war zuerst Commis bei Mynheer Mos, einem Tabaksfabrikanten seiner Vaterstadt und vertauschte dann diese Stellung mit dem Jesuitenrock. Kaum neunzehn Jahre alt, trat er in das Jesuitencollegium zu Polozk und entwickelte alsbald eine entschiedene Thätigkeit, er war von scharfem Verstand, kalt und muthig, kannte die Menschen und die modernen Staatszustände genau, die Jesuiten waren außer sich vor Freude über seine Ernennung, in allen Häusern wurden Feste veranstaltet, sie glaubten in ihm den besten politischen Kopf, den geschicktesten Steuer-

mann gefunden zu haben, dem das Schiff der Gesellschaft Jesu anvertraut werden könnte. Daß einige Tage nach seiner Wahl der Blitz in die Kapelle des heiligen Ludwig von Gonzaga schlug, wo gerade 80 Jesuitenschüler zum Gebet vereinigt waren, ohne daß ein Jesuit getroffen wurde, galt natürlich für ein Wunder, als ein ausdrückliches Zeichen der Gnade Gottes für den Jesuitenorden. Roothaan trug wesentlich dazu bei, den Orden wieder emporzubringen, obwohl er auch durch die Mißverhältnisse und den reactionären Geist der Fürsten unterstützt wurde. Roothaan war nicht blos Haupt des Ordens, er hatte den größten Einfluß auf die Regierung des Kirchenstaats. Man kann aber eben nicht sagen, daß seine Thätigkeit eine segensreiche gewesen sei. Die Legationen wurden lediglich im Interesse des Jesuitenordens verwaltet oder vielmehr ausgebeutet, die Bevölkerung verkümmerte an Leib und Seele; so lange Roothaan am Ruder war, durfte z. B. von Eisenbahnen keine Rede sein. Der Papst Gregor XVI. stand ganz unter der Leitung des Jesuitengenerals. Eine seiner ersten Anordnungen war, daß alle Mönche in Rom die Uebungen des Ignatius durchmachen mußten. Die Jesuitenkirche war der Schauplatz der Feierlichkeit und der Jesuitenpater Finetti der Leiter der Excercitien. Sie hatten damals durch die Insurgenten ihre Collegien zu Spoleto, Fano, Forli, Ferrara und andern Orten verloren; die Insurgenten stürmten die Collegien und die Jünger Loyola's ergriffen die Flucht. Nachdem Banditen und Sträflinge gegen die Revolution Nichts ausrichteten, vielmehr selbst sengten und brannten, mordeten, Kirchen schändeten, riefen Roothaan und Gregor XVI. doch die Oesterreicher zu Hilfe, die die Jesuiten sofort wieder einsetzten. Das war immer Jesuitenmanier, wenn sie irgendwo bedrängt wurden, die Oesterreicher herbeizurufen, die dann auch gerne kamen. Denn Oesterreich und das Jesuitenthum sind zu nahe verwandt, um sich nicht zu unterstützen.

Gregor XVI. gab durch ein Decret vom 2. October 1831 dem gesammten Unterrichtswesen im Kirchenstaat und den beiden weltlichen Hauptuniversitäten, die zu Rom (die Sapienza) und die zu Bologna, eine vollständig jesuitische Einrichtung. Am 2. October 1836 übergab er ihnen sogar die Leitung des berühmten Collegiums der Propaganda, gab ihnen das Collegium Loretto und das illyrische Collegium zurück, die ihnen vor der Aufhebung angehört hatten. Zur weiteren Verherrlichung des Ordens sprach Gregor XVI. den Alfonso Maria de Liguori heilig. Derselbe war im Jahr 1716 vom Papst Pius VII. beatificirt worden, konnte aber seitdem, trotz aller Bemühungen der Loyoliten, zur Ehre der Heiligsprechung nicht gelangen. Gregor XVI. war berufen, ihm zu dieser Glorie zu verhelfen am 29. Mai 1839. Die Jesuiten Francesco di Geronimo, Pignatelli und den Pater Canisius sprach er selig in den Jahren 1839—1844. Diese Selig- und Heiligsprechung von Jesuiten durch den Papst war in der That ein Beweis von großer Gunst. Denn eine Erhebung in den niederen Adel des Himmels kostet bereits 25,000 römische Thaler. Es ist ein Proceß, der mit vielen Förmlichkeiten verbunden ist, es tritt sogar ein Anwalt des Teufels dabei auf. Eine Heiligsprechung kostete, wie sich versteht, noch weit mehr. Denn einem Heiliggesprochenen, der gleichsam in den hohen Adel des Himmels, also etwa zum Herzog, erhoben wurde, durften auf dieser Welt Kirchen und Altäre geweiht werden. Die Untersuchungen, Schwierigkeiten, Formalitäten waren endlos, daher kostete eine Heiligsprechung mehrere hunderttausend Thaler. Trotz dem hohen Preis war man in Rom doch sehr vorsichtig mit Selig- und Heiligsprechungen, damit durch zu häufige Beatificationen und Canonisationen der Preis nicht sinke und der Artikel gesucht bleibe. Dergleichen hohe Ehre, wie dem Jesuitenorden, wurde einem andern Orden nicht leicht zu Theil. Es war aber auch ganz in der Ordnung so, daß man den Orden auf jede Art

erhob und ehrte, denn er war gerade unter Gregor XVI. die beste Stütze des verrotteten Hierarchismus. Diese Päpste, die die Verbreitung der Bibel als ein „Teufelswerk" verboten, mußten die Jesuiten als ihre willkommensten Helfershelfer verehren. Daß in Oesterreich, dem Hort der Gesellschaft Jesu bis auf diese Stunde, ein Bibelverbot ausging (1817), war unausbleiblich. Man wollte die Ungarn vor Allem, die die Bibel annahmen, nicht zum Verständniß des einfachsten Christenthums durchdringen lassen. Hatte ja doch schon das Concil von Trient die Laien bedroht, welche es wagen sollten, Bibelübersetzungen in der Landessprache zu lesen, mögen sie auch von Katholiken ausgegangen sein. Die Verweigerung der Absolution sollte ihnen auf dem Fuße folgen. Daher kam es, und vorzugsweise durch den Einfluß der Jesuiten, die ihre Lehre weit über die Bibellehre stellten, daß die Masse des katholischen Volkes, namentlich in nichtdeutschen Ländern, auf diejenige Erkenntniß der Bibel beschränkt blieb, welche sie aus dem Lectionarium der Perikopen und aus dem Antiphonarium der Psalmen hernimmt. Man hat die Folgen an dem von Jesuiten unterrichteten Volk der höchsten und niedersten Stände zu allen Zeiten hinreichend erkannt.

Als Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, lavirte er Anfangs; er machte der Revolution Concessionen. Als aber die Revolution vorwärts ging, wich er um so mehr zurück; er war zu schwach, um nicht der Sonde und den Intriguen der Jesuiten zu verfallen. Die Revolution vertrieb die Jesuiten an vielen Orten. Das Volk stürmte ihre Anstalten; allein sie kehrten zurück. Der Papst nahm sie wieder mit Freuden auf. Sie waren seine treuesten Stützen, er brauchte seine Soldaten nothwendig. Wie der Papst zu den Jesuiten steht, läßt sich ersehen aus nachstehender Rede, die er vor Jahren schon an die Jesuiten, seine Lieblinge, hielt: „Ihr, ehrwürdige Väter, seid

die hauptsächlichste Stütze des Glaubens, indem ihr unverdrossen arbeitet, die gesunden Grundsätze der Philosophie aufrecht zu erhalten, ebenso die von der Vorsehung eingesetzte Ordnung der Dinge, indem ihr die heiligen Lehren Roms durch die Welt verbreitet. Wie dieses aber auch unserem väterlichen Herzen zum Troste gereichen mag, so betrübt es aber uns ebenso sehr, sehen zu müssen, wie die revolutionäre Treulosigkeit eure gemeinschaftlichen Bestrebungen auf's Grimmigste bekämpft. Eine hochherzige Nation ist es, welche diesen heiligen Stuhl auf's Erbittertste und Nachhaltigste bekämpft; aber, was sage ich, eine hochherzige Nation! Nein, der Fürst, welcher an ihrer Spitze steht, ist der Urheber aller Aufstände Europas, der sich vorgenommen hat, die Kirche Gottes aller ihrer weltlichen Güter zu berauben, die ihr die Vorsehung verlieh, um die getreuen Völker besser führen und regieren zu können. Er hat sich vorgesetzt, die gegenwärtige Ordnung der Dinge, auf welcher Gesellschaft und Kirche beruhen, umzustoßen und nach und nach wieder das Heidenthum einzuführen."

In Neapel führte Ferdinand IV., seit seiner Einsetzung als König des wieder vereinten Reichs beider Sicilien Ferdinand I., alsbald die von den Franzosen vertriebenen Jesuiten wieder ein, er ließ sie aus Sicilien herüberkommen, gab ihnen ihr altes Collegium mit allen seinen Besitzungen zurück und legte die Erziehung des Volkes fast ganz in ihre Hände. Nicht minder unterstützte sie sein Nachfolger Franz I. seit Januar 1825; er gab ihnen das ausschließliche Privilegium der Erziehung des jungen Adels. Ueberall auf dem Festland von Neapel, wie auf Sicilien, erhielten sie eine Menge neuer Collegien oder sonstige Anstalten.

Im Königreich Sardinien hatten die Jesuiten eine noch glänzendere Stellung. Der König Victor Emanuel war über die Revolution, die ihm große Verluste gebracht, ebenso wüthend, als er für die Jesuiten und die gute alte Zeit

eingenommen war. Bereits im Jahr 1815 eröffneten sie ihr Collegium zu Turin und im folgenden Jahr ein Noviziat zu Genua. Die Universität zu Genua mußte die Besitzungen dem Orden zurückgeben, die ihr nach Auflösung des Jesuitenordens im Jahr 1773 aus dem Eigenthum der Jesuiten überwiesen worden waren. Der Ertrag derselben belief sich damals auf 44,000 Lire und im Jahr 1816 auf das Dreifache. Die Genuesen waren darüber höchlich erbittert. Die Hochschule erhielt nie eine Entschädigung und kam von dort an herunter. Bei alledem wußten sie sich in Genua ein bedeutendes Vermögen zusammenzuscharren. Man fürchtete sie und gab reichlich, um nichts von ihren Krallen befürchten zu müssen. Sie erhielten eine Menge Vermächtnisse und viele Patrizier machten sie zu Austheilern ihrer milden Gaben an die Armuth, wobei sie den besten Theil in ihre eigenen Taschen prakticiren konnten, weil sie keiner Controle unterworfen waren. Im Jahr 1840 hatten die Jesuiten zu Montebello in der Provinz Tortona bereits ein prachtvolles Landgut acquirirt, gleichwohl fingen sie im Jahr 1840 an, zur Erhaltung ihrer Armenanstalten überall in den Häusern umher um Beiträge zu betteln. Die Einwohner waren entrüstet, aber nur Wenige hatten den Muth, die unverschämten Bettler mit leeren Händen fortzuschicken. Die Jesuiten aber erlangten ein neues Jahreseinkommen von mehr als 12,000 Lire, denn Viele verstanden sich zu monatlichen Gaben. Es war dies offenbar eine Besteuerung der Bevölkerung zu Gunsten der Jesuiten. Aber nicht blos Geld, nicht blos die Schule wußten die Jesuiten an sich zu reißen, auch die Staatsgewalt bekamen sie in die Hände. Schon unter Victor Emanuel regierte eigentlich factisch der Jesuit Botta, der Beichtvater der Königin Therese. Sie waren bei aller Schlauheit so ungeschickt, das Volk bis zum Aufstand zu erbittern (1821), in Folge dessen der greise Monarch zu Gunsten seines Bruders Karl Felix abdanken mußte (13. März 1821).

Unter Karl Felix gelang es ihnen erst recht, sich festzusetzen in Einfluß und Gelderwerb. Karl Felix machte selbst die Exercitien im Innern seines Palastes mit und ging nicht selten in der robe courte, dem Ordenskleid der Jesuiten, umher. Sein Beichtvater, der Jesuit Grassi, und der Superior des Turiner Hauses, Pater Roothaan, nachher General, beherrschten den König und den Hof. Die Jesuiten wußten es daher ohne sonderliche Schwierigkeiten dahin zu bringen, daß ihnen die höchsten und wichtigsten Lehranstalten in die Hände fielen. Bereits im Jahr 1822 spielten sie an den Universitäten zu Turin und Genua die größte Rolle, sie wußten auch nur halbwegs denkende Professoren durch ihre Creaturen zu ersetzen und die Universitäten zu neuen Werkstätten ihrer mittelalterlichen, orthodoxen und hierarchischen freiheitsmörderischen Tendenzen zu machen. Im Jahre 1822 hatte nämlich eine königliche Verordnung die Riforma, die oberste Schulbehörde, der alle Lehr- und selbst die öffentlichen Pensionsanstalten untergeordnet waren, mit den Universitäten vereinigt. Dadurch bekamen die Jesuiten die Oberhand; die Gesellschaft Jesu wurde die höchste Schulbehörde der sardinischen Monarchie. Dieser Zustand dauerte auch noch unter Carl Albert fort, der (27. April 1831) dem Felix folgte. Er schenkte den Jesuiten den prächtigen Palast Doria-Torsi zu Genua, er zwang die Municipalbehörde, die neue Anstalt mit einem Jahresbeitrag von 10,800 Lire zu unterstützen. Karl Albert unterstützte sie in jeder Hinsicht. Im Juni 1844 hatten sie eine neunzehnjährige muthmaßliche reiche Erbin zur Flucht aus dem väterlichen Hause und zum Uebertritt zum Katholicismus verlockt. Es war dabei nicht blos eine Seele, sondern noch viel Geld zu gewinnen. Der Vater gab sich alle Mühe, sein Kind den Klauen der Jesuiten zu entreißen. Es half nichts. Carl Albert erklärte dem Manne in einer Audienz sein Bedauern, aber er könne nichts thun. Die Noten des holländischen Gesandten, der

Gesandten von England, Preußen, Oesterreich waren ohne Erfolg. Das sardinische Ministerium erklärte einfach, die Angelegenheit gehöre nicht in seinen Bereich. Der Vater, ehemals holländischer Gesandter, Geldevier, mußte Turin ohne sein Kind verlassen. Später wurde Karl Albert liberal, nachdem er lange genug von den Jesuiten geleitet worden war. Er äußerte selbst, er habe zu wählen zwischen dem Dolch der Carbonnari und der Chocolade der Jesuiten. Auf der andern Seite waren aber auch die Jesuiten unter ihm sehr dienstfertig, indem sie sogar als Polizeispione Dienste leisteten. Eine ganz vorzügliche Kunst besaßen sie, andere Armen- und Lehranstalten zu verdächtigen und an sich zu reißen, und Karl Albert war schwach genug, dieselben den Ignorantenbrüdern zu übergeben, die mit ihnen eins waren. Erst im Jahr 1841 und nachher durch die Revolution von 1848 wurden diese Zustände anders.

In Modena kamen die Jesuiten durch den Herzog Franz IV. wieder auf. Sie erhielten ihr Collegium in der Hauptstadt und ihre Güter zurück und gründeten eine zweite Colonie in Reggio. Diese Colonien wurden bald die größten und reichsten in Italien, jedes Colleg hatte circa 400 Zöglinge und 50—60 Kostgänger. Die Jesuiten hatten sogar die Censur in der Hand; der Beichtvater des Herzogs war Präsident der Censurbehörde. Dieser ließ im Jahr 1829 sämmtliche Bibliotheken visitiren und verordnete, daß die Werke aller Dichter, die nicht im Sinn Loyola's geschrieben sind, selbst Horaz, Ovid, Lucrez u. A. verbrannt werden mußten. Ebenso griffen sie in die Staatsverwaltung ein; Franz konnte sie zu seinem Schreckenssystem gar zu gut brauchen.

Auf die kleinen bourbonisch-österreichischen Staaten in Italien übte Oesterreich in der Jesuitensache den schlimmsten Einfluß. In Parma dauerte es lange Zeit, bis sie durchdrangen. Marie Louise, die Wittwe des Kaisers Napoleon,

wich erst im Jahr 1844 dem Andrängen von Oesterreich, das eine längere Weigerung nicht gestattete. In Kurzem wurden jedoch im Lande Klagen laut. Der Municipalrath von Piacenza (September 1846) stellte der Regierung vor, daß das dortige Gymnasium in Folge der Uebergabe an die Jesuiten bald leer sein werde. Die Eltern seien entrüstet über die dort eingerissene Entsittlichung. Wer es vermöge, schicke seine Kinder in auswärtige Schulen.

Im Jahr 1846 drang der österreichische Einfluß auch in Toscana durch. Großherzog Leopold II. gestattete einigen Jesuiten, sich in Montepulciano anzusiedeln, Jesuitinnen, „Damen vom heiligen Herzen Jesu", durften eine Jesuitenanstalt zu Pisa eröffnen. Diese Jesuitinnen haben die gleichen Gesetze, wie die Jesuiten, und besitzen besonders in Frankreich seit der Restauration großen Einfluß, vor Allem in den aristokratischen Familien. Eine Jesuitin erreichte oft mehr, als ein Jesuit. Eine andere weibliche Jesuiten-Gesellschaft sind die „Frauen vom guten Hirten", ebenfalls in Frankreich entstanden und vor Allem in den unteren Volksschichten thätig, besonders für gefallene Mädchen. Sie verbreiteten sich auch in Deutschland, in der Schweiz, Italien und Amerika.

Das Großherzogthum Lucca blieb von den Jesuiten merkwürdigerweise ganz verschont. Schon im Jahr 1660, als Lucca noch eine Republik war, wurde ein Gesetz erlassen, das jeden Bürger der Republik, der von Aufnahme des Ordens sprechen würde, mit der Strafe des Meineids bedrohte.

Im lombardisch-venetianischen Königreich konnten die Jesuiten sich erst spät einnisten. Das Geld mußte auch hier helfen. Der reiche Abbate Albertini drohte den renitenten Bürgern von Verona, die von ihm zur Errichtung und Dotirung eines Jesuitencollegiums bestimmten 100,000 Gulden anderwärts zu verwenden. Einige Jahre nachher

zogen die Jesuiten auch zu Cremona, Brescia und Venedig wieder ein.

In Oesterreich konnte man die Jesuiten nur unter dem Namen der Liguorianer wieder einschmuggeln. Der Kaiser Franz I., selbst Metternich, viele alte Staatsmänner und die Wiener Bevölkerung waren gegen sie, die Kaiserin aber, Caroline Auguste, zweite Tochter des Königs Max Joseph von Bayern, geleitet von dem Jesuiten Sambuga, war für sie. Er wußte auch den Kaiser in dergleichen Dingen trefflich zu leiten. Es ist zu bemerken, daß der Orden der Lignorianer oder Redemptoristen mit dem Jesuitenorden fast identisch war, die Liguorianer hatten dieselbe verderbliche Sittenlehre, dieselbe absolute Unterordnung unter den Willen des Papstes. Schon zur Zeit der Auflösung des Ordens durch Clemens XIV. wurden viele Jesuiten Liguorianer, und als Pius VII. den Orden der Jesuiten wiederherstellte, mußte der Orden der Liguorianer eigentlich aufhören. Durch diese Escamotage konnte man den Kaiser Franz herumbringen. Im Jahr 1820 wurden die Liguorianer in Wien eingeführt und erhielten alsbald ein Ordenshaus und eine Kirche. Die Wiener entdeckten aber den Betrug nur zu bald; ein allgemeiner Unwille entstand, selbst Metternich war gegen die Loyoliten; Spott und Verachtung kam ihnen entgegen. Aber es half Alles nichts; sie hatten zu hohe Protectionen. Selbst die empörendsten Unsittlichkeiten in ihren Anstalten, Unzucht, Diebstahl ꝛc. änderten die Sachlage nicht. In Wien errichteten sie auch ein Bußhaus, um der weiblichen Prostitution entgegenzuwirken. Vorsteherin ihres „Magdalenenstifts" wurde eine berüchtigte Gräfin, die vordem durch ihre Buhlerkünste bekannt war. Ob der sittliche Zustand in Wien dadurch besser wurde, ist bis jetzt unentschieden. In Wien wußten sie ein eigenes Mittel anzuwenden, um die Geheimnisse der Familien zu entdecken; sie verleiteten die männlichen und weiblichen Dienstboten, die

beichteten, zur Spionage und geheimen Polizei. Auch die Courtisanen waren ihnen zugänglich; ferner verstanden sie es, an diesem Platz vortrefflich, Geldgeschäfte, Börsenoperationen zu machen. Schon nach einem Jahrzehent hatten sie Millionen, die sicher nicht alle erschlichen und erbettelt, sondern einem großen Theile nach erwuchert waren. Selbst Metternich, der ursprünglich gegen sie war, kam in ihre Netze. Er konnte sie brauchen im Interesse der Volksunterdrückung und um seinen Einfluß in Italien zu halten. Die Reform fern zu halten, war ihr und Metternich's einziges Bestreben, dazu wirkten sie in Wien, in Rom, in Turin, in Neapel vortrefflich mit. Die Niederhaltung Italiens, die Knechtung Oesterreichs war Zweck und Mittel der Jesuiten, um sich bei Metternich in Gnaden zu erhalten. Einschränkungen, wie z. B. Genehmigung des Staates bei Vermächtnissen, bei Aufnahme von Ausländern, Einführung von Schulbüchern 2c. wußten die Jesuiten prächtig zu umgehen und den Metternich selbst zu überlisten. Item, sie waren einmal da und breiteten sich nun alsbald auch im übrigen Oesterreich aus. In Tarnopol in Galizien erhielten sie im Jahr 1820 ein Collegium und das Gymnasium, in Lemberg ein adeliges Collegium und 20,000 fl. Unterstützungskosten. Man wollte die Polen durch die Jesuiten für Oesterreich gewinnen, aber es gelang nicht, noch weniger gelang es in Ungarn, wo der Reichstag und die Bischöfe sogar (1840) sich gegen sie erklärten. Man merkte die Absicht gar zu gut. Nach langem Widerstreben fanden sie endlich Eingang in Graz. Im Jahr 1832 wurden sie als Redemptoristen im Erzherzogthum Oesterreich eingeführt; als Jesuiten im Jahr 1836 in Linz dem Hauptort Oberösterreichs, wo übrigens die Bürger durchaus gegen sie waren. In Linz herrschte allgemein die Sitte, daß Dienstboten bei den Jesuiten nicht zur Beichte gehen durften. Man wußte, daß sie um die Geheimnisse ihrer Herrschaften befragt wurden, um so in die Familien eindringen

zu können. Vor Allem suchten die Herren in Tyrol einzudringen, obwohl ihnen dort das bigotte Volk und die Geistlichkeit entgegen war. Ein gewisser Freiherr von Giovanelli bemühte sich hier wesentlich um die Einführung dieses hochwürdigen Ordens, der sich so sehr um die alleinseligmachende Kirche verdient gemacht habe. Die guten Leute ließen sich einschüchtern, weil sie fürchteten, als Ketzer angeschwärzt zu werden, wenn sie sich der Bitte um Einführung der Jesuiten beim Kaiser widersetzten. Noch vor Ende des Jahres 1838 hatten es die Jesuiten dahin gebracht, daß sie das Theresianum, eine Erziehungsanstalt für adelige Jünglinge, und das Gymnasium zu Innsbruck in die Hände bekamen, sowie natürlich eine eigene Kirche. Auch auf die Universität hatten sie es ganz besonders abgesehen. Es sollte ihnen jedoch zunächst nicht gelingen. Ein neues Convict, durch welches sie der Universität Concurrenz machen wollten, konnten sie trotz aller Bemühungen nur nach Jahren zu Stand bringen; es fand aber lange Zeit wenig Theilnahme. Hier in Tyrol übten sie alle möglichen Gemeinheiten, sie lockten Mädchen zur Beichte und fragten sie über Dinge aus, die sie schamroth machten, nöthigten ihnen das Gelübde ewiger Keuschheit ab, um ihre Ersparniß und Vermögen zu erhaschen, stellten verheiratheten Frauen das Verdienst der Entbehrung des ehelichen Umgangs vor. Ein altes Fräulein wußten sie zu bereden, ihnen ein Legat von 35,000 Gulden zu vermachen. Für ihre Missionen in Asien und Amerika bettelten sie sogar bei Kindern, Dienstboten, Taglöhnern, trieben bei Gelegenheit religiöser Uebungen für das Volk eine Masse Beiträge ein, geistliche Uebungen, die alle mögliche Verwirrung, Wahnsinn und Selbstmord im Gefolge hatten. Denn das gewaltsame Eindringen in die Gewissen und das Vormalen der schrecklichsten Höllenstrafen brachte die armen unwissenden Leute zur Verzweiflung. Es war nicht zu verwundern, daß die Jesuiten auf diese Weise sich nicht sehr beliebt machten.

Gleichwohl setzten sie sich überall fest und hatten bis auf diese Stunde ihren Hort in Tyrol. Im Jahr 1848 hatten sie zwar einen Sturm auszuhalten. Am 6. April stürmte das Volk in Wien das Kloster der Liguorianer und bedrohte ihr Leben. Im Lauf desselben Monats wurden die Jesuiten aus ihren Niederlassungen im Erzherzogthum Oesterreich und in Steyermark vertrieben, worauf eine kaiserliche Verordnung vom 8. Mai die Aufhebung der Gesellschaft Jesu und des Liguorianerordens im ganzen Umfang der Monarchie verfügte. Das waren aber nur kurze und vorübergehende Stürme. Die Jesuiten, ihrem unveränderlichen Gedanken getreu, ließen sich nicht entmuthigen. In Tyrol wußten sie die Gemüther so einzunehmen, daß aus dieser Provinz eine förmliche Protestation gegen den Ausweisungsbeschluß erfolgte; in Linz und selbst in Wien schlichen sie sich wieder ein und jetzt sind sie in Oesterreich wieder mächtiger als je. Wahrlich nicht zum Heil des Kaiserstaates.

Im übrigen Deutschland wußten sich die Jesuiten ebenfalls einzunisten. In Düsseldorf, Köln, Koblenz und andern Städten der preußischen Rheinprovinz ließen sie sich nieder. In Hildesheim im Hannöver'schen errichteten sie ebenfalls ein Collegium. Im Königreich Sachsen, dem Ausgangspunkt der Reformation, hatten sie bei Hof den größten Einfluß; den König Friedrich August († 1827) und seinen Nachfolger, den König Anton, beherrschten sie vollständig. Sie hatten es schon so weit gebracht, daß die Regierung den prächtigen Marcolinischen Palast zur Aufnahme der Jesuiten ankaufen wollte. In Annaberg hatten sie bereits insgeheim eine Kirche für sich geweiht, sie durften also nur einziehen. Allein die Ereignisse verhinderten ihr weiteres Vorschreiten, vor Allem die blutige Demonstration in Leipzig (August 1845), die blutige Folgen hatte und die Regierung, den Hof vorsichtiger machte. Die Mission zu Dresden mußte aufgelöst werden.

Ganz besonders wirksam für Deutschland im Jesuitengeschäft wurde das Collegium Germanicum zu Rom. Von der Pflanzschule aus verbreitete sich eine Menge Unkraut über Deutschland, nur in dem Zeitraum von 1822—42 kamen 125 Priester aus dieser Anstalt nach Deutschland und 64 in die Schweiz, unter diesen waren u. A. die zwei gewichtigen Persönlichkeiten, der päpstliche Hausprälat, Karl August Graf von Reisach, früher Bischof von Eichstädt, nachher Erzbischof von München-Freising und Anton Stahl, Bischof von Würzburg. Friedrich Wilhelm III. untersagte zwar durch eine Cabinetsordre allen preußischen Unterthanen den Besuch auswärtiger Jesuitenanstalten, sogar die österreichische Regierung verbot ihren Unterthanen den Besuch jener Collegii, ebenso die Hannöversche. Alle diese Regierungen waren den Jesuiten eigentlich günstig, aber sie fürchteten den confessionellen Hader, den die Jesuiten überall anrichteten. Gleichwohl breiteten sie sich im Stillen überall aus.

Proselytenmacherei war auch jetzt wie immer jesuitisches Hauptgeschäft. Sie glaubten u. A., den König von Preußen, der die katholische Gräfin Auguste von Harrach (1824) geheirathet hatte, durch Vermittlung dieser seiner Gemahlin zum Katholicismus herüberziehen zu können. Die Fürstin aber trat zum Protestantismus über. Damit war die jesuitische Intrigue vernichtet. Dagegen brachten sie einen andern regierenden Fürsten herüber. Während eines Aufenthalts in Paris wußte der Jesuit Roulin den Prinzen Ferdinand von Anhalt-Köthen zu convertiren. Er war in zweiter Ehe verheirathet (1816) mit der Gräfin Julie von Brandenburg, einer natürlichen Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. Die Jesuiten wirkten hier mit Geld, sie ließen sich's Etwas kosten, um für ihre Umtriebe im nördl. Deutschland einen Stützpunkt zu finden. Die Residenz Köthen wurde sofort der Sitz einer Jesuitenmission, der

Pater Beck war es, der den Fürsten fortwährend zu Maßregeln gegen seine Unterthanen aufstachelte. Das Volk war wüthend, als jedoch im Jahr 1830 der Herzog starb, ging der Sturm vorüber, auch unter dem protestantischen Nachfolger Heinrich blieb noch eine Mission von fünf Jesuiten, weil die Wittwe des Vorigen ihnen ganz ergeben war, aber im Jahr 1848 mußten sie weichen, nachdem das Ländchen an Dessau und Bernburg gefallen war.

In Bayern drangen die Jesuiten erst spät durch. Max Joseph I. wollte sie nicht, Ludwig I. auch nicht; selbst die Bemühungen und Schriften des ehemaligen Jakobiners Görres vermochten den König nicht für die Jesuiten zu stimmen. Erst im Jahr 1837 gelang es dem Erzbischof von München, Grafen Reisach, den König während seiner Anwesenheit in Rom zu bewegen, daß er seine Ordensbrüder unter dem Namen der Redemptoristen in Bayern einführen ließ. Es sollen hier auf den König eigenthümliche weibliche Einflüsse Statt gefunden haben, denen er nicht zu widerstehen vermochte. Zuerst sollten die Herrn Jesuiten in München einen Sitz erhalten, man wollte ihnen das ehemalige Jesuitencollegium geben, allein der Plan ging trotz allem Bemühen nicht durch. So mußten die Jesuiten sich mit einer Ansiedlung in Altötting begnügen (1841), die ihnen weit weniger angenehm war, als eine solche in München, wo sie mehr Gelegenheit zum Wühlen gehabt hätten. Gleichwohl saßen sie jetzt fest und wußten überallhin ihre Krallen auszustrecken. Altötting ist ein berühmter Wallfahrtsort, schon dadurch vermochten sie auf das Volk zu wirken, auch gewannen sie Einfluß auf den Hof, die Universität, der neuerdings jedoch zu sinken scheint. Jedenfalls ist das bayerische Terrain für den Jesuitismus sehr günstig. Auch wurde von dort aus immer der Eintritt in das Collegium Germanicum vermittelt. Die historisch-politischen Blätter, die seit Jahren in München erscheinen, sind Organ

der Jesuiten, sie verfechten den Ultramontanismus in der ächt jesuitischen zähen und fanatischen Weise.

Seit dem Jahr 1848 haben die Jesuiten überall in Deutschland ihre Netze ausgeworfen und unter der Aristocratie der Legitimisten wieder vielfach Eingang gefunden, ebenso wie unter dem ungebildeten Volk. In den Missionen wirkten sie offen in Predigt und Gottesdienst geheim im Beichtstuhl und in den Familien. In Süddeutschland haben sie außer schon bayerischen Niederlassungen zwei große Anstalten in Gorheim bei Sigmaringen, wo Jesuiten aller Nationen aus- und eingehen, und in Feldkirch, wo sie eine große Erziehungsanstalt besitzen, die Söhne adeliger Familien aus allen Ländern herbeizuziehen weiß.

In England hat der Ultramontanismus in der neueren Zeit trotz der Abneigung des Volks gegen den Papismus sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Er hat seine Erfolge vorzüglich den Jesuiten zu verdanken. Die Jesuiten, die vor der Revolution flohen, fanden schon Aufnahme in England und erwarben daselbst Besitzungen, wie wir bereits gesehen haben, immer unter dem Namen der Väter des Glaubens, bald gewannen sie eine Reihe von neuen Residenzen, Missionshäusern etc. unter andern die Collegien zu Canterbury, Liverpool, Dublin und Clongowaywood. Indessen war die englische Aristokratie und Regierung doch auf der Hut, man wurde bedenklich und die Katholiken-Emanzipation scheiterte in den Jahren 1822 und 1825 an der Besorgniß vor den Jesuiten. Als diese im Jahr 1829 durchging, ward, offenbar zum Schutz gegen die Jesuiten in der Emanzipationsbill festgesetzt, daß alle Britten, die in religiöse oder klösterliche Vereine eintreten wollen, oder im Ausland eingetreten seien, der Staatsbehörde Anzeige zu machen haben und in ein eigenes Register einzutragen seien; ferner daß ausländische Ordensgeistliche, besonders Jesuiten, die nach Publication dieses Gesetzes ins Land kommen würden,

lebenslänglich verbannt, wenn sie nicht freiwillig sich entfernten, fortgeschafft und falls sie über drei Monate noch auf britischer Erde sich betreten ließen, auf Lebenszeit transportirt, d. h. nach einer Strafcolonie gebracht werden sollten. Aber die Jesuiten wußten auch diese Maßregeln zu umgehen. Nach beendigter Prüfungszeit legte der Noviz in die Hände des Pater Rector der Anstalt seine Gelübde ab und empfing die Weihen in einer kleinen Kapelle, in welche nie ein Fremder Zutritt hatte. Nur die Oberen kennen somit die Mitglieder des Ordens in England. Ueberhaupt halten sich die Jesuiten in England äußerst vorsichtig wie die verbrannten Kinder, die das Licht scheuen; sie wissen sich in ein vollständiges Dunkel zu hüllen. Gleichwohl erkennt man sie an ihren Früchten. Der Katholicismus hat in der neueren Zeit besonders durch den Puseyismus bedeutende Fortschritte in England gemacht, er zählte seinen Gewinn zu Tausenden, Adelige, Geistliche, Gelehrte und viele Andere. Hiezu hat der verstorbene Cardinal Wiseman wesentlich beigetragen. Schon die Katholikenemancipation im Jahr 1829 war von schlimmen Folgen, sie kam einer Religionspartei zu Statten, deren Häupter mit den Evangelischen im Frieden nicht leben können noch wollen, die ihnen auf alle Art Abbruch zu thun bestrebt sind, die mit ihren religiösen Zwecken immer auch politische verbinden, welche den protestantischen Staaten nicht mindere Gefahr bereiten, als jene Zwecke den Religionsgesellschaften. Göthe äußerte damals gegen Ekermann: Bei den Katholiken sind alle Vorsichtsmaßregeln unnütz. Der päpstliche Stuhl hat Interessen, woran wir nicht denken und Mittel, sie im Stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben. Säße ich jetzt im Parlament, ich würde auch die Emanzipation nicht hindern, aber ich würde zu Protokoll nehmen lassen, daß wenn der erste Kopf eines bedeutenden Denkers durch die Stimme eines Katholiken falle, man an mich denken möge. Ferner sagte

er: den Katholiken ist gar nicht zu trauen. Man sieht, welchen schlimmen Stand die zwei Millionen Protestanten gegen die Uebermacht der fünf Millionen Katholiken bisher in Irland gehabt haben und wie z. B. arme protestantische Pächter gedrückt wurden, die von katholischen Nachbarn umgeben waren. Die Katholiken halten immer zusammen, wenn es gegen einen Protestanten geht. Für O'Connel war die Emanzipation der Katholiken nur eine Vorstufe der Emanzipation der beiden Reiche, die er mit allem Eifer betrieb. War denn Irland von England losgerissen, dann sollte Irland für Jesuiten und Jesuitengenossen eine Veste gegen England, ein steter Angriffspunkt werden, um den Protestantismus in einem Hauptsitz anzugreifen. Auch die deutschen Ultramontanen theilten diese Hoffnungen ebenfalls und erhoben den Agitator und Befreier bis an den Himmel. Bereits sahen sie die schöne Zeit vor Augen, wo der Protestantismus aus England verschwunden wäre. Die Blasirtheit und Gleichgiltigkeit der englischen Aristokratie gegenüber dem Ultramontanismus kann in der That nicht genug getadelt werden. Der Ultramontanismus ist schließlich der Tod der Freiheit. Gegenwärtig ist der höhere katholische Klerus in Großbritannien ungemein zahlreich. In England gibt es einen Erzbischof und 16 Bischöfe, in Schottland 4 Bischöfe, in Irland vier Erzbischöfe und 24 Bischöfe, in den Colonien 6 Erzbischöfe und 53 Bischöfe, zusammen 108 katholische Prälaten. Dann gibt es in England 1100 katholische Kirchen und Kapellen, 192 Klöster, 13 Collegien und 47 andere Erziehungsanstalten. Es ist anzunehmen, daß fast alle diese Anstalten von verkappten Jesuiten besorgt werden.

In Belgien fanden die Jesuiten eine eigentliche Heimath. In Holland, wo die Religionsfreiheit galt, fanden die Jesuiten Unterkunft bald nach Aufhebung des Ordens, zu Amsterdam, Nimwegen und Eulenburg. Die Holländer waren trotz dem Unglück, das die Pfaffen über sie gebracht,

gutmüthig genug, auch die Jesuiten einzulassen. Sie erschienen als Väter des Glaubens und Paccanaristen. Gleich nach der Wiederherstellung des Ordens verwandelten sie sich in Jesuiten und erhielten Besitzungen durch den fanatischen Bischof v. Broglie, der es für Sünde erklärte, für einen protestantischen König zu beten, die Marquise von Rhodes und den Baron Thiennes. Das Schloß Rumbeke wurde ihr Noviziat, sie durften sich sogar im Haag ansiedeln. Der König Wilhelm I. sah ihnen geduldig zu. Aber er handelte nicht consequent genug. Die Bischöfe, wieder Broglie an ihrer Spitze, der ganz in den Händen der Jesuiten war, erklärten sich gegen die neue Verfassung (1815), gegen die Freiheit der religiösen Meinung und die Gleichberechtigung der Confessionen, weil dadurch die verdammlichen Ketzer begünstigt würden, sie verweigerten den Eid auf die neue „die katholische Religion unterdrückende und herabwürdigende" Verfassung, versagten die Absolution denen, die ihn geleistet, und sanctionirten den Aufruhr im Voraus. Sofort mußten die Jesuiten das Land verlassen (3. Januar 1816). Sie widersetzten sich, gestützt auf Broglie. Sie mußten mit einander fliehen, die Austreibung wurde aber nicht streng genug betrieben. Daher blieben Viele insgeheim zurück und Broglie, dessen Bild auf Befehl des Königs an den Pranger geheftet wurde, ward in den Augen der dick katholischen Belgier ein Märtyrer. Die Zurückgebliebenen agirten vor Allem gegen das Unterrichtsgesetz, das die Leitung des Unterrichts dem König übertrug. Dieses Unterrichtsgesetz war ein Hemmschuh gegenüber den Umtrieben der Jesuiten und bis in die neueste Zeit der Zielpunkt, gegen den die Jesuiten anstürmten. Dieses Gesetz galt ihnen für gottlos, weil mit demselben die alte Dummheit nicht aufrecht erhalten werden konnte und der Glaube an die Jesuiten aufhören mußte. Die Jesuiten waren wüthend über das Gesetz und über den König noch mehr. Je entschiedener der König das Gesetz

aufrecht erhielt, desto leidenschaftlicher wurde die Opposition der Jesuiten. Sie wurden unterstützt von Adel, der Geistlichkeit und der ungebildeten Macht. Die Opposition gegen den König führte schon jetzt ganz heterogene Elemente zusammen, es schlichen sich immer neue Jesuiten besonders aus Frankreich ein unter allen möglichen Masken und Titeln, sie nisteten sich vorzüglich in Gent, Löwen, Brüssel und Lüttich ein. Man ging auch diesen Instituten und zwar oft peinlich scharf zu Leib, im Jahr 1824 mußten die Bischöfe die Retraiten aufheben. Es waren dies von Jesuiten geleitete Vereine behufs mystischer Andachtsübungen, beiläufig auch zum Conspiriren. Auch die Ignorantenbrüder wurden bisweilen in brüsker und origineller Weise über die Grenze geschafft. Aber in allen diesen Maßregeln war keine Consequenz, der König fürchtete die Sympathie der Südländer für den Ultramontanismus und die Machinationen der Jesuiten. Dadurch wuchs ihr Uebermuth, indem sie selbst in die Nähe des Königs ihre Gönner zu bringen wußten. Endlich brachten sie sogar eine Allianz mit den Liberalen zu Stand. Sie fingen an von Freiheit zu sprechen, vor Allem forderten sie die Freiheit des Unterrichts, weil der König 25. September 1825 die gesetzwidrigen jesuitischen Pensionate und Privatschulen aufheben ließ. Die Liberalen vereinigten sich mit diesem Verlangen, weil sie über den König erbost waren, der keine Jury gestattete, die Rechte beschränkte und andere Mißgriffe machte. Durch die Revolution von 1830 gelangten die Jesuiten zu ihrer Freiheit, das ist, zu der Freiheit, die sie meinten. Diese Freiheit verwandelten sie in die größte Geistestyrannei, denn jetzt bekamen sie das Volk erst recht in die Hände, durch die Ausdehnung des Wahlrechts auf das total ungebildete Landvolk bekamen sie politischen Einfluß auf die Kammer und die Regierung. Die Bauern wurden heerdenweise von den Pfarrern zur Wahlurne getrieben, Widerspenstige wußte man mit den Beichtzetteln zu chicaniren.

Man muß wissen, in welchem Zustand damals das belgische Volk war. Im Jahr 1826 wurde ein Geistlicher, der als Teufelsbanner umherzog, zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt. In demselben Jahr wurde ein Bauer abgeurtheilt, der in Gemeinschaft mit seinen vier Söhnen, eine alte Frau als Hexe auf Kohlenfeuer gebraten, ihr das Fleisch vom Leibe gerissen und sie dann auf die Straße geworfen hatte. Kinder, die die Lancasterschulen besuchten, wurden von Beichte und Abendmahl ausgeschlossen und Bücher feierlich verbrennt, die die Lehre enthielten, daß es erlaubt sei, für alle Menschen zu beten, welcher Religion sie angehören. Es trat nun die vollständige Trennung von Kirche und Staat ein, dabei aber unterlagen die Liberalen vollständig. Die Jesuiten traten nun erst recht hervor und von jetzt an fingen sie an zu herrschen. Im Volk und unter der legitimistischen Aristokratie spielten sie die Herren und Meister und wußten sich überall in Kammern, in Schulen, in den Kirchen und auf den Promenaden gleich gewandt zu benehmen. Sie gewannen solche Macht, daß sie vor den Wahlen mit den Candidaten über die Bedingungen unterhandelten. Wer sie vergaß, wurde nicht mehr gewählt. Durch die Unterrichtsfreiheit bekamen sie die Schulen in die Hände, durch das Associationsrecht die Befugniß, alle mögliche Institute zu errichten, Klöster und Genossenschaften jeder Art. Kein Wunder, daß der Orden einen großen Aufschwung nahm. In wenigen Jahren hatten sie Collegien zu Namur, Antwerpen, Lüttich, Gent, Alost, Tournai, Löwen, Brügge, Mons, Courtray, Verviers, Turnhout, Brüssel und in anderen Städten. Mit diesen Anstalten waren Pensionate für die Söhne der mittleren und höheren Classen verbunden, die meist über 200 Zöglinge hatten, neben ihnen gingen die Ignorantenbrüder her. In Brüssel gingen mehr als 2000 Kinder im Jahr 1841 in ihre Schulen, nicht blos der Unterricht, auch Geschenke, Kleider zogen sie an. Gegen

die Lehranstalten des Staats opponirten sie auf jede Weise, sie wollten sie durchaus in ihre eigenen Hände bekommen, ihre Lehre wurde als ketzerisch, ihre Lehrer als lüderlich dargestellt, von der Kanzel, im Beichtstuhl besonders gegenüber den Müttern, auch der freien Universität zu Brüssel suchten sie sich zu bemächtigen und wußten ihr auch sehr zu schaden. Viele Zöglinge fielen ab, die Angst der Eltern vor den Jesuiten, die Gleichgiltigkeit des Belgiers, der mehr auf's Practische sieht, gegen höhere Bildung wirkte dabei mit, sowie die Aussichten, die die Jesuiten auf Carriere, reiche Heirathen u. dgl. zu eröffnen wußten. Sogar die Presse wußten die Jesuiten zu beherrschen, indem sie im Beichtstuhl, von der Kanzel, im Familienkreis vor den liberalen Zeitungen warnten. Wer auf liberale Blätter abonnirte, erhielt keine Absolution. Redacteure, Mitarbeiter, Verleger, Setzer freisinniger Blätter wurden in den Bann gethan. Ebenso terrorisirten sie auch die Literatur überhaupt. Die Buchhändler erklärten offen, sie finden durchaus keinen Absatz mit Werken, in denen auf die Jesuiten nicht Rücksicht genommen sei. Ganz besonderen Einfluß gewannen die Jesuiten auf das weibliche Geschlecht, sogar auf die Königin und die Hofdamen, sie wußten die Jungfrauen in „Schwesterschaften", die Frauen in ihre Reträten zu locken, wo sie sich in ihre Familiengeheimnisse einnisteten und einmischten. Wenn ein Jesuit bei solchen Gelegenheiten Excesse beging, was nicht selten vorgekommen sein soll, so wurde er beseitigt, das ist, er wurde auf die Mission nach America geschickt. Die Mission in Amerika soll in neuerer Zeit wesentlich aus Belgien verstärkt worden sein. Durch alle diese Mittel wuchs der geheime Einfluß der Jesuiten ungeheuer. Endlich wollten sie auch das belgische Episcopat unter ihre Gewalt bringen, zunächst wollten sie die von dem belgischen Episcopat begründete katholische Hochschule zu Löwen haben. Als der Cardinal-Erzbischof sich widersetzte, verleumdeten

sie die Universität auf jede Art, stellten sie als revolutionär und ketzerisch hin. Sie behaupteten sogar, die Löwener Studenten seien sammt und sonders von der Syphilis angesteckt, sie verklagten die Professoren, weil sie keine Schulzucht halten, weil sie nicht zur Beichte gehen etc. So unwahr und absurd das Alles war, so schadeten sie doch der Universität sehr, indem sie ihr viele Zöglinge abwendig machten und selbst Vorlesungen hielten sowohl über Theologie als über Philosophie. Im Februar 1846 vereinigten sich die Bischöfe zu einer Eingabe an den Papst Gregor XVI. Bei Gregor und Roothaan hätten sie ohne Zweifel nichts ausgerichtet; er starb über diesen Vorgängen und unter Pius IX. wechselte der Einfluß. Sie waren daher so klug, mit dem Episcopat Frieden zu schließen. Im Ganzen verloren sie in diesem Streit sehr in der öffentlichen Meinung. Denn die Bischöfe schwiegen ihrerseits auch nicht und verstanden es, dem belgischen Volk über das Treiben der Wölfe im Schaafspelz ein Licht aufzustecken, das ihnen nicht gut war. Es trat ein Umschwung in der allgemeinen Stimmung ein. Gleichwohl sind die Liberalen bis heute über das Jesuitenthum nicht Meister geworden. Bis auf diese Zeiten ist Belgien ein Hauptsitz der Jesuiten in Europa. Von da aus verbreiten sie sich über alle Lande. Ihre Emissäre gehen in Brüssel hauptsächlich Jahr aus Jahr ein ab und zu, holen ihre Aufträge und Instructionen und reisen weiter. Es ist ein eigenthümlicher Zustand, ein freier Staat wie Belgien und die Jesuitenherrschaft. Es ist das aber eben nicht die wahre Freiheit, sondern nur ihr Schein, kein Volk kann politisch wahrhaft frei werden, das geistige Fesseln trägt, kein Volk darf sich frei nennen, das solche Fesseln nicht fühlt. Man sieht hier, daß es mit Verfassungen nicht gethan ist. Welche Leiden eine Freiheit, die mit solchem Despotismus verbunden ist, über ein Volk bringt, läßt sich nicht aussprechen. Es ist ein Eiter in den

Gebeinen und greift um sich wie ein Siechthum, es ist der geistige Tod.

In Frankreich hatten die Jesuiten seit der Restauration die größten Erfolge. Die Restauration war genau betrachtet Nichts als Legitimismus und Jesuitismus. Wie wir bereits wissen, waren die Jesuiten nie ganz aus Frankreich zu vertreiben. Schon unter dem Consulat kamen sie wieder herein, sie trotzten den Ausweisungsbefehlen des Kaisers; schon unter Napoleons Herrschaft besaßen sie allein in Paris vier Häuser, in der Poststraße hatten sie ihr eigenes großes Noviziat. In allen ihren Intriguen wirkten Weiber mit. Der Minister Fouché ließ den Jesuiten Cloridière einstecken, der die größte Thätigkeit für die Väter des Glaubens entwickelte, aber eine Freundin des Ministers wußte ihn frei zu machen. Schon im Jahre 1814 betete man für Wiedereinführung der Jesuiten, liefen Adressen an den König ein, er möge den Orden wiederherstellen, überall sammelte man Unterschriften, der Referain der Adressen war immer: Jesuiten und keine Charte! Zugleich erschallte von den Kanzeln aus in einer Masse von Flugschriften der Ruf: „keine Charte!" Es wurde bewiesen, daß Verbesserungen Nichts, der Orden Alles sei. Bildung, Sittlichkeit, Religion sei ohne den Orden nicht möglich. Die Jesuiten wußten falsche Schriften zu verfassen, die beweisen sollten, daß Ludwig XVI. sich und sein Reich dem geheiligten Herzen Jesu weihte — darüber lachten die Franzosen —, was weder den Jesuiten noch dem König gut war. Als der König Ludwig XVIII. schwankte, ärgerlich über die Intriguen der Jesuiten und doch von anderer Seite von vornehmen Damen bestürmt, wußten sie sich zu halten. Die Franzosen waren gegen die Jesuiten, der Hof war für sie. Obwohl die Jesuiten in ihrer Frechheit sogar den König angriffen und seine Legitimität bestritten, weil ihm das heilige Salböl der Kirche fehle, die allein die Herrscher zu ihrem hohen Berufe weihen

könne, obwohl der Jesuit Boyen den König als Vorläufer des Antichristes schilderte, weil er den Franzosen die Charte gegeben, war Ludwig XVIII. doch so schwach, auf Zureden von Weibern den Jesuiten Einfluß zu verstatten. Sie erlangten Alles, was sie begehrten, thatsächliche Beseitigung der gegen sie bestehenden Gesetze, die weiteste Entwickelung ihrer Thätigkeit und Eingang am Hofe. Im Jahr 1814 erließ Ludwig XVIII. eine Ordonnanz, welche die seitherigen kleinen Seminare der Aufsicht der Universität entzog und sie den Bischöfen überließ. Diese übergaben sie den Jesuiten. Unter dem Namen der kleinen Seminare verbargen sie nun die Collegien. Das Seminar St. Achent bei Amiens und das Etablissement zu Montrouge wurden die Hauptquartiere der Jesuiten. Die französischen Legitimisten, Herzöge, Grafen, Pairs gingen da aus und ein; man lebte auf großem Fuß, herrlich und in Freuden, die Tafel war ausgezeichnet, die Einrichtung brillant; Herzöge, Marquis, Gesandte, Staatsräthe, Deputirte fanden sich ein, es war eine glänzende Wallfahrt; bei der Messe machten junge Grafen und Herzöge die Ministranten. Außerdem wirkten die Jesuiten durch ihre Missionen, zu denen sie unter dem Vorwand, daß es an Geistlichen fehle, vom König die Erlaubniß erhielten; seit dem Jahr 1818 trieben sie diese Propaganda immer ärger. Diese Missionen waren das Mittel, um das Volk politisch zu bearbeiten, gegen die Charte einzunehmen, und Geld zu machen. Um so stark als möglich auf die Sinne des Volks zu wirken, wurden mit den Missionen feierliche Ceremonien verbunden, zum Theil sehr theatralischer Natur. Wenn die Mission an einem Ort zu Ende ging, wurde ein colossales Kreuz mit Lilien verziert, in Procession an einen bestimmten Ort getragen und mit feierlicher Ceremonie eingeweiht. Jeder Gläubige heftete ein metallenes Herz mit seinem Namen bezeichnet an das Kreuz, wodurch symbolisch dargestellt werden sollte, daß die Kirche die ihr entfremdeten Herzen an

sich ziehe und das heidnische Frankreich gleichsam aufs Neue bekehrt werde. Man hat die schwarze Propaganda mit Recht dem rothen Sansculottismus verglichen, scheinbare Begeisterung für Freiheit und doch Nichts als die schändlichste Tyrannei, Aufregung der Massen im Namen des religiösen Fanatismus und des Mittelalters, Verlästerung der Charte, der Ideen der Neuzeit und ihrer Vertreter. Ueberall arbeiteten sie in dem unglücklichen Frankreich nicht blos durch Predigten, Beichte, Privat- und Familienverkehr, sie verbreiteten Formulare, die ein allgemeines Sündenbekenntniß für alle Franzosen enthielten, in denen unter Anderem gesagt war, Gott möge sich des französischen Volks erbarmen, ihm die wahre Freiheit seiner Kinder schenken, um dem trügerischen Gespenst der zügellosen Freiheit, der Mutter aller Missethaten entgegen zu wirken, Gott möge dem französischen Volk verzeihen seine Verbrechen, die es gegen Kirchen, Klöster, seine Diener und Dienerinnen begangen habe, um Heuchler und räuberische Wölfe an ihre Stelle zu setzen. Lafayette, Benjamin Constant, Foy, Manuel seien nur Bösewichter, die nächstens auch über die katholischen Priester eine Bartholomäusnacht bringen würden. Da haben wir ja sonnenklar vor Augen, was für eine Freiheit die Jesuiten wollten, aber das gefiel den Bourbonen — zu ihrem Verderben. — Vor Allem wußten die Jesuiten den Ketzerhaß aufzustacheln. Ganz besonders war dies in Nismes und Umgegend der Fall. Die Protestanten sollten an allem Unheil Schuld sein, das seit 1789 über Frankreich gekommen war, sie allein hatten die Schreckenszeit, die Conscription, den Königsmord, den Atheismus erfunden. Im Jahre 1814 wurde noch nicht gemordert, es blieb bei dem wüthenden Geschrei, mit welchem mehrere tausend Katholiken durch die Straßen von Nismes brüllten: laßt uns aus dem Blute Calvins Würste machen, laßt uns unsere Hände in dem Blut der Protestanten waschen. Im folgenden Jahr kam es aber zu blutigen

Auftritten; friedliche Bürger wurden von Haus und Hof vertrieben, eingekerkert, beraubt, Häuser niedergebrannt, Weiber gepeischt, in dem protestantischen Dorfe Vaquerville wurden die Einwohner von den Unmenschen in ihren Häusern festgebunden und diese angezündet. Tausende flohen in die Wälder, Gräber wurden entweiht, religiöse Versammlungen waren gefährlich, der Pöbel drang in die Kirchen. Die absolutistische Reaction vertuschte die Schandthaten. So groß war der Schrecken, daß vor den Gerichten kein Zeuge gegen die Mörder aufzutreten wagte. Erst Schritte, die von England aus für die protestantischen Brüder geschahen, bewirkten, daß die Greuel aufhörten, die geheime Regierung in Paris schickte nach Nismes den Befehl, inne zu halten, weil sie sich nicht mehr sicher fühlte. Doch wurden noch im Jahre 1830, als die Juliordonnanzen und der Widerstand, den sie in Paris fanden, in Nismes bekannt wurden, reformirte Bürger verwundet, wobei Einer ums Leben kam. Nur mit Mühe brachten die Bessergesinnten die Ordnung wieder in Stand. Das Alles war das Werk der Jesuiten, die hinter den Uebelthätern standen. Indessen blieben die blutigen Auftritte in Nismes vereinzelt. Obgleich Ludwig XVIII. mehrfach, namentlich vom Papst angegangen worden wurde, die Religionsfreiheit zwar nicht aufzuheben, jedoch zu beschränken, so beharrte er doch darauf, die Protestanten in dem Genuß ihrer bürgerlichen und politischen Rechte zu lassen; die römisch-katholische und apostolische Religion war zwar zur Staatsreligion erhoben, der König selbst aber gab nicht zu, daß dieser Artikel als Hauptsatz, der andere hingegen, welcher allen Religionen gleiche Freiheit und gleichen Schutz versprach, als bloßer Nebensatz in die Charte von 1814 eingerückt wurde. Er bemerkte, es zieme sich nicht, die Regel unter die Ausnahme zu stellen und diese Bemerkung entschied über die Redaction der die Religion betreffenden Artikel der Verfassungsurkunde. Auch Karl X.

entschloß sich nicht, bei seiner Krönung in Rheims, gleich seinen Vorfahren, die Ausrottung der Ketzer zu beschwören. Trotzdem und obwohl das Concordat nicht zu Stande kam, wurde doch das Mißtrauen vielfach genährt; die fortwährenden Angriffe trugen dazu bei. Es gehören dahin die Versuche, dem katholischen Klerus mit der Volksbildung die Geburts-, Hochzeits- und Sterberegister wieder in die Hände zu spielen, die Ernennung eines Bischofs als Ministers des öffentlichen Unterrichts, die Eröffnung mehrerer Jesuitencollegien, die Erziehung des Herzogs von Bordeaux durch Jesuiten, die Einführung des Dogmas in das Gesetz durch das Gesetz, über die Heiligthumsentweihung der Protestanten in jesuitischen Missionspredigten, in bischöflichen Hirtenbriefen, in royalistischen Journalen, mit Zulassung der Censur, die stehende Unterscheidung zwischen Staats- und autorisirter Religion, die Begünstigung des Proselytenwesens bei den Katholiken und der Erschwerung des Uebertritts aus der katholischen in die protestantische Kirche, die Wiederherstellung der Procession am Frohnleichnamsfest und das Ansinnen an die Protestanten, ihre Häuser zur Feier desselben zu zieren, die unermüdeten Versuche, den Artikel des Strafgesetzbuchs, welcher Versammlungen über 20 Personen verbietet, willkürlich auf den Gottesdienst der Dissidenten anzuwenden. Die Forderung, welche die Katholiken in Betreff der Frohnleichnamsfeier an die Protestanten machten, kam im Jahr 1818 vor die Gerichte. Es wurde ihnen aber bewiesen, daß eine Verurtheilung verfassungswidrig wäre, das Zieren der Häuser am Frohnleichnamsfest sei eine religiöse Handlung, zu der kein Protestant ohne Gewissenszwang angehalten werden könne Den Hauptangriff auf die Gewissensfreiheit machten die Jesuiten durch das von ihrem Gönner, dem Justizminister Grafen Peyronnet, im Jahre 1825 vorgelegte Gesetz über die Heiligthumsentweihung und den Kirchenraub, das in beiden Kammern durchging, obgleich

es Männer wie Graf Molé, Salvandy, der Herzog von Broglie für die verfassungswidrigste Verletzung der Religionsfreiheit erklärten. Das Gesetz konnte, wie der Herzog von Broglie in der Pairskammer sagte, nur den Zweck haben, das Hauptdogma der Staatsreligion feierlich zu proclamiren, ob die Gesetzgebung mit Verletzung des Gewissens Verbrechen ersinnen dürfe? Der heilige Character von Gefäßen und Hostien beruhe ausschließlich auf dem Glauben; ohne Glauben verschwinde der Unterschied zwischen den verschiedenen, zum Cultus dienenden Gegenständen und da man diesen Glauben Niemand aufdrängen, ihn nicht einmal voraussetzen dürfe, so könne man ihn auch nicht zum Gegenstand des Criminalrechts machen. Was dann vollends diejenigen zu erwarten hätten, die das katholische Dogma für Götzendienst erklären? Das Gesetz könnte sich einst gegen alle Denker wenden. Daß das Gesetz durchgehen konnte, ist bezeichnend genug für den damaligen Einfluß der Jesuiten. Besonders verhaßt machten sich die Herren Jesuiten in Frankreich durch ihren schändlichen Handel mit Gesangbüchlein, Missionstractaten, Flugblättern, Rosenkränzen, Denkmünzen, Crucifixen, Herzen, Ringen, Scapulieren, Todtenköpfen, Bildern aller Art. Das dumme Volk kaufte sie, die Gebildeten lachten, obwohl die höchste Aristokratie auch mitmachte aus Heuchelei, Eitelkeit und Frivolität. Die schönen Sachen wurden in den Häusern umhergetragen oder in Buden vor den Kirchen verkauft. Es ist das dieselbe Methode, die auch in Einsiedeln befolgt wird, Heilige und Heiligthümer zu verkaufen und dafür Gnaden auszutheilen, die alte Speculation auf den Aberglauben, die Dummheit. Es wurde immer hervorgehoben, daß die Rosenkränze 2c. der Jesuiten ganz besondere Indulgenzen genießen, die Se. Heiligkeit der Papst verwilligt habe. Geld zu machen verstanden die Herren ganz vortrefflich. In einer Stadt der Normandie schwindelten sie einer Schreinersfrau die Ersparnisse ihres

Mannes ab, im Betrag von 600 frc.; sie befand sich im Fall einer Todsünde und könne nur durch dieses Almosen sich frei machen; die Frau gab in Schrecken das Geld her. Als der Schreiner dahinter kam, begab er mit Pistolen bewaffnet sich in die Wohnung des Absolutionsverkäufers, lockte ihn in ein entferntes Zimmer und verlangte sein Geld zurück, das er sofort auch erhielt. Sehr häufig vermietheten sie die Kirchenstühle oder überließen sie pachtweise an Speculanten. Verrücktheit, die durch ihre Predigten besonders bei Frauen entstand, war nicht selten von einfacher Verwirrung der Geister nicht zu reden. Es hing das damit zusammen, daß sie sich mit Vorliebe in geschlechtliche Verhältnisse mischten. Das Volk sah dieses Treiben der Jesuiten bitter ungern, es fiel sogar in die Kirchen ein und konnte wie z. B. im März 1826 nur durch die bewaffnete Macht getrieben werden. Gleichwohl gewannen sie in Frankreich großen Anhang durch die sogenannte Congregation. Vermöge ihres Systems der Affiliation nahmen sie weltliche Mitglieder an, Jesuiten im kurzen Rock. Diese konnten in ihrem Beruf fortleben, mußten einfach ein Weihgehänge tragen, täglich ein kurzes Gebet hersagen, von Zeit zu Zeit niedere Uebungen mitmachen und durch ein einfaches Gelübde sich verpflichten, der Gesellschaft auf jede Weise zu dienen. Die Stellung dieser Associes war eine weit bedeutendere, als man etwa bei ihrer untergeordneten Stellung vermuthen sollte, sie konnten durch ihre Stellung, durch ihr Vermögen, mit ihrem Talent die gemeinsame „gute Sache" unterstützen und dem Orden in der verschiedensten Weise und auf den verschiedensten Wegen Eingang verschaffen. Diese freiwilligen Jesuiten im kurzen Rock bildeten eine ganze Armee geheimer Agenten und unterwühlten überall den Boden, daß der jesuitische Samen gedeihen konnte. Die „Congregation der heiligen Jungfrau" war Nichts Anderes, als ein großer Verein, der sich trotz der Machtsprüche des Kaisers erhielt, und unter

der Restauration erst recht auflebte und eine großartige Wirksamkeit entwickelte. Der Hof, der Graf von Artois, die bigotte Herzogin von Angoulême, und demgemäß der Adel waren den Jesuiten günstig, der Legitimismus war in Frankreich immer mit dem Jesuitismus verbunden, hier concentrirten sich die absolutistischen Bestrebungen und Intriguen; Wiederherstellung der Monarchie von Gottes Gnaden und der kirchlichen Allmacht war das Ziel. Die ganze Gesellschaft, Adel, Bürger, Arbeiter, Dienstboten wurden in Congregationen eingetheilt, die ihre besonderen Namen und Vorstände hatten: z. B. Gesellschaft zur Vertheidigung der katholischen Religion, zur Verbreitung des Glaubens, der hl. Mysterien des Sacraments, des heiligen Sacraments, des hl. Herzens Jesu, des hl. Herzens Maria, des hl. Rosenkranzes, des hl. Grabes, des hl. Alois von Gonzaga, des hl. Joseph und noch vieler Heiligen. Alle Mitglieder zahlten einen Monats- oder Wochenbeitrag und waren weiblich wie männlich in Centurien und Decurien eingetheilt. Es kamen ihnen so von dem hohen Adel sehr bedeutende Summen zu, so daß sie bald in Paris über ungeheuere Kräfte geboten, sowohl an Geld als an Menschen. In den ersten Regierungsjahren Karls X. sollen sie bereits 6 Millionen Menschen beiderlei Geschlechtes für sich gewonnen haben. Diese Jesuitencongregation war die Seele jener Camarilla, die auf den Sturz der constitutionellen Freiheiten ausging. Die Minister Villèle, Corbière gehörten zur Congregation, ebenso Montmorency; die höchsten Stellen, Gesandschaftsposten, Bischofsstühle, der Staatsrath wurden nur mit Congregationisten besetzt. Ueberall hin, wie unter die höchsten so unter die niedersten Classen streckte die Congregation ihre Krallen aus. Indeß ließ sich die geistreiche französische Nation die Jesuitenherrschaft nicht in die Länge gefallen. Der Constitutionnel und der Courier Francais waren die Journale, die am heftigsten gegen sie auftraten,

sie ermüdeten nicht, immer wieder auseinander zu setzen, daß der Orden in Frankreich ungesetzlich sei. Die beiden Blätter wurden von dem Appelhof des Versuchs zum Umsturz des Thrones und der öffentlichen Ordnung, der Verbreitung religiöser Anarchie, der Verachtung der Kirche und ihrer Diener angeklagt. Das Tribunal verwarf jedoch die Klage und erklärte ausdrücklich, daß die in den angeschuldigten Artikeln bekämpfte Einführung gesetzlich untersagter geistlicher Corporationen, sowie die Verkündigung ultramontaner Lehren allerdings geeignet sei, die religiöse und bürgerliche Freiheit des Landes zu vernichten. Nun ging der Kampf gegen die Jesuiten erst recht los; Montlosier trat gegen sie auf, die Pairs-Kammer erklärte sich für ihn, ein allgemeiner Sturm erhob sich im ganzen Land gegen die Jesuiten. Nun mußte endlich das Ministerium Villéle weichen; an seine Stelle trat das Ministerium Martignac (1828). Nun wurden die unter dem Namen der kleinen Seminare bestehenden Jesuitenanstalten zu Aix, Billom, Bordeaux, Dôle, Forcatquier, Montmorillon, St. Achat und St. Anne d'Auray aufgelöst oder vielmehr unter die Oberaufsicht der Universietät gestellt, zugleich wurde ausgesprochen, daß Niemand weder als Director, noch als Lehrer an einem solchen Seminar functioniren dürfe, wenn er nicht die schriftliche Versicherung ausstelle, daß er keiner in Frankreich verbotenen religiösen Congregation angehöre. Karl X. zerbiß die Feder, mit der er den Erlaß unterzeichnet hatte und erklärte laut, daß diese Unterschrift das peinlichste sei, was ihm in seinem Leben vorgekommen. Da die Patres ihre Collegien nicht freiwillig schlossen, so erfolgte deren Schließung durch die Regierung; es waren damals über 3,000 Zöglinge darin. Die Patres verließen Frankreich und ließen sich an der Grenze und jenseits der Pyrenäen nieder. Aber sie verschwanden auch jetzt nicht ganz; ihre Anstalten dauerten zum Theil unter anderem Namen fort, die Verordnungen wurden aus Rück-

sicht auf den König vom Minister nicht streng vollzogen, und am Hof behielten sie ihren vollen Einfluß. — Sie waren es auch, die es dahin brachten, daß der König das Ministerium Martignac entließ und Polignac einsetzte, das den Sturz der ganzen Regierung herbeiführte. Die älteren Bourbons haben ihren Sturz einzig der jesuitisch-legitimistischen Kamerilla zu verdanken, in der Polignac und der Jesuit Janson, der Beichtvater des Königs, die Hauptrollen spielten, nebst dem Nuntius Lambruschini und dem Cardinal Latil; die Ordonnanzen, die sie in einer Art von Wahnsinn, um, wie sie sagten, Thron und Altar und ihr eigenes Seelenheil zu retten, unterzeichneten, kosteten ihnen den Thron. Der Sturm der Revolution verjagte die Jesuiten, das erbitterte Volk, mit Recht in ihnen sein Unheil erkennend, zerstörte sogar ihre Anstalten, wie die zu Mont-rouge und St. Achat. Bei der Zerstörung fand man ein Verzeichniß, aus dem hervorging, daß im Anfang des Jahrs 1830 in Frankreich 149 Priester, 163 Scholastiker und 146 Coadjutoren im Ganzen 436 Mitglieder waren. Hierzu kommt noch die Unmasse der Affiliirten.

Nun kam Ludwig Philipp ans Ruder. — Eine Ordonnanz erklärte im Jahr 1831 den Erlaß vom 25. September 1816, welcher die Missionen in Frankreich zuließ, für aufgehoben. Den Erzbischöfen und Bischöfen wurde durch einen Erlaß vom Jahr 1831, 23. November, eingeschärft, Niemanden als Lehrer oder Vorsteher in einer von der Universität abhängigen Anstalt oder in den geistlichen Seminarien zuzulassen, wenn er nicht zuvor schriftlich erkläre, daß er keiner verbotenen religiösen Gesellschaft angehöre. Aber Frankreich konnte trotz Alledem die Giftpflanzen nicht los werden. Louis Philipp und seine Minister zeigten sich auch hier wie in allen Dingen schwach und schwankend. Die Gemahlin des Königs begünstigte die Jesuiten, aber die Regierung nahm weiter von der Rückkehr der Jesuiten, die sie in aller Stille

zu bewerkstelligen vermochten, keine Notiz. Die Jesuiten nisteten sich wieder in den kleinen Seminarien ein, die Ordonanzen von 1828 wurden rein illusorisch. Als man endlich das Wiedererscheinen der Jesuiten bemerkte, war man bereits so sorglos geworden, daß man sie für ungefährlich erklärte. Als im Jahr 1837 der Gesetzesentwurf über den Secundaunterricht discutirt wurde, fand man in der Deputirtenkammer nicht einmal für nöthig, irgend welche Vorsichtsmaßregeln gegen den Eintritt der Jesuiten in die Schulen zu ergreifen. Die Folgen stellten sich nur gar zu bald heraus. Ein Jahrzehnt nach der Julirevolution hatte Frankreich mehr Jesuiten, als vor 1830. Nach dem eigenen offiziellen Verzeichniß des Ordens befanden sich am 1. Januar 1841 in den beiden Provinzen des Ordens Frankreich und Lyon 581 Mitglieder. Mit der Zeit kamen die Mucker auf. Der Erzbischof von Clermont verweigerte Menglosier, dem berühmten Gegner der Jesuiten, das kirchliche Begräbniß; die Regierung ließ es hingehen. Zu Rheims nahmen sie in demselben Jahr (1838) die durch das Gesetz verbotenen Missionspredigten wieder auf; es kam zu Unruhen, das Pfarrhaus und die Kirche St. Jacques wurden demolirt, die Missionäre retteten sich nur mit Mühe durch die Flucht. Nun tauchte aber der Pater Ravignon als Kanzelredner in Paris hervor. Man verzieh ob seiner Beredsamkeit den Jesuiten. Ein Jesuit kam in die Mode, das war ein großer Fortschritt. Der Pater hielt Exercitien mit Damen und hatte dabei wesentliche Erfolge, Abschwörungen, Bekehrungen erfolgten genug, die Jesuiten sagen, es wäre nicht leicht, die Zahl derselben anzugeben; aus allen Theilen Europa's soll er um Rath angegangen worden sein. Dieser Ravignon brachte es dahin, daß auch seine Ordensgenossen wieder Eingang wie Bewunderung fanden. Das Volk schien seine Scheu vor den Jesuiten ablegen zu wollen. Nun thaten die Jesuiten einen weiteren Schritt; sie forderten volle

Freiheit des Unterrichts, natürlich nur wieder in ihrem eigenen Interesse, in dem Kampf zwischen dem Episcopat und der Universität um den Unterricht nahmen sie aufs Heftigste Partei. Der Episcopat selbst identisirte sich mit den Jesuiten. „Die Sache der Jesuiten ist augenscheinlich die Sache der ganzen Kirche und somit die unsere; wir wissen es recht gut, jedes Wort, das gegen den Orden gesagt wird, ist ein Kriegsruf wider uns", so sprachen die Bischöfe. Gleichwohl erhob sich die öffentliche Meinung wieder gegen die Jesuiten, wozu vor Allem ihre Habgier beitrug. Sie betrieben wieder eigene Manufacturgeschäfte in ihren Anstalten, nahmen weibliche Dienstboten auf, die kein Unterkommen fanden, ernährten sie, ließen sie arbeiten, zahlten aber keinen Lohn, daher sie wohlfeiler arbeiten konnten und die Concurrenz verdarben. Die Bevölkerung wurde wüthend, eine allgemeine Aufregung stellte sich ein, besonders in den Fabrikstädten, wo die Mädchen nicht mehr arbeiten konnten, weil der Arbeitslohn durch die Jesuiten zu sehr herabgesetzt wurde. Noth und Laster war die Folge.

Endlich mußte die Regierung selbst ihre Methode des Werbens, Ignorirens und Gehenlassens aufgeben. Ein Verein von Katholiken in Marseille hatte sich an die Pairskammer mit einer Petition gewendet, es möge den Professoren Michelet und Quinot die Fortsetzung ihrer Vorlesungen untersagt werden; am 3. Mai 1845 forderte die Deputirtenkammer mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Majorität die Regierung auf, die gegen die Jesuiten in Frankreich bestehenden Gesetze zu vollziehen und die gesetzwidrige Toleranz aufzugeben. Nun verlangte die Regierung vom Papst die Zurückziehung des Ordens. Anfangs weigerten sich der Papst und Roothaan; dann aber kam ein ächt jesuitischer Vertrag zu Stande, der äußerlich die Abberufung des Ordens aus Frankreich anordnete, heimlich aber nur die Aufhebung der Institute zu Paris, Lyon, Avignon, St. Arbens an-

ordnete, die übrigen Anstalten nach wie vor duldete und selbst bei Auflösung einzelner mit Schonung verfuhr. Das Volk merkte den Betrug nur zu bald. Endlich nahm sich Louis Philipp der Jesuiten in der Schweiz an und unterstützte die Sonderbundskantone. Der Unwille begann beträchtlich zu steigen; die Art, wie Louis Philipp die Jesuiten begünstigte, war wesentlich ein Grund seines Sturzes. Als die Revolution von 1848 ausbrach, hielten sich die Jesuiten zurückgezogen und wurden nicht beachtet. Nachdem die Revolutionäre ihren Zweck erreicht hatten, hatten die Jesuiten in ihren Augen keine Wichtigkeit mehr. Die Väter waren einen Augenblick verscheucht, kehrten aber bald wieder zurück. Sie durften sogar das Wahlrecht ausüben bei der Präsidentenwahl. Unter dem napoleonischen Regiment wurden sie ohnedies begünstigt. Denn Napoleon suchte besonders am Anfang seiner Regierung den Klerus für sich zu gewinnen, der ihm auch bedeutende Dienste geleistet hat. Gegenwärtig ist darum die Wirksamkeit der Jesuiten in Frankreich so gut wie unbeschränkt. Vor Allem sind sie unter der vornehmen Gesellschaft, unter den Legitimisten thätig. Dem Fortschritt des Unterrichtswesens wissen sie ganz besonders entgegenzuwirken. Hiebei ist noch zu bedenken, daß die französischen Jesuiten sich durch ihre Eleganz und Gewandtheit vor allen auszeichnen und sich in Familien bei Damen außerordentlich einzuschmeicheln wissen, und dadurch auch auf die Männer Einfluß erhalten. Bekanntlich ist die Kaiserin selbst eine ungemein bigotte Frau. Der Jesuitismus scheint mit seiner laxen Moral, mit seinem einseitigen Werthlegen auf die Form für die Franzosen besonders gut zu passen. Ist ja doch der Katholicismus überhaupt die angenehmste Religion. Ob die Freiheit, das ist die Geistesfreiheit und die wahre Bildung dabei unter den Franzosen zunimmt, ist sehr zu bezweifeln. Die Reaction, die dem 1848er Revolutionssturm folgte, war vollends für die

Jesuiten gut Wetter. Die Franzosen haben heutzutag weit nicht die Geistesfreiheit, die sie unter Louis Philipp hatten. Die Jesuiten wußten sich in Frankreich von je allen Regierungsformen anzupassen, Louis XIV. so gut wie Louis Philipp, der Republik so gut wie dem Bonapartismus. Was die Jesuiten unter allen Regierungen aus Frankreich gemacht haben, sahen wir vor Augen. Die wahre Geistesbildung hat im Allgemeinen in Frankreich nur in einzelnen Classen Zutritt; Alles ist mehr Eleganz als Tiefe, mehr Form als Inhalt. An dem Allem hat der Jesuitismus den größten Antheil. Der Jesuit ist Franzose und der Franzose ist Jesuit. Sogar der Voltairianismus ohne philosophische Durchbildung führt zum Jesuitismus, wie denn Voltaire selbst einst Jesuitenschüler war. Ueberall, sogar in verhältnißmäßig freien Ländern, wo aber die wahre Denk- und Willensfreiheit nicht herrscht, kann der Jesuitismus gestützt auf Sündenangst und Autoritätsglauben, Eingang finden, wie es denn z. B. nicht blos in den ultramontanen Urcantonen der Schweiz, sondern sogar unter den Protestanten im Canton Schaffhausen verkappte Jesuiten gibt.

In der Schweiz gibt es heutzutage nur verkappte Jesuiten. In früheren Zeiten war es anders, damals waren sie dort eine Macht, die erst nach langen Kämpfen überwunden werden konnte. Zuerst im Jahr 1804 setzten sie sich in Graubündten fest, mußten aber auf Betrieb der Reformirten bald wieder weichen, sie gaben sich für Liguorianer aus; im Jahr 1810 schlichen sich die Patres della Torre, Godinot, Drach, Rudolf und Staudinger als Väter des Glaubens, im Wallis ein; es scheint das ohne Wissen der Behörden geschehen zu sein; sie erhielten ihre alten Collegien zu Sitten und Brieg wieder, sie wußten den Unterricht ganz in ihre Hände zu bekommen. In Solothurn machten sie Versuche, konnten aber trotz glänzenden Geldanerbietungen nicht ankommen, der große Rath lehnte sie (15. Juni 1816)

für immer ab. Dagegen triumphirten sie in Freiburg wieder als Liguorianer. Zuerst kam der Jesuit Vasserot. Am 17. August 1818 beschloß der Staatsrath die Wiedereinführung des Ordens, die Jesuiten nahmen trotz den heftigsten Parteikämpfen Besitz von dem Gymnasium und Lyceum zu Freiburg, verdrängten freisinnige Männer aus ihren Aemtern schwärzten sie an als Ketzer und Atheisten, vor allen den, Franziscaner Girard, der für Verbesserung des Unterrichts segensreich wirkte. Erst im Jahr 1847 konnte der verdiente Mann zurückberufen werden. Nun wurden sie auch Meister der Regierung des Cantons. Sofort errichteten sie das berüchtigte Pensionat und ein Priesterhaus (Seminar), das 160,000 schweizer Franken kostete, die größtentheils aus milden Stiftungen für arme Seminaristen herrührten, sodann ein Noviciat zu Stäfis, im Jahr 1826 bauten sie ein Lyceum in Freiburg, das 130000 Schw. Fr. kostete. Woher das Geld kam, weiß man nicht. Keine Opposition vermochte gegen die Jesuiten und ihre Freunde aufzukommen. Umsonst wurde eingewendet, wie es an einem Waisenhaus, an Krankenanstalten, an guten Straßen und Gefängnissen fehle. Die Terroristen drangen durch. Sogar die Julirevolution konnte die Jesuiten in Freiburg nicht stürzen, vielmehr wurden noch Jesuitinnen angeschafft. Das dumme Volk und die Blödsinnigen, verrotteten Patricier verstanden es nicht besser. Sie sorgten nicht einmal für das Freiburger Volk. Denn die Jesuiten bezogen ihre materiellen Bedürfnisse, Victualien ꝛc. von auswärts und trieben noch Handel mit Heiligenbildern, Amuletten ꝛc. Der Fanatismus brachte die Leute geradezu um den Verstand. Eine Menge Schriften wurden ausgestreut, um den alten Aberglauben, Intoleranz und Verehrung gegen die Jesuiten zu verbreiten. Jedes Wort für die Reformirten im Canton wurde als Ketzerei bezeichnet, nicht einmal zu ihren bürgerlichen Rechten konnten sie gelangen. Jede Verbesserung des Schulwesens von Seite der Regierungen wurde

als ein Versuch verschrieen, die Lehre Zwingli's einzuführen. Die Gestattung des englischen Gottesdienstes in Luzern (1827) wurde als bedenkliche Hinneigung zum Protestantismus verschrieen. In Luzern wurde vielmehr der katholische Verein gestiftet, der sich bald über die gesammte Schweiz verbreitet, und vor Allem Glaubenshaß und den Wahn von der Religionsgefahr unter das Volk brachte. Jedes Mitglied durfte bei den Wahlen nur demjenigen seine Stimme geben, der von Jesuiten oder Capuzinern bezeichnet war. Der Verein hatte bedeutende Mittel, da er überall auch bei den ärmsten Leuten sammelte. Die sog. Badener Conferenzartikel, die von Ed. Pfyffer in Luzern aus gingen und vor Allem Wahrung der Rechte des Staats gegenüber der Kirche anstrebten, (Januar 1834) erregten den höchsten Zorn der Loyoliten. Die ganze ultramontane Armee gerieth in Aufregung, der edle Papst Gregor XVI. bezeichnete sie in einem eigenen Rundschreiben als falsch, verwegen und irrig, die Religion wurde in Gefahr erklärt etc. Eine weitere Demonstration machte der päpstliche Nuntius, indem er plötzlich von Luzern nach Schwyz übersiedelte. (14. November 1835). Im vorigen Jahrhundert hatte das Volk in Schwyz noch der Einführung des Ordens widerstanden. Der Statthalter v. Reding wollte 80,000 fl., sein eigenes Wohnhaus und mehrere Grundstücke zur Errichtung eines Jesuitencollegii in Schwyz hergeben, aber das Volk meinte, es wäre besser und Gott angenehmer, wenn der reiche Herr Reding das Armenspital bauen und die Pfarrkirche restauriren ließe. Die armen Leute würden ihm dankbarer sein als die Jesuiten. Allein bald sollte es anders kommen. Im Jahr 1836 beschloß die schwyzer Landsgemeinde, den Wunsch des Nuntius zu erfüllen und im Hauptort des Cantons ein Jesuitencollegium zu errichten. Aus aller Welt gingen hiezu Spenden ein. Die nöthigen 150,000 Fr. waren bald bei einander. Die Lehrer am Gymnasium mußten ihre Stellen niederlegen,

im Mai 1837 nahmen sie eine weitere Besteuerung vor an dem Canton Schwyz und der gläubigen Eidgenossenschaft. Sie wollten noch eine Pension in Schwyz gründen, nach dem Muster der zu Freiburg. Die Bewohner halfen bei den Bauten, sogar Frauen und Jungfrauen eilten herbei und arbeiteten mit, so sehr hatten sie die Leute eingenommen. Schwyz wurde nun das Hauptquartier der Jesuiten in der Schweiz. Große Freude war in diesem Lager ob dem Züricher Putsch, durch den im September 1839 die Regierung gestürzt wurde, die den Dr. Strauß auf den Lehrstuhl der Dogmatik berufen hatte. Die Reactionäre in Zürich erhielten Lobsprüche und Danksagungen von den Obscurenten, der Bischof von Freiburg, ein Freund der Jesuiten, erließ sogar an die protestantischen Schweizer einen Hirtenbrief, in welchem er sie „unter Hinweisung auf die wunderbaren Ereignisse im Canton Zürich" aufforderte, sammt und sonders in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren. Nun kam eine allgemeine Reaction, Verfassungen wurden revidirt, bald im aristokratischen, bald im ochlokratischen immer im klericalen Sinn. Vor Allem ging es auf die Unterrichtsanstalten los, besonders gegen die Volksschulen. Wo irgend eine Opposition sich zeigte, wurde an die Wuth des Pöbels appellirt. Der Name Strauß und Straußianer wurden Parteinamen und furchtbare Waffen in den Händen der Jesuiten und ihrer Anhänger. Im Canton stürzten die Jesuiten die liberale Regierung, Blut floß in mehreren Treffen, Ausnahmsgerichte wurden gegen die Liberalen eingesetzt, die Reformirten ganz unterdrückt, sogar ihr Hausgottesdienst verboten; Bischof de Preux, Zögling des Collegium germanicum in Rom und Canonicus de Rivaz äußerten im großen Rath: „die Maxime wechselseitiger Toleranz streitet wider die Grundgesetze der katholischen Kirche. Diese kann gegen die Protestanten keine Duldung üben, weil sie die allein wahre ist, während jene gegen die Katholiken zur Toleranz verpflichtet sind, weil sie

nicht sagen können, daß ihre Kirche die allein wahre sei." — In Luzern wurden die Jesuiten sofort eingeführt, und erhielten die Lehranstalten in ihre Hände. Nun folgten die Freischaarenzüge, die ihnen nur nützten, da die Liberalen jetzt als Rebellen und Umstürzer galten, die Ultramontanen siegten vollständig und errichteten, den berüchtigten Sigwart Müller an der Spitze, ein eigentliches Schreckensregiment. Als die Tagsatzung unthätig blieb, folgten neue Freischaarenzüge (31. März bis 1. April 1845). Auch dieser Zug mißlang durch die Unthätigkeit der Führer. Nun wütheten die Jesuiten und Reactionäre noch ärger gegen die Liberalen und Freischärler. Die entsetzlichsten Greuel wurden verübt, das Volk gegen die Liberalen als Atteisten und Jacobiner gehetzt. Auf der anderen Seite erhob sich in der ganzen Schweiz unter dem Bürgerthum ein Sturm der Entrüstung gegen das Jesuitenregiment in den Urcantonen, die sich zum Schutz ihres verwerflichen Treibens als Sonderbund constituirt hatten. Nun mußte auch die Tagsatzung nachgeben. Es kam im Juli 1847 der sog. Zwölferbeschluß zu Stand, nach welchem der Sonderbund als ein ungesetzlicher Verein bezeichnet und dessen Auflösung befohlen wurde. Die sieben Sonderbundscantone, Luzern, Freiburg, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Walis kündigten den Gehorsam und erklärten sich zum Widerstand bereit. Die Tagsatzung verfügte sofort auch die Vertreibung der Jesuiten aus der Schweiz. Denn mit Recht wurden sie als die Urheber der Ungeheuerlichkeiten in den Sonderbundscantonen angesehen. Die Jesuiten verließen sich vor Allem auf die reactionären Regierungen Europas, Oesterreich und Frankreich, das ist, Metternich und Oesterreich waren ganz auf ihrer Seite, unterstützten sie mit Geld und Waffen und suchten die Tagsatzung durch Drohungen und Intriguen an der Ausführung ihrer Beschlüsse zu hindern. Nachdem jede Vermittelung gescheitert war, bestätigte die Tagsatzung am 4. November 1847 ihre

früheren Beschlüsse und schickte die eidgenössische Armee gegen die rebellischen Cantone, die den Sonderbund und die Jesuitenwirthschaft zu Boden warf. Aus Freiburg wurden die Loyoliten zuerst vertrieben und ihr Vermögen confiscirt, dann aus Luzern nach dem Entscheidungskampf an der Gislikon-Brücke, ebenso aus den andern Sonderbundscantonen, in Schwyz wurden sie zum Schluß noch vom Volk insultirt, als ihm die Augen aufgingen. Die Jesuiten flohen mit Allem, was sie mitnehmen konnten. Sie beglückten nun Italien, Frankreich, Deutschland mit ihrer widerlichen Gegenwart. In die revidirte Verfassung des Cantons Luzern wurde der Satz aufgenommen. „Die Jesuiten und ihre affiliirten Orden dürfen unter keiner Form mehr im Canton eingeführt werden."

Die Ereignisse in der Schweiz waren das Vorspiel zu dem, was im Jahr 1848 im übrigen Europa kommen sollte. Man hatte nur zu deutlich die Erfahrung gemacht, daß der Ultramontanismus und Jesuitismus im Lauf der Zeiten keinen seiner Gedanken und Pläne aufgegeben, daß die Jesuiten vielmehr mit allem Aufwand von List und Gewalt ihre Ziele verfolgten.

In Italien waren die Jesuiten verhaßt, nicht blos wegen ihrer Habgier und Herrschsucht, sondern wegen ihrer Vorliebe für Oesterreich und die österreichische Politik, man sah in ihnen die Gegner der italienischen Einheit, man sah ihnen und in ihnen allein das Hinderniß einer liberalen Politik des Papsts. Pius IX. trat erst später gegen die Jesuiten auf, als er mußte, als ihm die Revolution über den Kopf wuchs und das Volk wüthend wurde. Im Februar 1848 war die Volksbewegung gegen die Jesuiten so drohend geworden, daß die Regierung ihnen den Befehl ertheilen mußte, sofort in aller Stille Turin und überhaupt alle ihre Anstalten zu räumen, es kam zu argen Excessen gegen das Jesuitencollegium, einige Tage später wurden die Jesuiten

mit Gewalt aus ihrer Anstalt zu Chiari in der Nähe von Turin vertrieben. Noch schlimmer erging es ihnen in Genua, hier sammelten sich die vertriebenen Jesuiten aus Frankreich, Sardinien, sie hofften auf den jesuitenfreundlichen Gouverneur und waren unklug genug, der Regierung zu sagen, daß sie 700 Bayonnette zu ihrer Vertheidigung parat hätten, wodurch natürlich die Erbitterung gegen sie nur gesteigert wurde. Am 1. März, als eben die Landung von 30 Patres erwartet wurde, rottete sich das Volk zusammen gegen das Jesuitencollegium, stürmte dasselbe, und warf die jesuitischen Geräthschaften, Geißeln, Bußgürtel, Kutten und andern Plunder zum Fenster hinaus, in dem Colleg fand man eine Masse Documente und Correspondenzen, Marschrouten, Etappenangaben, aus denen die Verbindung der Jesuiten mit Oesterreich und seiner Politik deutlich hervorging, auch fand man in den Papieren, daß die Patres große Summen von vornehmen Personen für politische Zwecke empfangen und in den letzten Monaten zu geheimen Ausgaben verwendet hatten. Man sagt, die zu Genua gefundenen Papiere haben wesentlich das Auftreten Carl Alberts gegen Oesterreich veranlaßt, auch Pius IX. habe in Folge dieser Enthüllungen den Orden fallen lassen, welche Meinung jedoch seit dem letzten öcumenischen Concil als nichtig anzusehen ist. Am 19. Juli 1848 faßte die sardinische Kammer den Beschluß, daß die Gesellschaft Jesu und deren affiliirte Orden auf ewig aus der Monarchie verwiesen seien. Nur die jesuitischen Landeskinder erhielten eine kleine Pension, wenn sie sich säcularisiren ließen, die fremden Jesuiten wurden verbannt, die Güter wurden zu Gunsten des Staatsschatzes confiscirt.

In Neapel nahmen die Demonstrationen gegen den Orden dergestalt überhand, daß selbst ihr Freund Ferdinand II. dem Pater Roothaan rieth, seine Leute zurückzurufen, weil sich deren Anwesenheit mit der neuen Verfassung nicht vertrage. Täglich fanden sich Tausende von Menschen vor den

Wohnungen der Jesuiten ein, pfiffen und tobten und drohten. Endlich mußten sie weichen. Am 11. März zogen sie in 30 Kutschen ab, beschützt von Soldaten. Am 31. Juli erklärte auch das sicilische Parlament die Verbannung des Ordens und unmittelbar wurden sie fortgeschafft. Das Alles geschah, obwohl sie in einer Proclamation an das Volk sich für Vaterlandsfreunde ausgegeben hatten. Man kannte sie zu gut; kein Mensch glaubte daran. Nun begann der Sturm auch in Rom, im Kirchenstaat. Das Volk, schon längst zornig, forderte die Entfernung der Jesuiten. Die Erbitterung steigerte sich dergestalt, daß endlich der Papst durch ein Decret vom 29. März 1848 die Verbannung der Jesuiten aus dem Kirchenstaat und die Confiscation ihrer Güter zu Gunsten des Fiscus anbefahl. In der Nacht zum 30. März mußten sie fort. Das Collegium romanum wurde dem weltlichen Klerus zurückgegeben. Aus den römischen Provinzen schaffte das Volk sie eigenhändig fort. Roothaan ging nach England; er hinterließ 50000 Scudi Schulden, das bewegliche Vermögen war in Sicherheit. Lord Clifford stellte den Jesuiten in England seine Schlösser zur Verfügung; andere englische Aristokraten thaten das Gleiche. Viele gingen über den Ocean, um die Amerikaner zu beglücken.

Auch in Deutschland kam die Stunde der Loyoliten. In Wien wollten sie nicht gehen, aber das Volk vertrieb sie, sie wurden unter dem Schutz der Nationalgarde fortgeschafft. In ihrem Nachlaß fand man viele Schuldverschreibungen auf den Erzherzog Maximilian von Este, es fand sich, daß die den Liguorianern monatlich zur Vertheilung an die Armen zugesandten Gelder in Staatspapieren angelegt worden waren. Die Durchforschung des Klosters führte außerdem auf geheime Verbrechen; außerdem mußten sie aus Linz weichen und das Volk vertrieb sie aus Oesterreich und Steiermark. Am 8. Mai hob der Kaiser Ferdinand die Gesellschaft Jesu und die Liguorianer auf. Später schlichen sie

sich jedoch überall wieder ein; sie wurden am Hof, besonders von den Weibern begünstigt; mit der Conspiration gegen die Forderungen des Jahrhunderts gingen sie Hand in Hand. Nur die Tyroler wollten die Jesuiten behalten; eine ständische Deputation erklärte dem Erzherzog Johann, daß die Tyroler das Verbannungsdecret gegen die Jesuiten und Liguorianer in ihrem Land nicht vollziehen lassen würden, gleichzeitig (Juni 1848) wurde eine Petition an den Kaiser und das Ministerium in Umlauf gesetzt, die die Aufhebung des Decrets vom 8. Mai verlangte; es waren meist Bauern unterzeichnet. Man sieht, die Jesuiten waren der Tyroler in kurzem Meister geworden. Das österreichische Volk, unter dem die Volksbildung seit Jahrhunderten systematisch niedergehalten worden, war überhaupt nicht schwer, für den jesuitischen Wahn zu erobern. Bis auf diese Stunde ist Oesterreich Hort und Zuflucht der Jesuiten.

In Bayern hob ein Regierungsdecret vom 17. Februar 1848 die Mission der Redemptoristen zu Altötting auf, wobei denjenigen Patres eine kleine Pension gewährt wurde, die ihre Missionsthätigkeit in Amerika fortsetzen würden. Im Stillen arbeiteten sie jedoch auch in Bayern weiter, wie überall. Die bayerische Jesuitencoterie ist bekannt, sie hat auch auf die Regierung von jeher ihren Einfluß geübt. Besonders hatte darunter der Volksunterricht zu leiden, sowie die Protestanten. Unter Max Josef führte noch Montgelas Reformen ein und hob gegen 200 Klöster auf. Unter der Regierung des Königs Ludwig machte dagegen der Ultramontanismus bedeutende Fortschritte. Noch im Jahr 1829 verfügte die bayerische Regierung, die protestantischen Glaubensgenossen seien schon nach den Bestimmungen des westphälischen Friedens und noch mehr nach den Grundsätzen der bayerischen Verfassungsurkunde und dem dazu gehörigen Religionsedict nicht als Häretici anzusehen, folglich auch nicht von Pathenstellen bei Katholiken auszuschließen, aber schon im Jahr 1830

wurde verfügt: weil die Taufe ein religiöser Act sei und die Pathen die Verpflichtung übernehmen, nöthigenfalls die Stelle der Eltern in der Fürsorge für religiöse Erziehung der Kinder nach den Glaubensbegriffen der katholischen Kirche zu ersetzen, so können Protestanten nur dann als Taufpathen zugelassen werden, wenn zugleich ein Katholik die Stelle eines eigentlichen Pathen mit den religiösen Verbindlichkeiten desselben übernehme. Schon im Jahr 1847 war gegen das ultramontane Regiment in Bayern ein Rückschlag erfolgt, indem König Ludwig I. in Folge der Lola-Montez-Geschichte das bigotte Ministerium Abel entließ. Aber im Jahr 1850 verfaßten die Bischöfe auf einer Conferenz zu Freising eine Denkschrift an den König, in welcher sie sich über die Beeinträchtigung beschwerten, welche die katholische Kirche in Bayern ungeachtet des Concordats von 1817 noch immer erleide.

Noch nie hat sich die Stimme der Völker so entschieden gegen den Jesuiten-Orden ausgesprochen, wie im Jahr 1848. Ueberall, wohin die Bewegung drang, mußten die Feinde der Nationalität und Freiheit fliehen. Gleichwohl konnte man ihrer auch jetzt wieder nicht ganz los werden, sobald ein politischer Umschwung erfolgte, die Reaction wiederkehrte, kamen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, in die sie sich vor der Gefahr zurückgezogen hatten und versuchten aufs Neue Alles, um sich in den Besitz der früheren Macht zu setzen. In Rom erhielten sie das Collegium romanum wieder und Pater Roothaan kehrte zurück, und mit der Rückkehr des Papsts nach Rom war die alte Reaction wieder da. Die Reaction bedurfte der Jesuiten, man hielt sie auch jetzt wieder für die Stützen des Absolutismus. Sie wußten sich auch jetzt wieder nicht blos bei den Herrschern, sondern auch beim Volk durch ihre Missionen populär zu machen. Das Volk, inconsequent, wankelmüthig, wie es ist, lief den Missionen nach. In Deutschland werden dem Wirken des

Ordens auch da, wo er gesetzlich verboten ist, keine ernstliche Hindernisse in den Weg gelegt. Obwohl die Jesuiten durch die Verbannung aus Neapel, Sicilien und den übrigen zum Königreich Italien gehörigen Landen bedeutende Verluste erlitten, existiren sie aber doch fort. Denn der Katholicismus bedarf ihrer so gut wie des Papsts. Der Jesuitismus ist die Consequenz und Spitze des Katholicismus. Bis jetzt haben alle angewandten Mittel nicht ausgereicht, die jesuitischen Giftpflanzen auszurotten. Denn da die Jesuiten die gemeinsten Waffen der List und Lüge nicht scheuen, da sie insgeheim von den Mächtigen unterstützt werden, so ist es schwer, sie auszurotten.

Schlußbetrachtung.

Die wenigsten Protestanten wissen, wie die römische Kirche ihr Verhältniß zu ihnen auffaßt, wie sie gegen sie gesinnt ist. Nur wenn man den Jesuitismus kennt, weiß man auch, wie die römische Kirche überhaupt denkt. Die Jesuiten sehen die Protestanten als Abtrünnige an, nicht blos als Seelen, die sie retten wollen, sie betrachtet sie als Ketzer, die man nicht etwa blos aus der Kirche entlassen, sondern die man bestrafen muß, denn sie haben die Taufe empfangen und dadurch sind sie dem Gesetz und der Autorität der römischen Kirche verfallen. Wenn die katholische Kirche die Protestanten verfolgt, so hat sie ein Recht dazu. Dergleichen kann nun das Papstthum heutzutage nicht mehr nur so ohne Weiteres zur Ausführung bringen, aber es ist und bleibt der unveränderliche Gedanken der Jesuiten und im Jesuitismus hat der Katholicismus seinen Höhepunkt, man läßt daher solche Ansprüche ruhen, so lang die Gelegenheit und Macht nicht da ist, sie auszuführen, gleichwohl hält man sie mit unverwüstlicher Zähigkeit fest und rückt erst heraus, wenn man die rechte Stunde gekommen glaubt, worüber dann regelmäßig auf Seiten der Unwissenden oder guten und schwachen Seelen, die dergleichen für antiquirt und unmöglich hielten, Schrecken und großes Zetergeschrei entsteht. Wir werden uns davon am besten überzeugen, wenn wir einen Blick auf die Zeiten seit den Freiheitskriegen, seit der Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu werfen. Wir werden finden, daß die Jesuiten-

partei, also das Papstthum seitdem sehr bedeutende Fortschritte gemacht hat, daß es also wohl der Mühe werth ist, die Augen offen zu halten und auf der Hut zu sein.

Die Reaction nach den Freiheitskriegen kam den Katholiken trefflich zu statten. Fürsten und Regierungen begannen zu glauben, ein dicker Katholicismus sei besser, als der Rationalismus, den sie mit der Revolution zu identificiren begannen. Die protestantischen Gläubigen und Eiferer stimmten darin zusammen. Daher kam es auch, daß der Papst dem aufgeklärten Herrn v. Wessenberg seine Bestätigung als Bisthumsverweser verweigerte, daß dessen Bemühungen um Aufklärung und Ausbildung der Geistlichen, um Abschaffung alter Mißbräuche verfolgt und die josephinischen Bestrebungen verachtet und verhöhnt wurden. Erleuchtete Anschauungen, Ausgleichung des confessionellen Haders wollte man nicht aufkommen lassen. Besonders mißliebig waren dem Papst die deutschen Angelegenheiten. Der Zustand der Kirche erschien ihm sehr betrübend. „So viele Kirchen, rief er in der Allocution vom 15. November 1817 aus, mit Würden und Reichthümern gesegnet, haben ihren Glanz und ihren Besitz zugleich verloren. Fast alle entbehren ihrer gesetzmäßigen Güter, ihrer Diener. Die geistliche Regierung liegt in Fesseln, die Kirchenzucht ist vernichtet, die blühendsten Klöster sind zu Einöden geworden." Jetzt mußte man die Dinge auf's Neue ordnen, um die Hierarchie zu heben und dazu haben die deutschen Regierungen wesentlich beigetragen und jetzt noch leiden sie unter den Folgen ihrer Unvorsichtigkeit. Sie hatten nebenbei noch die größte Angst, sie könnten ihren katholischen Unterthanen Anstoß erregen, wenn sie nicht nachgeben. Die Bundesacte erklärt den Satz: „Die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien kann in den Ländern und Gebietstheilen des deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründen." Dieser Satz

ist jedoch sehr häufig vergessen worden. Die Stimmung der Regierungen war den Absichten Roms günstig und so kam nun die Zeit der Concordate, die von den schlimmsten Folgen für Deutschland waren. Denn schlimme Folgen hatten von je alle Concordate mit Rom sowohl in rein katholischen als in überwiegend protestantischen Staaten, immer war zuletzt die weltliche Gewalt im Nachtheil, auch wenn die Curie Concessionen machte, hielt sie sich immer eine Hinterthüre offen. Jedes Concordat geht von dem Gedanken aus, daß die unbeschränkte Gewalt des Papstes — auch über die Ketzer — zu Recht bestehe. Zuerst im Jahr 1817 kam das bayerische Concordat zu Stand. Die Protestanten wurden sehr dadurch beunruhigt. Die römisch-katholische Kirche ließ sich in demselben alle ihre Rechte zusichern, auch für die nichtkatholischen bayerischen Lande, und kam dadurch die Regierung oft in's Gedränge gegenüber den Anforderungen der Pfaffen und der Protestanten, die gegen Uebergriffe geschützt sein wollten. Jedenfalls hatte der Ultramontanismus durch das Concordat gewonnen, die Curie konnte durch dasselbe immer einen Druck auf die Regierung üben, was die dem katholischen Regiment ferne stehenden Protestanten nicht konnten, auch kam es wesentlich darauf an, wie die Minister gerade mit den Ultramontanen und Jesuiten standen, wenn es sich drum handelte, ob der den Protestanten in der Verfassung verheißene Schutz ernst und kräftig ausgeführt werden sollte. Es entstanden neue jesuitische Zeitschriften und bisher liberale Katholiken gingen über. Alles die Folge des Concordats. Besonders belebte sich in dieser Zeit auch der Haß gegen den ersten deutschen Staat, gegen den Vorkämpfer des Protestantismus, gegen Preußen. Der Haß stammte schon aus der Zeit der Freiheitskriege, wo man in Bayern noch ziemlich bonapartistisch war. Jesuitisch und bonapartistisch, das paßte gut zusammen.

Im Jahr 1821 kam eine Uebereinkunft zwischen Preußen und Rom zu Stand, obwohl der König in einem Cabinetsbefehl ausdrücklich erklärte, er ertheile die Sanction seinen Majestätsrechten und denen seiner evangelischen Unterthanen und der evangelischen Kirche unbeschadet. Indessen wurde durch diese Convention das klerikale Element doch bedeutend gestärkt. Die Pfaffen bekamen neue Anhaltspunkte für ihre Umtriebe. Die Regierung machte eine Concession um die andere. Sie ließ die von den Franzosen abgeschafften Feste wieder zu, sie lieh ihren Arm zur Unterdrückung einer Bewegung unter einer großen Anzahl von Geistlichen, die den Cölibat abgeschafft wissen wollten, sie entfernte freiere Katholiken von den Lehrstühlen; die liberale Theologie aus der josephinischen Zeit sollte ausgerottet werden; seitdem die Revolution überwunden war und das Papstthum sich wieder aus dem Staub erhoben hatte, gewann der Katholicismus wieder ein neues Bewußtsein und fand seine Stärke in Rom; entweder römisch oder gar nicht katholisch, hieß es. Unter dem Erzbischof Spiegel ging es noch leidlich. Er war der Meinung, daß in einem Reiche von so gemischter Bevölkerung die gegenseitige Annäherung der Confessionen zu fördern sei, feindseliges Abstoßen und die Verfolgung des andern Theils könne auch der katholischen Kirche nicht förderlich sein. Aber es sollte anders kommen. Spiegel starb im Jahr 1835. Zunächst wurden die Lehren des Professor Hermes in Bonn verdammt. Dann kam der Streit über die gemischten Ehen. Der Erzbischof Droste-Vischering, der jetzt an's Ruder kam, war ein ausgeprägter Ultramontaner, er kümmerte sich gar nicht um die Regierung, hielt ihr nicht einmal sein Wort. Er erklärte, er finde die Zulassung katholischer Trauung ohne ein von den Verlobten gegebenes Versprechen der katholischen Erziehung der Kinder, mit dem päpstlichen Breve Pius VIII. in Widerspruch, daher habe er auch vorkommenden Falls immer die Pfarrer dahin

instruirt, die Trauung nie zu gewähren, wenn ein solches Versprechen nicht abgegeben sei. Darüber entstanden zwischen der preußischen Regierung und dem Erzbischof Verhandlungen, die ohne Resultat blieben. Die Regierung verlangte nun von dem Erzbischof, er solle sein Amt niederlegen, weil er die Bedingungen nicht erfülle, unter denen er es erhalten habe. Da der Erzbischof, wie vorauszusehen war, darauf nicht einging, so erfolgte am 28. November 1837 seine Abführung von Köln nach Minden. Diese Maaßregel rechtfertigte die Regierung in ihren Erlassen durch die Anklage gegen den Erzbischof, daß er gegen sein Wort und gegen seine Pflicht, gegen die bestehenden Gesetze und Anordnungen gehandelt und über seine Versuche, dieselben zu untergraben und umzustürzen, die Regierung nicht allein im Dunkel gehalten, sondern sie im entgegengesetzten Glauben bestärkt habe. Auch wurde bemerkt, daß diese Handlung des Erzbischofs offenbar mit den Revolutionen zusammenhänge, welche die Gemüther aufzuregen, die Gewissen zu verwirren suchen, um ihre zerstörenden Plane durchzuführen. Der Papst aber seinerseits verkündete am 10. December 1837, kaum drei Wochen nach der Wegführung des Erzbischofs, der Welt seinen „herzzerreißenden Schmerz über ein Ereigniß, durch welches die kirchliche Freiheit verletzt, die bischöfliche Würde verachtet, heilige Gerichtsbarkeit usurpirt, die Rechte der katholischen Kirche mit Füßen getreten seien." Allerdings waren Gesetze mit Füßen getreten, aber wahrlich nicht die der Kirche durch den König, sondern die des Staats durch den Erzbischof. Nun entstand eine große Aufregung, es kam an manchen Orten zu Bewegungen, die jedoch wieder unterdrückt wurden. „Wir sind Rheinländer und als Rheinländer gute Katholiken", hieß es; sogar die Liberalen ließen sich gegen die Regierung aufhetzen. Der Katholicismus gewann entschieden; die Leute fingen sogar der Kirchenpartei zu lieb wieder mehr den Bußwerken obzuliegen. Auch Görres

mischte sich in den Kampf, er schrieb den „Athanasius", in welchem er den Erzbischof zum Märtyrer machte und großes Aufsehen erregte.

Das Beispiel des Rheinlands erweckte in den östlichen Provinzen Nacheiferung. Auch dort erwachte der Ultramontanismus wieder. Der Erzbischof von Gnesen und Posen, Martin von Dunin hatte noch im Jahr 1830 urkundlich bezeugt, daß es in seiner Diöcese nicht Sitte sei, bei der katholischen Trauung gemischter Ehen ein Versprechen der katholischen Erziehung aller Kinder zu fordern, gleichwohl verlangte er am Anfang des Jahres 1837 vom Minister, daß entweder das Breve vom Jahr 1830 auch in seiner Diöcese amtlich publicirt oder ihm gestattet werde, die Sache, wie sie sich wieder gestaltet habe, dem apostolischen Stuhl zur Entscheidung vorzulegen. Die Regierung ging darauf nicht ein, nun erklärte der Erzbischof in einem im Jahr 1838 Februar erlassenen Hirtenbrief, er werde sofort jeden Priester seiner Erzdiöcese suspendiren, der sich anmaßen sollte, gemischte Ehen nach katholischem Ritus zu verbinden oder denselben auf irgend eine Art seine Beistimmung zu geben, wenn nicht vorher der nichtkatholische Theil mit aller Sicherheit gelobt habe, daß alle Kinder einer solchen Ehe im katholischen Glauben erzogen werden sollen. Die Regierung verlangte die Zurücknahme des Hirtenbriefs. Als dies der Erzbischof verweigerte, erklärte sie seine ungesetzliche Verfügung für unwirksam und untersagte allen geistlichen Beamten bei Androhung einer Strafe ihre Befolgung. Die Geistlichen widersetzten sich dem und beriefen sich auf ihre Pflicht des Gehorsams gegen den vorgesetzten Erzbischof. Die Regierung leitete einen Criminalprozeß gegen den Erzbischof ein. Der Erzbischof appellirte an das geistliche Privilegium fori und wies beharrlich alle Versuche, ihn gerichtlich zu vernehmen, zurück. Im Jahr 1838 stellte der Papst im Collegium der Cardinäle die Sache so dar, wie wenn die Regierung die Kirchenverfassung umstürzen und die

Kirche zum Menschenwerk erniedrigen wollte. Darauf folgte in der „Staatszeitung" eine Erklärung, welche der Erzbischof einer falschen Darstellung des Sachverhalts beschuldigte. Alle preußischen Bischöfe nahmen an dem Streit Theil. Das Publikum interessirte sich aufs lebhafteste dafür. Man berief den Bischof nach Berlin und suchte ihn umzustimmen; es war vergebens. Im Jahr 1839 wurde ihm das Erkenntniß des Oberlandesgerichts zu Posen eröffnet, das ihn zwar von der Anklage hochverrätherischer Handlungen und der Aufwieglung des Volkes freisprach, aber wegen Ungehorsams und wegen der eigenmächtigen in seiner Diöcese getroffenen und nicht widerrufenen Maßregeln zum Verlust seiner Würden, zu sechs Monaten Festungsstrafe und Bezahlung sämmtlicher Kosten verurtheilte. Zugleich wurde er für unfähig erklärt, jemals im preußischen Staat wieder ein Amt zu bekleiden. Das Urtheil kam jedoch so nicht zum Vollzug. Der König nahm ein Schreiben des Erzbischofs als Gnadengesuch, in Folge dessen die Absetzung suspendirt und die Freiheitsstrafe aufgehoben wurde, nur sollte er vorläufig auf den Aufenthalt in Berlin beschränkt sein. Da er aber aus Berlin nach Posen entfloh, so wurde er daselbst verhaftet und auf die Festung Colberg gebracht. So war der Stand der Sache, als Wilhelm III. im Jahr 1840 starb und Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg. Friedrich Wilhelm IV. gab nach, er zog sich vor dem Ultramontanismus zurück, denn er schwärmte für das Mittelalter schon längst. Er erlaubte dem gefangenen Erzbischof in seine Diöcese zurückzukehren. In einem Hirtenbrief vom 29. August 1840 ermahnte zwar der Erzbischof zur Friedensliebe gegen Andersgläubige, befahl aber auch seinen Untergebenen, bei Schließung gemischter Ehen sich jeder zustimmenden Handlung zu enthalten, weil es durch das Gesetz verboten sei, die Bürgschaft für die katholische Erziehung der Kinder, ohne welche die katholische Kirche solche Ehen nicht zulassen könne, zu fordern. Dem Kölner Erzbischof wurde nach

vorausgegangenen Verhandlungen mit dem römischen Stuhl der Bischof von Speier Johann von Geissel zum Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge gegeben. Er wurde durch einen offenen Brief des Königs seiner Haft entlassen und von jeder Schuld an revolutionären Umtrieben ehrenvoll freigesprochen. Er erklärte nun, für seine Kirche nur noch leben zu wollen. Von jetzt an wurde überall festgehalten an den von der römischen Kirche in dem Breve Pius VIII. gegebenen Bestimmungen. Unter Verzichtung auf das Placet in Sachen der Lehre wurde der Verkehr der Bischöfe mit dem römischen Stuhl freigegeben, im Januar 1841. Hier liegt ein offenbarer Sieg des Ultramontanismus über die Regierung wie über die freiere josephinische Richtung vor. Mit diesem Streit beginnt eine neue Epoche des Katholicismus, eine straffere und schärfere Haltung, die ihren Grund in dem Einwirken der Jesuiten hat. Ueberall nahm von jetzt an der Fanatismus wieder zu, die heiligsten Bande wurden zerrissen, das frühere friedliche Verhältniß der Confessionen in Haß verwandelt und die Toleranz als Weichlichkeit verhöhnt. Aus dem so gepflügten Boden entstanden die historisch-politischen Blätter, ein ächtes Jesuitenblatt, in dem die jesuitische Anmaßung, Süßlichkeit und Verschlagenheit, die hierarchischste Selbstüberhebung und das Curialsystem in seiner höchsten Ueberspannung seinen Ausdruck fand. In diesem Blatte blieb Preußen trotz seiner Nachgiebigkeit gegen den Ultramontanismus doch immer der Gegenstand der Anfechtung; aber die Katholiken steigerten auch immer mehr ihre Ansprüche und sprachen offen die Hoffnung aus, daß auf dem preußischen Sande der große Kampf ausgefochten werden müsse. Seit dieser Zeit hat der Katholicismus in Preußen die größten Fortschritte gemacht. Nicht blos breitete er sich immer mehr aus, er wirkte auch in der Wissenschaft verderblich, indem er alle wissenschaftlichen Erscheinungen, die ihm nicht genehm waren, unterdrückte, so die

Lehre von Hermes in Bonn und Günther in Wien. Die Wissenschaft mußte wie immer scholastisch bleiben. Rom oder die Jesuiten entschieden; es hieß einfach: Roma locuta est, res finita est! Die Päpste steuerten in Gemeinschaft mit den Jesuiten immer mehr dem Glaubensdekret zu. So wurde u. A. das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä decretirt. Es ist in der That ächt jesuitisch, das wissenschaftliche theologische Denken vollends ganz auszuwischen und durch den Papst das Dogma decretiren zu lassen. Jesuiten haben versichert in der Versammlung ausgewählter Bischöfe, in welcher berathen wurde, ob das Dogma von der unbefleckten Empfängniß zeitgemäß und wie es äußerlich zu sanctioniren sei, da sei gegen das Ende der Versammlung fast sichtbar der heilige Geist über die Bischöfe gekommen, so daß sie den Papst dringend mit der Bitte angingen: lehre uns, lehre uns, Petrus, stärke deine Brüder, worauf ihnen dann das neue Dogma aus dem unfehlbaren Munde mitgetheilt worden und sie dem sie damit beglückenden heiligen Stuhl ewige Treue gelobt haben.

Die bedeutendsten Fortschritte machte das Jesuitenthum um diese Zeit in Baiern unter dem Minister Abel. Die Partei der historisch-politischen Blätter wurde mit ihren Theoricen und Grundsätzen allmächtig. Sie erklärten offen, die Kirche verhalte sich zum Staat wie der Geist zum Leib, daraus folgt, der Staat müsse sich der Kirche, vor Allem deren Oberhaupt, unterordnen, dadurch würde dann dem Dualismus ein Ende gemacht und die Einheit im Regiment hergestellt. Die Wiederherstellung der Klöster wurde als der einzige Anker der Regierung und der Religion in einer sturmbewegten Zeit bezeichnet. Der Protestantismus wurde mit allen Mitteln verfolgt. Die Gründung neuer protestantischer Gemeinden und Kirchen wurde erschwert, die Klöster dagegen vermehrt, die Reformation auf der Kanzel und in der Presse auf's heftigste angefeindet, jede Theilnahme,

jeder Verkehr mit dem Gustav-Adolphsverein wurde verboten. Erst mit dem Sturz des Ministeriums Abel wurde dieser Zustand anders. Das Jahr 1848 und die darauf folgende Zeit wußten die Jesuiten prächtig zu benützen, sie verstanden es, den Zug der Zeit, die monarchische Gewalt des Staates zu brechen, auch für ihre Zwecke zu verwenden, sie verlangten die Freiheit für sich so gut wie die Demokraten, damit sie für ihr specifisches Interesse wirken können. Die Gewähr des freien Versammlungs- und Vereinsrechtes, der vollkommenen Glaubens- und Gewissensfreiheit aller Deutschen, der Selbstständigkeit jeder Religionsgesellschaft in Verwaltung ihrer Angelegenheiten, das waren Grundrechte, die vor Allem den Jesuiten zu gut kamen, sie gefielen ihnen sehr gut, obwohl sie entschlossen waren, sie gegen die Freiheit zu benützen. Man weiß, wie die katholischen Vereine, die Piusvereine sich im Stillen in politische Dinge mischen. Dazu kamen die Missionen, von denen wir bereits gesprochen haben, die absichtlich gerade in protestantischen Staaten gehalten wurden, um auch Andersgläubige von der Herrlichkeit der alleinseligmachenden Kirche und von der Unwahrheit der protestantischen Secten zu überzeugen.

Im Herbst 1848 traten die meisten deutschen Bischöfe und Erzbischöfe in Würzburg zusammen, auch einige österreichische nahmen Theil, namentlich der Cardinal und Erzbischof Fürst Schwarzenberg. Die Versammlung war in der That ein deutsches Nationalconcil, sie selbst nannte sich nur darum nicht so, weil viele österreichische Bischöfe fehlten. Die Verhandlungen waren geheim, am Schluß wurde aber ein allgemeiner Hirtenbeief an alle Gläubigen erlassen und eine Denkschrift bekannt gemacht. In dieser erklärten die Bischöfe: „die katholischen Bischöfe erkennen es an, daß, wie entschieden und streng auch die Kirche anarchische Bestrebungen jeder Art verabscheut und verwirft, doch auch sie ein lebendiges Interesse hat an der Sicherung alles dessen, was

der allgemeine Ruf nach Freiheit von administrativer Bevormundung und Controle Wahres enthält, und daß die Kirche an den Zusagen, welche die Fürsten ihren Völkern gegeben, den ihr gebührenden Antheil in Anspruch zu nehmen nicht versäumen darf." Sie erklärten ferner ausdrücklich, wo das Verhältniß der freien Lebensäußerung der Kirche zu der öffentlichen Ordnung des Staates durch Concordate oder ähnliche Verträge gesichert sei, werden sie dieselben heilig halten; wo aber Hemmungen des kirchlichen Lebens und der freien episcopalen Wirksamkeit sich zeigen, werden sie den heiligen Stuhl um seine Vermittlung angehen, überhaupt fühlen sie sich verpflichtet, die Freiheit der Kirche zu behaupten und fordern daher die unbeschränkte Freiheit der Lehre und des Unterrichts, sowie die Errichtung und Leitung eigener Unterrichtsanstalten im ausgedehntesten Sinn, das Recht der alleinigen Prüfung und Ueberwachung der Geistlichen, des Cultus, der Congregationen, sie verwahrten sich feierlich gegen die Ansicht, daß der Verband mit dem Vater der Christenheit als eine Sünde an der Nationalität, als undeutsch und gefährlich anzusehen sei, jede Art von Placet, welches die freie Verkündigung geistlicher Erlasse hemmt, ist ihnen eine Verletzung der unveräußerlichen Rechte der Kirche.

In den deutschen Grundrechten ist jeder öffentlichen Religionsgesellschaft oder Kirche die selbstständige Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten, und der Besitz und Genuß der für die gottesdienstlichen Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds zuerkannt. Dieselben Bestimmungen sind auch in das kaiserliche Verfassungspatent für Oesterreich vom 4. März 1849 aufgenommen. Unmittelbar darauf im April 1849 traten die österreichischen Bischöfe zu einer Versammlung zusammen, welcher zufolge bei der Regierung auf selbstständige Verwaltung des Kirchenvermögens, andere Besetzung der Bischofstellen, Besetzung der niederen Stellen durch die Bischöfe, Einwirkung derselben

auf die Berufung der Professoren der Theologie u. s. w. angetragen wurde. Alles wurde durch Decrete vom 14. und 23. April 1850 von der Regierung genehmigt. Der Verkehr mit dem Papst sollte frei sein, das Placet bei geistlichen Bekanntmachungen wegfallen, die Bischöfe sollen Kirchenstrafen verhängen dürfen, sie können Geistliche ein- und absetzen und die Staatsgewalt anrufen zur Durchführung ihrer Erkenntnisse. Der Kaiser mußte versprechen, bei der Besetzung der Bisthümer den Beirath der Bischöfe zu hören. Diese Zugeständnisse behielten ihre Giltigkeit, ungeachtet das Patent vom 4. März 1849 durch die kaiserliche Verordnung vom 31. December 1851 wieder aufgehoben worden ist. Diese Decrete hoben die josephinische Gesetzgebung vollständig auf, der Ultramontanismus hatte seinen größten Sieg errungen, die Jesuiten triumphirten. Selbst in Oesterreich war man über solche Erfolge erstaunt. Auf diese Decrete folgte nun vollends das Concordat vom 18. August 1855, das der Kirche dem Staat gegenüber eine Stellung einräumte, die das alte josephinische Kirchenrecht vollständig aufhob. Kirche und Schule gab das Concordat vollständig in die Hände der Pfaffen, sie erhielten sogar die Büchercensur, die Ernennung zu Kirchen- und Religions-Lehrstellen; in alle Lebensverhältnisse, Ehe, Unterricht, Begräbniß, griffen sie ein. In dem Concordat gab die österreichische Regierung zwar die Versicherung, daß sie für die protestantische Kirchenfreiheit dasselbe thun werde wie für die katholische. Es ist aber damit nie ein Ernst geworden, die Jesuiten ließen es nicht aufkommen; die Concessionen gegenüber den Ungarn kamen den Protestanten anderer Länder nie zu gut.

In Preußen machte die Jesuitenpartei seit 1848 sehr bedeutende Fortschritte. Die Furcht vor der Revolution trug wesentlich dazu bei, und die Jesuiten verstanden sie zu benutzen. In der revidirten Verfassungsurkunde vom 31.

Januar 1850 wurde festgesetzt: der Verkehr der Religionsgesellschaften mit ihren Oberen sei ungehindert, die Bekanntmachung kirchlicher Anordnungen nur denjenigen Beschränkungen unterworfen, welchen alle übrigen Veröffentlichungen unterliegen, das Ernennungs-, Vorschlags- Wahl- und Bestätigungsrecht bei Besetzung kirchlicher Stellen, soweit es dem Staat zustehe und nicht auf dem Patronat oder besondern Rechtstiteln beruhe, sei aufgehoben. So wurde die Selbstständigkeit der katholischen Kirche festgestellt. Die bisherigen Rechte der Regierung und des Staatsoberhaupts kamen an den Erzbischof. Kein Wunder, daß der Papst die Erzbischöfe von Köln und Breslau zu Cardinälen und den Minister Manteuffel zum Großkreuz des Piusordens ernannt

Auch in Bayern erholten sich die Bischöfe wieder. Auf einer Conferenz zu Freising im October des Jahres 1850 beschlossen sie eine Denkschrift an den König, in welcher sie sich beklagten über die Beeinträchtigung, welche die katholische Kirche in Bayern ungeachtet des Concordates vom Jahr 1817 noch immer erleide und sehr entschieden erklärten, daß es nun dem Episkopat zukomme, darüber zu entscheiden, was im Cultus wesentlich und was unwesentlich sei. Die Regierung blieb indeß fest und berief sich auf die Zustimmung der Kammern, deren man bedürfe.

Es ist deutlich, wie die Herren Bischöfe und Jesuiten die Bewegung von 1848 benutzten, den Schein der revolutionären Tendenz vermieden sie aber, sie verstanden es sehr gut, ihre Forderungen anzubringen. Die Jesuiten wühlten im Hintergrund nach Kräften. Man gab sich vor Allem den Anschein, als kämpfe man gegen die Bureaukratie und den Polizeistaat, man wolle frei werden von administrativer Controle und Bevormundung, die Fürsten müßten auch der katholischen Kirche wie den Völkern die Freiheit geben. Man muß gestehen, die Jesuiten hatten das hübsch eingefädelt. Schon im Parlament arbeiteten die Herren Lassaulx, Sepp,

Radowitz in diesem Sinn. Der Gedanke war verwünscht gescheidt, aber man ist versucht, ihn herzlich dumm zu nennen, denn jedermann durchschaute die Intrigue. Denn wer überall Intoleranz und Tickglauben-Herrschaft der Hierarchie einführen will mit allen Mitteln, dem ist es trotz allen Protesten gegen den Polizeistaat kein Ernst mit der Freiheit.

Im Januar 1849 erließ der Erzbischof von Freiburg einen Hirtenbrief, in welchem er seine Suffragane zu einer Provinzialsynode für das kommende Jahr zusammenberief. In Folge des badischen Aufstandes konnten die fünf Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz sich erst im März 1851 in Freiburg zu einer gemeinsamen Denkschrift an ihre Regierungen vereinigen. Darin forderten sie: Beseitigung aller die Kirche betreffenden sogenannten Märzerrungenschaften, der Civilehe 2c., freie Verleihung geistlicher Aemter und Pfründen durch die Bischöfe innerhalb ihrer Sprengel, Befugniß der Bischöfe, ihre Untergebenen frei zu prüfen und kanonisch zu bestrafen, keine Staatsprüfung für die Alumnen, keine landesherrliche Genehmigung bei Besetzung erledigter Pfarrstellen, keine Appellation an die Staatsregierung bei Ausübung der Strafgewalt über die Geistlichen, Abschaffung des landesherrlichen Tischtitels, Aufhebung des Placet bei Veröffentlichung päpstlicher Bullen und Breven und bischöflicher Ausschreiben an den Klerus, freier Verkehr der Bischöfe mit Rom, selbstständige Verwaltung des Kirchen- und Stiftungsvermögens, bischöfliche Genehmigung bei Ernennung von Religionslehrern an Gymnasien und Universitäten, volle Freiheit zu Abhaltung von Missionen und Priesterexercitien. Diese Forderungen standen in vollständigem Gegensatz zu der bisherigen Praxis und zu den landesherrlichen Verordnungen, zu deren Befolgung die Bischöfe bei ihrem Amtsantritt eidlich verpflichtet worden waren. Die Regierungen der betreffenden Staaten benahmen sich übrigens trotz Allem äußerst versöhnlich, ja weit unter ihrer Würde; um so mehr wagten

sich die Bischöfe heraus; sie erklärten ausdrücklich, wenn man ihr gerechtes Verlangen nicht befriedige, seien sie entschlossen, für sich vorzugehen, möge daraus folgen, was da wolle. Besonders that sich in dem badischen Kirchenstreit der Erzbischof von Freiburg hervor, er kümmerte sich, aufgestachelt von seiner jesuitischen Umgebung, nichts um die badische Regierung, die ihn erfolglos wegen Auflehnung gegen die Staatsgewalt in Anklagestand versetzte; er seinerseits that den Provinzialcommissär der Regierung und den katholischen Kirchenrath in den großen Bann. Die Regierung unterhandelte nun mit dem Papst. Die Regierungen richteten nichts aus, denn sie hatten gegenüber der Zähigkeit der ultramontanen Partei kein festes Princip und suchten die Schwierigkeiten einfach zu umgehen. So ging es auch mit dem württembergischen Concordat, das die alten Forderungen enthielt. Es wurde aber von der Abgeordnetenkammer verworfen, aber durch Vermittlungsanträge gewann die ultramontane Partei am Ende doch. So in Baden, Hessen-Darmstadt und Kurhessen. Die Regierungen verstanden es nicht, den Pfaffen den Ernst zu zeigen, sie fürchteten sich vor den Katholiken, die sie zu reizen fürchteten. Den größten Rückschlag erlitten übrigens die katholischen Bestrebungen in Baden.

Man weiß, daß in Oesterreich der Jesuitenorden überall mit Ausnahme von Tyrol verboten ist. Nun erfährt man aus dem in Rom officiell bekannt gemachten Personalbestand des Ordens, daß es nicht blos in Oesterreich 362, sondern auch in dem übrigen Deutschland 584 Jesuiten gibt. Ihre Zahl ist nach neueren Angaben folgende. Ende 1863 waren es 7529, etwa 48 mehr als Ende 1862. Sie sind in 19 Provinzen, 5 italienische, 5 deutsche und belgische, 3 französische, 2 spanische, 4 englische und amerikanische, eingetheilt. In Italien sind 1617 Jesuiten, in Oesterreich 362, in Belgien 576, in Holland 236, in Deutschland 584, in Frankreich 2266, in Spanien 868, in England 270, in

Irland 139 und in Amerika 350. In Rom selbst befinden sich 344 Jesuiten, von denen 12 an der Direction der „Civilta cattolica" betheiligt sind. In auswärtigen Missionen sind 1372, worunter 560 Franzosen, 286 Spanier und 260 Italiener.

Davon wird eine hübsche Zahl auf Bayern fallen. Der Hofprediger Graf Dupouteil in München erhielt einen Verweis, weil er in seiner Rede bei der Leichenfeier des Königs Max die protestantische Königin Marie eine Helferin der Armen, Trösterin der Betrübten, Zuflucht der Kranken und Bedrängten nannte, da diese Ausdrücke aus einer auf die Jungfrau Maria bezüglichen Litanei seien.

In Feldkirch hausten die Jesuiten bis vor Kurzem am vorarlbergischen Gymnasium noch immer in der bisherigen Weise, bequemten sich nicht zu dem vom Staat vorgeschriebenen Lehrplan, noch weniger unterwarfen sich die Professoren der vorgeschriebenen Staatsprüfung. In Münster, Paderborn, Aachen, Köln, Bonn, Trier, Kloster Laach haben sie sich festgesetzt, Besitzthum erworben und Institute gegründet, an vielen Lehranstalten haben sie religiöse Congregationen gegründet, die Elementarlehrer nehmen sie in ihre Exercitien, sie nehmen auch die Stellen von Weltpriestern ein, in Aachen allein gehören 2000 Männer und Jünglinge zu ihrer Congregation, besonders halten sich die Frauen zu ihnen.

In Frankreich wurde neuestens, wie die Zeitungen melden, das Buch der geheimen Instructionen der Jesuiten wieder aufgelegt und in 22,000 Exemplaren abgesetzt, erst vor kurzem erschien eine neue Auflage. Noch in neuester Zeit brachten italienische Zeitungen folgende Anzeige: „Der Prozeß gegen die Ignorantellibrüder wegen infamirender Vergehen gegen die ihnen anvertrauten Zöglinge wird noch vor dem 15. Juni seinen Anfang nehmen." Unter den 20 Zöglingen, die die Brüder durch ihre Aussagen beschuldigen, erscheint namentlich die Aussage eines derselben höchst com-

promittirend. Dieser war von seinen Eltern, die schon früher von dem unsaubern Treiben der Brüder benachrichtigt waren, aus der Anstalt zurückgezogen worden. Bevor derselbe aber das Convict definitiv verließ, war er von den frommen Brüdern in die Kirche gebracht worden, wo sie ihn in priesterlicher Kleidung mit angebrannten Kerzen umgaben, und ihn, die Hand auf dem Evangelium, schwören ließen, daß er nie und nimmer Etwas von dem sagen wolle, was zwischen ihm und einem oder mehreren der Brüder vorgekommen sei.

Alle diese Vorgänge, wie die Ereignisse in England, das der Papst im Jahr 1850 in zwölf römisch-katholische Bisthümer theilte, unter dem Erzbischof Wiseman, datirten von der strafferen Auffassung der Kirche durch die Jesuiten her, die dahinter standen.

Bis vor Kurzem ruhte nun der Kampf, er wurde wenigstens nicht laut. Die Wirksamkeit im Finstern aber dauerte fort, um so schlimmer, weil sie im Geheimen wirkte, und im gegenwärtigen vaticanischen Concil hat sie zum Entsetzen, selbst der bischöflichen Welt ihre Früchte gezeigt. Man kann sich daher die Frage vorlegen: ist der Jesuitismus noch heute gefährlich? Es gibt Leute genug, die ihn nicht fürchten. Sie behaupten, die Idee, die Kraft der Intelligenz überwinde Alles. Die Idee existirt freilich schon lang, hat aber tausend Irrthümer und finstere Gewalten, die in dieser Welt herrschen, bis auf diesen Tag nicht überwunden. Die Waffen des Geistes sind herrlich, aber sie sind gegenüber denjenigen, die sich ihnen ohne Geist, aber mit dem Trotz der Lüge widersetzen, oft nicht hinreichend. Es ist etwas Schönes um die ideale Hoffnung, aber wie lange werden die Völker noch warten müssen, bis sich die Fürsten der Finsterniß, die Feinde der Geistesfreiheit unterwerfen. Seit Jahrhunderten stehen sie im Gegentheil auf der Lauer und warten nur auf den Augenblick, wo sie ihre Plane ausführen können, um das Menschengeschlecht ihren Satzungen

zu unterwerfen. Der Gedanke des Jesuitismus ist unveränderlich, er ist zu Zeiten nur mehr maskirt als sonst. Darum ist es eine Anforderung an Alle, die es mit dem geistigen Fortschritt wohl meinen, die sich nicht einschläfern lassen wollen, vielmehr bereit sind, dem Menschengeist Bahn zu brechen, daß sie einer Gesellschaft, wie die Gesellschaft Jesu, überall, wo sie hervortritt, in welchen Gestalten, Formen, Vorstellungen sie sich zeigen möge, entgegentreten. Alle ihre Zuhälter und Helfershelfer, deren es überall auch unter den Protestanten gibt, alle diejenigen, die dem freien Gedanken widerstreben, müssen wir im Namen des Menschengeistes, im Namen der Menschenrechte auf's Aeußerste bekämpfen. Keine Freiheit, kein Erbarmen für die Lügenbrut. Es ist kein Zweifel, wenn das nicht geschieht, werden alle Entwicklungen des Volksgeistes zurückgehalten, erschwert, wo nicht vernichtet; wenn wir aber das jesuitische Schlangengezücht in allen seinen Wendungen vernichtet haben, werden wir auch leichter vorwärts schreiten. Die Stetigkeit des Fortschritts, die Stufe der Staaten, mit Einem Wort, die richtige Entwicklung des europäischen Menschengeschlechts fordert die Ausrottung der gemeinschädlichsten Gesellschaft, die je bestanden hat. Der Kampf ist schwer, aber der Triumph wird groß sein.

BX3702 .H71 v.1
Die Jesuiten : Geschichte und System des
Princeton Theological Seminary–Speer Library
1 1012 00049 7588